3 1761 05978787 9

31

# Vom Don zur Donau

Erſter Band

# Halb-Asien

Land und Leute des östlichen Europa

von

Karl Emil Franzos

Dritter Band

## Vom Don zur Donau I

Stuttgart und Berlin 1912
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

# Vom Don zur Donau

Neue Kulturbilder aus Halb-Asien

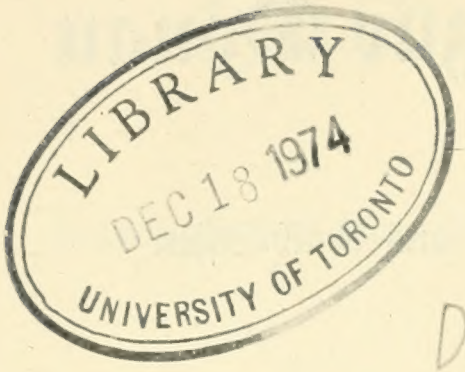
von

Karl Emil Franzos

Dritte Auflage

Erster Band

Stuttgart und Berlin 1912
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger




DR
14
F7
1912

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

# Zur zweiten Auflage.

Das vorliegende, im Jahre 1877 in erster Auflage ausgegebene Werk bildet, obwohl völlig selbständig und in sich abgeschlossen, zugleich den dritten und vierten Band des Gesamtwerkes „Halb-Asien", dessen erster und zweiter Band die Kulturbilder: „Aus Halb-Asien" (1876, dritte Auflage 1888*) sind, während der fünfte und der sechste Band unter dem Spezialtitel „Aus der großen Ebene" 1888 ausgegeben wurde. Es gibt also gleichfalls Schilderungen aus dem Kulturleben des Ostens und setzt sich gleichfalls aus ethnographisch-novellistischen, sozial-politischen und literarischen Bildern zusammen, nur daß hier durchweg andere Erscheinungen aus jenem sonderbaren Gemisch von Bildung und Barbarei geschildert werden, als in den beiden genannten Büchern. Mit diesen hat es übrigens auch die äußere Form und ebenso den Standpunkt gemein, welchen ich in jenem Kampfe zwischen Nacht und Licht einnehme. Es ist dies ein konsequenter, durch meine innerste Überzeugung bestimmter Standpunkt, und darum darf ich hoffen, daß auch diese Bände dem einsichtigen Prüfer als ein einheitliches Werk erscheinen werden.

Über diesen Standpunkt habe ich mich in der Einleitung

*) Vierte Auflage 1901.

zu „Aus Halb-Asien" eingehend ausgesprochen; auch der Schlußaufsatz des vorliegenden Buches kann darüber orientieren. Ich beschränke mich daher, was dies Buch im besonderen betrifft, auf die Wiedergabe einer Stelle aus dem Vorwort zur ersten Auflage:

„Kulturarbeit kann da nur glücken, wo Friede herrscht. Darum kämpfe ich für die Gleichberechtigung der Nationalitäten und Konfessionen jenseits der Karpathen, darum stehe ich gegen die Unterdrücker für die Unterdrückten. Ich bekämpfe den Druck, welchen die Russen auf Kleinrussen und Polen üben, aber wo die Polen, wie dies in Galizien der Fall ist, ein Gleiches tun, da kämpfe ich gegen den Druck, welchen sie den Kleinrussen, Juden und Deutschen auferlegen. Ich trete für die Juden ein, weil sie geknechtet sind, aber ich greife die Knechtschaft an, welche die orthodoxen Juden selbst den Freisinnigen ihres Glaubens bereiten. Ich bin für den berechtigten Einfluß des deutschen Geistes im Osten, aber wo in seinem Namen gewaltsame Germanisierung versucht wurde, da geißle ich diese verhängnisvollen Bestrebungen. Ich weiß mich frei von jeglichem nationalen oder religiösen Vorurteil; ich hasse die Tyrannei Rußlands, aber nicht die Russen, ich bekämpfe die ungerechte Hegemonie der galizischen Polen, aber nicht die Polen als Nation. Ich teile nicht bloß Tatsachen mit, ich ziehe auch Schlüsse aus denselben, denn nur so lassen sich Tatsachen beleben und gruppieren, nur so kann ich, so weit mir die Kraft reicht, mein Scherflein beitragen zu dem hohen Ziele, die Zustände Halb-Asiens denen Europas ähnlicher zu machen. Es ist — ich darf es mit ruhigem Gewissen sagen und der Beurteilung jedes gerechten Prüfers überlassen — ein sittlicher Zweck, der mich leitet, und ich

bediene mich zu seiner Erfüllung nie unsittlicher Mittel. Darum gebe ich auch rücksichtslos immer der Wahrheit die Ehre. Ich kann mich irren, aber auf keinem dieser Blätter habe ich mich selbst oder meine Leser absichtlich getäuscht. Ich ziehe die Schlüsse aus den Tatsachen, die mir als Wahrheit feststehen, voll und ganz, ich fälsche keine Tatsachen, um Schlüsse daraus ziehen zu können. Wenn derjenige ein Tendenzschriftsteller ist, der verschweigt oder entstellt, was ihm nicht paßt, dann bin ich wahrlich keiner, wenn es derjenige ist, der durch seine Arbeiten einen ethischen Zweck verfolgt, dann bin ich Tendenzschriftsteller.

Nach drei Richtungen unterscheiden sich die vorliegenden Bilder von ihren Vorgängern, den Bildern ‚Aus Halb-Asien'. Erstens erscheinen die literarischen Bestrebungen der Völker des Ostens hier mehr berücksichtigt, was sicherlich keiner Entschuldigung bedarf. Zweitens erscheint hier das novellistische Beiwerk strenger den Zwecken des Kulturbildes untergeordnet. Drittens ist das Gebiet, welches ich hier durchschreite, geographisch größer. Aus jenem Lande, welches ich in dem Buche: ‚Aus Halb-Asien' vornehmlich geschildert, aus Galizien, finden sich hier nur wenige Bilder. Rußland und Rumänien hingegen erscheinen hier ausführlicher behandelt als dort. Aber auch hier habe ich nichts geschildert, was ich nicht aus eigener Anschauung kenne, keine Literatur kritisiert, die ich nicht selbst gelesen." — —

Das Schicksal, welches dem Buche in seiner ersten Gestalt wurde, war ein günstiges. Die deutsche Kritik äußerte sich ebenso freundlich wie über die Bilder „Aus Halb-Asien", ja einzelne Stimmen noch freundlicher. Jene der Zeitungen Halb-Asiens schlug freilich dieselbe Tonart an, die sie mir

bei meinem ersten Buche gewidmet, doch kann ich das nicht als Mißerfolg betrachten, müßte mich vielmehr auf falschem Wege wissen, wenn mir je der Beifall nationaler oder konfessioneller Gegner zuteil würde. Sehr zahlreich waren die Übersetzungen. In Dänemark, Schweden und Holland erschienen Übertragungen des ganzen Werkes; eine Auswahl wurde ins Englische und Französische übersetzt, ebenso (mit Ausschluß jener Kapitel, die in Rußland nicht gedruckt werden durften) ins Russische und Kleinrussische; einzelne Aufsätze erschienen, soweit mir bekannt, in italienischer, ungarischer, rumänischer, bulgarischer und serbischer Sprache. Von den auf die Juden bezüglichen Aufsätzen sind wiederholt Übersetzungen ins Hebräische erschienen, welches ja im Osten noch heute eine lebende Literatursprache ist. Was den Absatz betrifft, so war die sehr starke Auflage bereits mit Ende 1884 vergriffen, und das Werk hat daher durch fünf Jahre auf dem Büchermarkte gefehlt. Der Grund hierfür liegt nur darin, daß ich, einige Jahre lang durch einen sehr mühevollen Redaktionsposten an meiner selbständigen literarischen Tätigkeit fast ganz behindert, dann aber eifrig der Ausführung einiger dichterischen Pläne zugewendet, leider nicht die Muße gewinnen konnte, um die nötig gewordenen Veränderungen und Zusätze für den Neudruck besorgen zu können.

Dieser Neudruck kündigt sich als gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage an; ich könnte ihn fast mit demselben Recht als ein neues Buch bezeichnen. Kein einziger Aufsatz ist in der ursprünglichen Gestalt zum Abdruck gekommen. Durchgesehen und stilistisch durchgefeilt wurden die Aufsätze: „Die Gezwungenen“ und „Mein Onkel Bernhard“; wesentlich umgestaltet und erweitert: „Markttag

in Barnow", „Martin der Rubel", „Thodika", „Taras Szewczenko" und „Rumänische Sprichwörter". Ganz neue Arbeiten sind die Essays: „Die Literatur der Kleinrussen", „Das Volkslied der Kleinrussen", „Der Ahnherr des Messias" und „Kulturentwicklung in Halb-Asien". Weggefallen sind von den in der ersten Auflage enthaltenen Aufsätzen die Skizze aus der österreichischen Reaktionszeit „Henker und Bajazzo", welche in der dritten Auflage von „Aus Halb-Asien" ihren Platz gefunden, sowie die novellistische Skizze: „Der wilde Starost und die schöne Jütta", welche ich der vierten Auflage meines Novellenbuchs „Die Juden von Barnow" eingefügt habe, endlich die Skizzen „Rumänische Poeten" und „Die geistigen Strebungen der Bulgaren", weil sie in der Umarbeitung so beträchtlich erweitert werden mußten, daß ihre Aufnahme in dieses Buch aus äußeren Gründen unmöglich wurde.

Daß auch dieses Buch politische, nationale und konfessionelle Gegner finden wird, wie die beiden anderen Sammlungen aus demselben Stoffkreise, ist ganz selbstverständlich; ebenso darf ich aber vielleicht hoffen, daß es ihm gleich jenen auch nicht an Freunden fehlen wird.

Berlin, im Herbst 1889.

Der Verfasser.

# Zur dritten Auflage.

Die vorliegende dritte Auflage erscheint, unter Hinweglassung von „Aus Pests Verbrecherhöhlen", unverändert.

Wien, im November 1911.

Ottilie Franzos.

# Inhalt


Seite

Marktag in Barnow . . . . . 1

Die „Gezwungenen“ . . . . . 107

Mein Onkel Bernhard . . . . . 159

Martin der Rubel . . . . . 183

Die Literatur der Kleinrussen . . . . . 233

# Markttag in Barnow

Es ist in der grauen, grauen Frühe, recht in der Mitte zwischen Tag und Nacht, so gegen die dritte Stunde. Im Dorfe schläft noch alles, und die Heide, die ringsum ausgegossen ist, die endlose Heide ist ohne Laut und ohne Regung. Es geht niemand die schmalen Pfade, welche sich durch das dürftige Gras und die Wacholdersträuche schlängeln, und das ist gut; es wäre ein banges Wandern in dieser Totenstille, in diesem halben Licht. Denn die Sonne ist noch nicht erwacht, nur im Osten beginnen die Spitzen einer Wolkenbank, welche dort finster zwischen Erde und Himmel steht, in sanftem leisen Rot zu glühen. Aber das ist wenig Trost gegen das endlose Grau, so wenig, als wenn etwa eine gütige Hand eine Rose schüchtern auf den Rand eines Bahrtuches legt. Man weiß gar nicht, woher das graue Licht rührt, die Sonne scheint noch nicht und die Sterne nicht mehr, die lieben tröstlichen Sterne, die Wahrzeichen der Barmherzigkeit. Denn das sind ja die leuchtenden Tränen, welche Gott über das Leid der armen Menschen weint, und weil es so viel Leid auf Erden gibt, darum funkeln so viele Sterne am Himmel. So meinen wenigstens die Leute in der großen Ebene, und sie meinen, es kämen noch immer mehr Sterne dazu. Denn Gott, sagen sie, kann den

Menschen nicht helfen und so läßt er zu seiner Entschuldigung wenigstens seine Tränen ewig glänzen, zum Zeichen, daß ihm alles Wehe da unten das eigene Herz durchschneidet. Eine sonderbare Anschauung — der Pope meint: eine sehr dumme, und predigt jeden Sonntag in der hölzernen Kirche, das sei ja alles nicht wahr, der liebe Gott sei noch ganz so stark, wie früher, und besonders Gott Sohn ein kräftiger Herr in den besten Jahren. Die Leute nicken dazu und bekreuzen sich, aber dann flüstern sie: „Wie früher? Es sind so viele Sterne; er wird auch früher nicht gar so stark gewesen sein!" Denn diese Leute haben ihre eigene Religion, in der es keine Popen gibt — die ist, wie sie selber, ein Kind der großen Ebene und ihr ureigen, wie etwa der Heideranch, und wer dieser Ebene recht ins Antlitz geschaut, ins unsäglich traurige, unsäglich gewaltige Antlitz, der versteht diese Religion und wird sie all seine Tage nie und nimmer los ...

Es ist in der trüben grauen Frühe: alles schläft. Nur zwei lustige Gesellen sind wach, und wie sie ihr fröhlich Wesen zu treiben beginnen, wecken sie auch so allmählich alle anderen auf. Der Morgenstern, der Morgenwind. Der Stern zwinkert gleich sehr lustig, der Wind aber — ganz langsam kommt er heran und hält zwischendurch still, recht wie einer geht, der sich den Schlaf noch nicht völlig aus den Wimpern gerieben. Aber dann ermannt er sich und streicht lustig über die Heide und pfeift dazu, der frische, schneidige Gesell. Den Weihern auf der Heide und den Sträuchern reißt er die Schlafkäppchen ab, unter denen sie geruht,

die Nebel. So fegt er die Ebene rein, und wach und nüchtern liegt sie nun im kalten grauen Lichte. Leise zittert alles Gesträuch, es ist so jählings aus dem Schlafe geweckt worden. Aber der Wind kümmert sich nicht darum und plötzlich ist er auch im Dorf, rüttelt die Bäume wach und pfeift den Spatzen durchs Gefieder und den alten würdigen Hähnen um den Kamm, daß jählings ein großes Piepsen und Krähen losbricht. Das weckt die Hunde, und die Kühe in den Ställen heben die Köpfe und begrüßen den jungen Tag mit langgezogenem, melancholischem Gebrüll. So schallt das stille Dorf plötzlich von hundert Stimmen und das weckt auch die Menschen auf.

Aber der erste, der nun sichtbar wird, ist nicht davon aufgetrieben worden; ihn hat der Morgenstern gemahnt. Der hat so lange lustig in die Kammer hineingezwinkert, bis der Knecht sich doch erhoben und nun schläfrig in den Hof hinaustritt. Er räkelt sich und dehnt widerwillig die Glieder, aber dabei fährt doch ein sonderbares Schmunzeln über sein Gesicht. „Hm! ja!" sagt er langgezogen, bedächtig vor sich hin und spricht dann lächelnd zu dem lustigen Gesellen da oben: „Zwinkere du nur, du erzählst ja doch nichts!" Das ist freilich wahr, der Stern erzählt es dem Popen nicht, aber es kommt doch vor, daß der hochwürdige Herr dergleichen nach einigen Monaten erfährt, er und das ganze Dorf. Wie gesagt, das kommt vor, und darum lächelt nun der gute Knecht ein bißchen verlegen und wiederholt sehr nachdenklich sein langgezogenes: „Hm! ja!"

Und dann geht dieser fleißige Wassilj gleich wieder an die Arbeit. Zuerst lockt er den mächtigen zottigen Wolfshund an sich und legt ihn an die Kette. Das muß aller Arbeit vorangehen; denn es sind grimmige Tiere, diese podolischen Hofhunde, selbst die vom Bosporus sind sanfte Lämmlein dagegen. Sie sind die einzigen Wächter des Eigentums in den ruthenischen Dörfern, es gibt sogar keine Schlösser an den Türen. Und was gar das Institut der Nachtwächter betrifft, so leben wohl in der Stadt, in Barnow, zwei alte Männer, welche allnächtlich nicht in ihren Betten, sondern in einer Nische des Marktplatzes schnarchen und für diesen süßen, festen Schlummer unter Gottes freiem Himmel von ihren Mitbürgern ein kleines Jahresgehalt beziehen, aber in den Dörfern kennt man dieses Amt nicht. Im östlichen Galizien ist es auch minder nötig, man hört öfter von Verwundung, Mord und Totschlag, als von feigem Diebstahl. Im Westen, so über Przemysl hinaus, gegen Krakau hin, wo die Mazuren sitzen, ist das gerade umgekehrt; das Leben ist gesicherter, aber um so gefährdeter alles am Hof, was nicht niet- und nagelfest ist. Auch sind dort die Hunde eine andere Rasse, kleine magere Kläffer, welche viel bellen und wenig beißen. Da sind unsere Hunde in Ostgalizien andere Kerle, sie wedeln selten, sie bellen selten, aber wehe dem, der ihnen zwischen die Zähne kommt. Darum liebt und hegt der Ruthene seine Hunde sehr und gibt ihnen oft die saftigsten Namen, zum Beispiel: „Ljach" oder „Moskal". Das sind etwas eigentümliche Namen,

denn „Ljach“ heißt Pole und „Moskal“ Moskowiter, Großrusse. Eigentümliche Namen! So entlädt sich im Unscheinbarsten der dumpfe, ohnmächtige, vielhundertjährige Groll eines grausam zertretenen Volkstums, und es ist im Grunde nicht bloß eine sonderbare, sondern auch eine sehr traurige Geschichte, die der Hundenamen in Ostgalizien!

Auch unser Wassilj ist ganz traurig geworden, nachdem er den schwarzen, feisten „Ljach“ an die Kette gelegt, doch ist dies nicht aus Leid über sein Volkstum geschehen. Aber es ist ihm so plötzlich eingefallen, daß er nicht bloß Knecht ist bei Olexa Rudak, sondern auch kaiserlich-königlicher Infanterist bei Nassau, und daß er im Herbste wieder einrücken muß zum „Werbbezirk“ in Tarnopol, und daß man nie weiß, mit welchen Geschenken ein Urlauber überrascht werden kann, wenn er nach einem Jahre in sein Dorf zurückkommt. Und da ist ferner ein Kreisgerichtsrat in Tarnopol und eine Doktorswitwe in Tluste, und bei dem Rat dient eine Amme und bei der Witwe eine Köchin. „Hm, ja!“ sagt der arme Wassilj seufzend, „was man so eigentlich schon alles zusammenheiraten müßte!“

Und seufzend geht er über den Hof zu den Ställen, zu seinen Pfleglingen, den Ochsen und Pferden. Aber da bleibt er plötzlich stehen und sein Antlitz erhellt sich: eine frische, braune Dirne ist aus der Hütte getreten und kommt den gleichen Weg. Das ist die Xenia, eine solide podolische Schönheit, gewiß gute hundert Kilo schwer. Aber gleichwohl beginnt sie zögernd und anmutig zu trippeln, als sie den Knecht

gewahr wird, und eine helle Röte jagt ihr über die Wangen. Oder ist das nur der Widerschein der roten Morgensonne, die eben ihre ersten Pfeile über die Ebene schießt?

„Guten Morgen," ruft ihr Wassilj entgegen. „Was soll ich dir heute vom Markt heimbringen?"

„Wer fragt, schenkt nicht," ist die schnippische Antwort und damit geht die zarte Schöne auf den Kuhstall zu, leichten Schrittes, so daß der Boden nur leise unter ihr zittert.

Unser Wassilj macht ein Schelmengesicht, murmelt so etwas Lustiges vor sich hin, worüber er dann selbst laut auflachen muß, und geht darauf zu seinen Pferden. Er striegelt und die Xenia melkt, aber das Zwiegespräch setzt sich durch die Wand fort, freilich nicht in Worten, sondern in Liedern.

Da sticht nämlich diesen Wassilj der Hafer und er beginnt:

Hüt dich nicht vor alten Hexen,
Hüt dich vor den jungen:
Jene, die mich jetzt umgarnt,
Ist der Höll' entsprungen!

Gleiche Treue find' ich nicht,
Mag ich weithin wandern:
Hei — zur Stund', wo sie mich küßt,
Küßt sie keinen andern!*)

*) Dieses, wie die folgenden Lieder, sind wörtliche Übersetzungen aus dem Kleinrussischen (Ruthenischen). Möge man es mir mit Rücksicht auf Absicht und Zweck meiner Arbeiten zugute halten, daß ich bei der Übersetzung oft der Treue die Formschönheit gründlich opfern mußte.

Zornig ſtellt drüben die Xenia den Kübel zur Erde und will ein recht heftiges, recht ſpöttiſches Trutzlied hinüberſingen. Aber dann beſinnt ſie ſich, daß heute Markttag iſt, und daß manchmal auch der ſchenkt, welcher vorher gefragt hat. Und darum ſänftigt ſie ſich und ſingt nach einer ſchönen, weichen Weiſe:

Meinen ſchönen, ſtarken Liebſten
Hab' ich nicht behext,
Seine Liebe iſt entglommen,
Wie die Blume wächſt.

Aus der ſchwarzen Erde ſprießt ſie,
Hell und wonniglich,
Bin nur eine arme Dirne,
Und doch liebt er mich!

Seht, ihr Leute im Weſten — dieſe Xenia iſt ja eigentlich nur eine dicke Kuhmagd, ich verlange nicht, daß ſie euch poetiſcher erſcheint, als ſie iſt. Aber ich bitte euch, den Inhalt des Liedes zu beachten, welches ſie da geſungen, und euch dann zu fragen, ob nicht eine Volksſeele, aus welcher ſo duftige Blüten emporkeimen, eure Achtung und Beachtung verdient?!

Und damit hat die Xenia auch ihren Waſſilj in die rechte Stimmung gebracht, um ein weiteres Lied zu verſtehen, welches ſie ihm nun mit vielen Nachdruck zuſingt:

Hoiaho! Hoiaho!
Hoiaho! Ich bin ja ſchön!
Wer will für mich zum Markte gehn?
Wer will mir gelbe Stiefeln kaufen
Und Korallen einen Haufen —

Und ein Ringlein bei dem Juden
Und ein Tüchlein in der Buden?
Hoiaho! ich bin ja schön,
Wer will für mich zum Markte gehn?
Hoiaho! Hoiaho! Hoi—a—ho—o—o!

Aber nur das Volkslied ist so ungenügsam; die gute Xenia wäre schon sehr zufrieden, wenn sie am Abend nur eins von diesen schönen Dingen bekäme! . . .

Solche Arbeit und solche Verhandlungen kann man zur selben Stunde nicht bloß auf dem Hof des Olexa Rudak beobachten, sondern im ganzen Dorfe, nämlich unserem guten Dorfe Biala bei Barnow in Ostgalizien. Denn es ist weit über vier Uhr und Sonne und Menschen sind längst erwacht. Es hat sich beides allmählich begeben, aber, was man gerne glauben wird, das erstere schöner, als das letztere.

Millionen Menschen pilgern ins Hochgebirge, um zu schauen, wie dort der Tag geboren wird, und es ist dies gewiß herrlich und aller Mühen wert. Aber auch in der großen Ebene ist um diese Stunde eine unsägliche Pracht der Farben. Zuerst alles grau, nur fern im Osten das Stücklein Rosenrot. Aber der Wind, der rastlose Gesell, fliegt empor, nachdem er seine Arbeit auf Erden vollbracht, und höher und höher, bis er an die graue Himmelsdecke stößt und mit ihr sein Spiel treibt, nicht anders, als wie etwa ein wilder Knabe, dem ein feiner Stoff in die Hände geraten. Zuerst stößt er Löcher in die Decke und dann zerreißt er sie in große Stücke und dann in immer kleinere, bis schließlich die Wolkenfetzen nur noch so

verworfen am Himmel umherliegen. Hierdurch wird die Himmelsglocke sichtbar, aber ihr lichtloses Blau erscheint fast wie ein Schwarz und auch auf Erden ist es einen Augenblick düsterer als in der allerersten Frühe: die Linien noch schärfer und nüchterner. Aber der Tröster ist nahe. Denn hinter jener Wolkenbank im Osten, welche selbst der kecke Wind geschont, zittert das rosige Licht immer stärker und färbt sich tiefer und wird schließlich zum glühenden, tiefglühenden Rot, besonders im Kern, so daß jene Wolke nun anzusehen ist wie eine riesige Zentifolie: die Blätter im Herzen purpurn und dann immer blässer, je weiter sie gegen den Rand stehen. Der Widerschein der Riesenblume fließt über die Erde und den Himmel, aber noch ist es kein Strom des Lichtes, sondern nur etwa wie ein zarter Tau, der auf den dunklen Tinten zittert und mählig wächst und schließlich mit ihnen in einen Farbenton zusammenrinnt.

Das gibt sonderbare Farben, wie sie beim Sonnenaufgang im Gebirge kaum zu gewahren sind, weil dort alles viel jäher kommt, und jeder Übergang nur kurz dauert. In der Ebene aber kann man es deutlich sehen, wie der Himmel einige Minuten schön grün ist, indes auf Erden ein weiches, dämmeriges Blau waltet und alle scharfen Linien in Wellen löst. Aber die Zentifolie wird immer prächtiger, ihre Blätter wachsen und selbst die blassesten werden purpurn. Auch ihr Widerschein wächst und wächst und wird zur mächtigen Flut, die jede andere Farbe ertränkt, und Erde und Himmel werden rot, rot! Eine herrliche, übergewaltige

und doch milde Lohe flammt durch den ganzen Weltenraum und es ist eine tiefste Stille in der Natur, als harrte sie einer Offenbarung. Da rauscht es urplötzlich durch die Lüfte, die Bäume beugen ihr Haupt, das Gesträuch erzittert, am Himmel stirbt der letzte Stern, im Osten sprühen tausend Funken, die Riesenblume zerfällt, und die Sonne ist da, die junge, stolze, schöne Sonne!

Mit den Menschen ist das anders. Podolien ist ein feuchtes Land; unsere Bauern trinken gern und viel Wasser, aber nur, wenn es gebrannt ist. Darum gleichen sie nur insofern der Sonne, als auch sie mit rotglühendem Antlitz zur Ruhe gehen, aber des Morgens ist dieses Antlitz grau und katzenjämmerlich. Man steht nicht gerne auf, wenn man betrunken schlafen gegangen ist, und darum wären für das Erwachen der Leute von Biala noch mehr Stadien und Nuancen zu verzeichnen, als für jenes der Sonne. Aber man muß nicht alles erzählen und zuweilen dem Leser das Vergnügen gönnen, sich etwas Anmutiges selber auszumalen. Als Fingerzeig diene nur, daß dieses Erwachen nicht an allen Tagen der Woche mit gleicher Schwierigkeit vor sich geht. Am Sonntag steht der Bauer leicht auf. Denn er ist nüchtern zu Bette gegangen und die Herrlichkeiten des Tages winken ihm verlockend entgegen: die Predigt, der Tanz, der Schnaps. Am Montag steht er überhaupt nicht auf, so ein podolischer Sonntagsrausch will gründlich ausgeschlafen sein. Am Dienstag steht er sehr früh auf, weil es der Markttag ist, aber sehr ungern, weil der

Schädel doch noch gewaltig brummt, wenn auch nur vom bleischweren Schlaf des Vortags. Am Mittwoch steht er überhaupt nicht auf, weil er den Rausch des Markttags ausschläft. Am Donnerstag, Freitag und Sonnabend geht es so leidlich, an den drei Tagen wird gearbeitet. Übrigens ist das nur die Wochenordnung der fleißigen, gesitteten Hausväter. Bei den anderen ist alle Tage Sonn- und Markttag; das heißt: sie betrinken sich bald im Dorf, bald in Barnow. „Der Schnaps" — heißt es in einem ruthenischen Liede —

Der Schnaps ist süß, der Schnaps ist gut,
Der Schnaps gibt Kraft und frohen Mut!
Und wenn das letzte Schnapsfaß leer,
Dann kommt auch gleich der Teufel her!

Ach! es gibt noch viele volle Schnapsfässer in Galizien und in jedem Dorfe stehen drei Schenken, aber der Teufel ist schon da und hat dies wackere, kernige Volk langsam zugrunde gerichtet. Es kommen immer mehr Teufel dazu, aus jedem vollen Fasse steigt einer, und wir alle, die wir unsere arme verachtete Heimat so sehr lieben, wir müssen zusehen, wie er sein Wesen treibt, und können nicht helfen. Denn gegen diesen Teufel kann nur ein Gott helfen, nicht des Popen Gott, sondern jener, welcher in jedes Menschen Brust schlummert: das Bewußtsein der Menschenwürde. Aber niemand ruft diesen Gott wach, nicht der polnische Schlachziz, noch der polnische Beamte, im Gegenteil, die haben diesen Gott betäubt und vielleicht für immer vergiftet und getötet. Es war ein Verbrechen und es kommt einst der Tag, da

sich das Verbrechen furchtbar, grauenhaft an ihnen rächt. Es kommt der Tag — denn wo ist die Sühne, die Rettung?! Ach! das ist ein großer Jammer! ...

Also am Dienstag ist Markttag in Barnow, eine weise Einrichtung der Obrigkeit, weil sonst nicht einmal drei Arbeitstage hintereinander kämen. Die Stadt ist zwei gute Stunden entfernt, auch muß man vorher die Wirtschaft bestellen, darum ist an diesem Tage schon gegen die vierte Stunde das ganze Dorf auf den Beinen. Auch Moschko Welsersheim, der Schenkwirt, ist schon in Tätigkeit und trifft seine Vorbereitungen zum Empfang der Gäste. Aus einem Fäßchen schlechtesten Fusels füllt er die Flaschen zur Hälfte, zur anderen Hälfte kommt die Füllung aus dem Hausbrunnen. Und um dies zu verbergen, läßt er dann wohl so ein Tröpfchen Vitriol mit hineinfließen. Vielleicht auch noch ein anderes Höllenwasser; wollte man eingehend den Trank schildern, der durch podolische Gurgeln fließt, es würde sich wohl manchem schwachnervigen Menschen im Westen das Haar sträuben. Der Moschko Welsersheim hält dies für keinen Betrug, erstens weil er noch nie dafür gestraft worden ist, zweitens weil ihn der polnische Edelmann, der Besitzer der Propination, durch einen horrenden Pachtzins förmlich zur Unredlichkeit zwingt. Kommt das Gespräch darauf, so wird der kleine Moschko höchstens listig die Äuglein zukneifen, aber er wird keine lange pathetische Rede halten, in welcher er seinen tiefen patriotischen Schmerz und seine moralische Entrüstung über diese Landeskalamität zum Ausdruck bringt. Aber

der podolische Edelmann wird das tun und sofern er im Landtag oder Reichsrat sitzt, wird er dort diese effektvolle Rede halten. Der Jude ist ein „Lump", ein „Betrüger", eine „Wanze an unserem Körper", aber der hochadelige Herr von Brutus ist ein ehrenwerter Mann! ...

Nur im Pfarrhof ist es noch still, sonst herrscht in allen Wirtschaften die regste Bewegung. Auch Olexa Rudak ist bereits auf seinem Hofe sichtbar geworden und erteilt mit kreischender Stimme seine Befehle. Ein hageres Männchen mit sonderbar verzwicktem Gesicht, das aussieht, als hätte es eine unsichere Kinderhand aus grauem Pappendeckel geschnitten. Und sein Weib Marinia ist eine stattliche, schöne, rotbackige Bäuerin, welche ihn um Kopfeshöhe überragt. Aber dennoch ist Olexa der Herr und auf seinem Hofe ein noch absoluterer Herrscher als der Zar in Moskau, und jeden Sonntag abend, wenn er betrunken heimkommt, schreibt er dies seinem Weibe in blutigen Striemen auf den Leib. Es geschieht dies keineswegs aus besonderem Anlaß. Die Hausordnung verlangt es nur eben so.

Und für heute verlangt es die Hausordnung, daß er gleichfalls einen mächtigen Kantschu in der Hand trägt und ganz fürchterlich flucht, obwohl ohnehin alles am Schnürchen geht. Unser Olexa ist ein wohlhabender Bauer, das heißt, leider! ins Ostgalizische übersetzt: es beginnt erst langsam mit ihm abwärts zu gehen. Er kann noch drei Knechte und drei Mägde halten, er hat noch Kühe und Ochsen in den Ställen, Pferde

und Schafe, und Hühner und Gänse. „Hoi! Anusia!“ kreischt der Olexa, „du treibst heute das Vieh und die Gänse auf die Weide, und weh dir, wenn ich zurückkomme und es fehlt nur ein einziger Gänsepurzel!“ Die Anusia ist die jüngste Magd, die Hirtin, und der Befehl ist ganz überflüssig, sie tut ja täglich dasselbe und hört auch täglich dieselbe Drohung, Montag und Mittwoch ausgenommen, weil der Herr seinen Rausch ausschläft. Auch ist dieser Olexa ein ganz unlogischer Kopf, denn wenn schon der Purzel fehlt, so fehlt doch auch die Gans; selbst in Podolien, so merkwürdig das Land ist, hat noch niemand eine Gans ohne Purzel gesehen. „Hoi! Kasia!“ kreischt dann Olexa die zweite Magd an, „du kochst uns jetzt die Mamaliga*) für den Weg und gibst der Bäuerin auch Brinsa und Speck in den Sack. Und dann hütest du das Haus, spinnst das Linnen für mein Hemde fertig und schälst die Kukuruzkolben zu Ende. Auch kannst du nachsehen, ob sich im Fruchtschober keine Ratten und Mäuse in der Falle gefangen haben, aber leg' ein Tuch um den Kopf, ehe du in den Schober gehst, es ist wegen der Feuersgefahr!“ Dieser Scherz hat darin einen Grund, daß die Kasia rotes Haar hat, und daß der gestrenge Olexa einen Scherz mit der Magd macht, das hat wieder darin seinen Grund, daß — hm! man soll einem Ehemann nicht leichtsinnig etwas Böses nach-

*) „Mamaliga“, ein dichter Maisbrei, ähnlich der Polenta der Lombarden. „Brinsa“, scharf gebeizter Schafkäse. Das erste ist ein rumänisches, das zweite ein ruthenisches Wort, werden aber jetzt beide in beiden Sprachen gebraucht.

reden! Und unſerer Xenia endlich ruft der Bauer zu: „Tummle dich, waſch' dich und zieh dir deinen Pelz an! Du ſollſt mit uns auf den Markt. Ich nehme dich der Schafe wegen mit, ich will dort ein Dutzend verkaufen. Putze dich heraus, damit man ſieht, bei wem du dienſt! Was ſchauſt du ſo furchtſam? Dich werde ich nicht verkaufen, obwohl du die fetteſte Kuh in Podolien biſt."

Und dann erhalten die Knechte ihre Befehle. Der Hawrilo hat zum Gutsherrn in Zuhanze zu gehen, zum Herrn von Waſſilkowski, und dort den Tag über zu arbeiten. Keine Robot! Gott behüte! die iſt ja ſeit dem Jahre 1848 aufgehoben, und doch! vielleicht war das mit der alten Robot noch eine erfreulichere Geſchichte, als dieſe. Der Herr von Waſſilkowski iſt ein polniſcher Edelmann aus uraltem Geſchlecht, welches auch uralte Schulden hat; übrigens ſind auch ſolche aus neuerer Zeit da. Als er das Gut übernahm, gehörte kein Strohhalm mehr ihm, ſogar die Schnüre an ſeiner Czamara gehörten dem Juden. Und im Edelhofe war wohl eine gnädige Frau, eine Kammerzofe und ein Kammerdiener, aber kein einziger Knecht; die Güter lagen brach. Das hatten teils die glorreichen Herren Ahnen verſchuldet, teils der glorreiche Herr Enkel ſelbſt in ſeinen Jünglingsjahren. Aber Herr Henryk von Waſſilkowski war ein ſchlauer Herr und ſein eifriger Verkehr mit den Wucherjuden war nicht ohne nützlichen Einfluß auf ihn geblieben. Der Edelmann lieh ſich alſo hundert Gulden gegen fünfzig Perzent, aber er verlieh ſie gegen tauſend. Gegen tauſend — das

klingt unglaublich, aber man höre! War einer seiner Bauern in Not, so ging er zu ihm und lieh ihm fünf Gulden. „Ich tue es aus gutem Herzen," versicherte er, „ich nehme keinen Schuldschein, keine Perzente. Ich tue es, weil auch heute noch der Edelmann der Vater seiner Bauern sein muß, wie es in der guten alten Zeit war. Aber dafür mußt du auch mir helfen, wie ein Sohn dem Vater, wie ein Bruder dem Bruder. Schicke mir also, so lang du mir den Fünfer schuldest, zweimal wöchentlich deinen Knecht! Es ist ja nur auf einige Wochen!" Der Bauer ging erfreut darauf ein, ein Knecht war leicht zu entbehren und — „Geld ohne Perzente", das war ja leibhaftiger Sphärengesang. Aber es verging Woche um Woche und Monat um Monat und der Bauer brachte die fünf Gulden nicht zusammen. Sich das Geld beim Juden zu borgen, schien heller Wahnsinn, dem Herrn zahlte er ja keine Perzente! Und nun rechne man aus, was das in einem Jahre ausmacht, wenn man den Arbeitstag bloß mit fünfzig Kreuzer anschlägt. Eintausend und vierzig Perzent, lieber Europäer, — solchen Zinsfuß kennt man doch nur in Halb-Asien! So konnte Herr Henryk von Wassilkowski allmählich seine drückendsten Schulden zahlen und sich auf seinem Gute behaupten und wäre vielleicht heute sogar ein wohlhabender Mann, wenn er nicht so großen Aufwand triebe und immer sechsspännig führe und in anderer Beziehung dreispännig: er hält sich zwei Mätressen. Dabei ist er einer der heftigsten Agitatoren für strenge Wuchergesetze und behauptet immer, daß diese Landplage erst

aufhören könne, wenn alle Juden totgeschlagen wären. Ach ja! der Gutsbesitzer Herr von Brutus ist in Galizien in jeder Beziehung ein ehrenwerter Mann!

So geht denn Hawrilo als lebendiger Wucherzins nach Zuhanze. Jede Woche einmal und für zehn Gulden; Olexa ist noch ein wohlhabender Bauer, darum läßt sich mit ihm leider vorläufig kein so unverschämtes Geschäft machen, wie mit anderen. Der Fedko aber, der zweite Knecht, wird auf des Bauern eigenes Feld geschickt mit den Ochsen vor dem Pfluge: in Galizien pflügt niemand mit Pferden, auch solche Bauern nicht, die es tun könnten. „Wenn ich heimkomme, will ich nachsehen," ruft ihm Olexa nach, „und weh dir, wenn du nicht fertig bist!" Aber das ist eine leere Drohung: Olexa ist an Markttagen regelmäßig so besoffen, daß man den Bewußtlosen im Wagen nach Hause führen muß.

Vor diesen Wagen, einen Leiterwagen mit plumpen, schweren Holzrädern, spannt unser fleißiger Wassilj eben die Pferde und pfeift dazu. Dann lädt er einige Säcke Getreide auf und eine Steige mit Geflügel. Hart neben ihm koppelt die Xenia ein Dutzend Schafe zusammen, aber die beiden blicken einander nicht an, so lange der kleine, kreischende Mensch mit dem Pappendeckelgesicht neben ihnen steht. Sie wissen, daß ihre Blicke Verräter sind, und Olexa ist, seit die rote Kasia auf dem Hofe dient, von strengster Sittlichkeit bezüglich der anderen.

Aber endlich dürfen sie einander, so viel sie wollen, in die mattleuchtenden, halbgeschlossenen Augen schauen,

denn — „wo bleibt das verdammte Weib?“ murmelt Olexa plötzlich und geht in die Hütte. Die stattliche Bäuerin ist mit ihrem Putz noch nicht fertig; vorher hat sie ihre beiden kleinen Mädchen, welche heute zum erstenmal die Pracht des Markttags sehen sollen, festlich herausstaffieren müssen. Freilich tragen die Kinder nichts als Hemden, Unterröcke und Stiefelchen, aber die Hemden sind weiß und die Gesichter gewaschen; eine unerhörte Festtracht für ein podolisches Bauernkind, welches sonst oft vierzehn Tage eine Schmutzkruste und drei Wochen ein Hemde trägt. Die Kinder blicken einander aber auch erstaunt genug an und betasten sich neugierig die Gesichter, und alle Schauer des Ungewohnten, des Außergewöhnlichen gehen durch das junge Herz. Die Mutter hat inzwischen ihr Unterkleid von grobem, braunen Loden, welches mit Streifen von hellgelber, hellroter und grasgrüner Wollstickerei überaus geschmackvoll geziert ist, hastig gegürtet und legt nun ihren Festschmuck um den Hals: Schaumünzen, grüne und rote Glaskorallen, wohl auch eine Schnur echter Korallen oder doch solcher, welche der Händler für echt verkauft, endlich eine Art viereckigen Medaillons aus Packfong, in welchem sich ein Amulet befindet: geweihte Knoblauchknollen. All' diese Herrlichkeit nestelt das prächtige Weib sorgsam auf dem reinen, gleichfalls mit bunter Wollstickerei gezierten Hemde fest, daß sie sich auch gehörig ausbreite und zur Geltung komme.

„Hoi! mach fertig!“ poltert Olexa unmutig in die Hütte, bleibt aber erstaunt stehen, als er die kleinen

gewaschenen Dinger bemerkt. „Wa—as?!“ ruft er und die Überraschung fährt ihm so stark in die Beine, daß er sich auf die Ofenbank*) setzen muß. „Reingewaschen? Und frische Hemden? Zum Markttag? Haben die Kinder nicht erst am vorletzten Sonntag die Wäsche gewechselt? Was sind das für Neuigkeiten? Willst du mich zugrunde richten?“

„Laß nur!“ wehrt Marinia ruhig ab und befestigt auf dem blonden, kurzgeschorenen Haar den sonderbar hohen Kopfputz aus weißem Tuche, welchen die podolischen Bäuerinnen seit Jahrhunderten tragen und trotz seiner Häßlichkeit und Schwere wahrscheinlich in alle Ewigkeit tragen werden. „Laß nur! Das richtet uns nicht zugrunde! Wenn nur nicht anderes wäre!“

„Was?“ frägt Olexa und greift nach seinem Kantschu.

Aber die Marinia blickt ihn furchtlos an und zieht ruhig ihren Pelz über die Schultern. Sie weiß, daß der Bauer sie heute ganz gewiß nicht schlagen wird. Er schlägt sie eben jeden Sonntag abend für die ganze Woche im voraus, aber sonst nie. Es wäre gegen die Sitte — und wie würden die anderen Hausväter den Olexa ansehen, wenn sein Weib verweint zum Markte käme!

---

*) Ein Vorsprung des riesigen Ofens, welchen man aber, wie den Ofen selbst, nur in stattlicheren Hütten findet. Bei reichen Leuten wird er auch mit einer braunen Lodendecke belegt. — Was die ganze Szene betrifft, so darf der Leser des Westens nicht glauben, daß ich übertreibe; er täte mir unrecht. Auch dies ist buchstäblich treu der Wahrheit nachgeschrieben.

„Was?!" äfft sie darum furchtlos sein angenehmes Organ nach. „Dein Trinken richtet uns zugrunde!"

„Weib!" ruft er drohend. Und dann fügt er trotzig hinzu: „Trinkst du nicht auch?"

„Jeder Mensch trinkt," erwidert sie überlegen. „Man würde uns für Bettler halten, wenn ich nicht trinken würde! Aber wieviel! Darauf kommt es an! Ich trinke am Sonntag zehn ‚Gläschen', am Dienstag fünf. Kann man dies eigentlich trinken nennen?!"

Zehn Gläschen sind etwa ein und einhalb Liter — und es ist Schnaps, verehrte Europäerin, stärkster Fusel! Aber die gute Marinia hat doch recht, das kann man in Halb-Asien kaum trinken nennen!

„Aber ich trinke ja auch nicht viel mehr!" kreischt Olexa.

„Mach' keine solchen Späße!" erwidert die Marinia bekümmert. „Du trinkst in Barnow an hundert Gläschen und wie viele du am Sonntag hier trinkst, kann gewiß kein Mensch zählen. Und was ist das Ende?"

„Aber ich habe ja heute nur drei Gulden Zins zu zahlen, die monatliche Rate für den Awrumko am Ringplatz, dem wir dreißig Gulden schulden."

„Dem drei und jenem fünf und einem Dritten zehn Gulden! Wir arbeiten ja nur noch für den Juden und den Edelmann! Aber wenn du heute nur drei Gulden zu zahlen hast, warum läßt du gleich ein Dutzend Schafe verkaufen, he? Und einen ganzen Wagen Getreide, he?"

„Weil ich heute verschiedenes einkaufen muß.

Beim Wagner ein Rad, beim Juden Kochsalz und einige Sensen."

„Kostet das so viel?"

„Und dann brauche ich ja noch zwei Gulden, einen für den Popen, den anderen für die Zigeunerin, die schwarze Aniula. Du weißt, jetzt kommt die Gewitterzeit. Der Pope dient Gott, die Zigeunerin dem Teufel. Wer weiß, wer der mächtigere Herr ist? Wer sein Feld wahren will, muß sich mit beiden vertragen."

„Gut!" sagte Marinia, „dagegen wende ich nichts ein, das ist eine fromme, vernünftige Ausgabe. Aber was willst du mit dem übrigen machen?"

„Das findet sich. Du mußt eine neue Korallenschnur haben. Groß, wie die Haselnüsse, und jede von anderer Farbe. Du weißt — wie sie Ivon Megega seiner Schwiegertochter gekauft hat. Ich lasse mich von niemand beschämen, und wenn wir Freitag zum Ablaß nach Komorowka gehen, sollst du genau so geputzt sein, wie die Schwiegertochter des Richters! Und nun komm!"

Dieser Olexa ist ein Diplomat. Hätte er es seinem Weibe trocken eröffnet, daß er diese Woche einen Arbeitstag verlumpen und versaufen will, er hätte ein unermeßliches Zanken und Zetern heraufbeschworen. So aber fragt die Marinia wohl: „Müssen wir denn zum Ablaß?", aber sie fragt sehr sanft und erwartet kaum eine Antwort.

Sie treten auf den Hof und besteigen den Wagen. Wassilj geht neben den Pferden her und bald vor, bald neben ihm die Xenia mit den Schafen. So geht

der Zug durch das Dorf und an dem Pfarrhof vorbei, auf die Heerstraße.

Am Pfarrhof ist ein Fenster weit geöffnet; da schaut ein wildbärtiger Mann heraus und bläst aus einem riesigen Tschibuk Rauchwolken in die Luft. Das sind Seine Hochwürden Herr Wladimir Borodaykiewicz. Seine Hochwürden tragen auf ihrem dumpfen, stumpfen Gesichte den Stempel eines ungeheuren Katzenjammers. Wenn ein Pope will, so hat er eben alle Tage Sonntag.

Die Pfarrkinder grüßen ehrerbietig, aber sobald sie außer Hörweite sind, lacht die Xenia auf und beginnt:

Heute früh beim Hähnekrähn
Hab' ein Wunder ich gesehn,
O ein Wunder schön und licht,
Aber ach! Ihr glaubt mir's nicht!

Heute früh beim Hähnekrähn
Hab' den Popen ich gesehn —
Dünkt's kein Wunder euch, ihr Leut'?
Aber — nüchtern war er heut!

Das ist leider keine Improvisation der Xenia, sondern ein Volkslied. Leider! Es gehört mit zum Fluche dieses Volkes, daß ihm der Lebenswandel seiner einzigen Führer und Freunde oft genug auch zu solchen Liedern Stoff bietet.

Auch sonst wird zur selben Stunde viel gesungen auf der Heerstraße zwischen Biala und Barnow. Das halbe Dorf zieht dahin und von allen Seitenwegen kommt neuer Zufluß in den Strom der fröhlichen Wanderer. Nicht an Farben fehlt's, nicht an fröhlichen

Gesichtern, nicht an Sang und lustigem Lachen. Und aus der Heide und von den Feldern schallt wie zur freundlichen Antwort der Gesang der Sommervögel und die junge Morgensonne umfließt die Karawane mit ihrem goldigsten Licht. Aber wer all diesen Leuten ins Herz schauen könnte, dem würde das vergnügliche Bild vielleicht minder vergnüglich erscheinen. Denn es ist kein Zufall, wenn man im Zuge so oft das Lied hört:

Wer was hat, der muß sorgen,
Muß erwerben und muß borgen —
Nur der Pop' und Bettelmann
Sind auf Erden trefflich dran.

Pope muß studieren sein,
Pope kann nicht jeder sein —
Doch zur Bettlerherrlichkeit
Kann ich's bringen mit der Zeit!

Ach! wer weiß, mit welchen Empfindungen mancher dieses lustige Lied singt! Er treibt da das letzte Stücklein Vieh vor sich hin, und wenn der kärgliche Erlös vertan ist — was dann? Dann bleibt die Hoffnung auf die Barmherzigkeit des Wucherers sein einziger Trost. Ein entsetzlicher Trost! Es gibt viele, welche glauben, daß ein fester Hanfstrick ein besserer Trost wäre.

Noch singen sie laut, aber sie werden immer stiller, je näher sie der Stadt kommen. Und als sie auf dem Marktplatz von Barnow anlangen, da hört man kein Lied mehr aus ihren Reihen.

Der Wochenmarkt — „Jarmarek" heißt er in

der Landessprache, eine Korrumpierung des deutschen Wortes „Jahrmarkt" — wird auf dem „Ringplatz" des Städtchens abgehalten. Diese öde, große, von wenigen Häusern umgebene Sand- und Mistfläche ist durch sechs Tage der Woche nur von wenigen Wagen, einigen Menschen und sehr vielen Schweinen belebt. Aber am Dienstag herrscht da ein unbeschreiblich tolles Gewirre und Gedränge, ein Treiben und Stoßen, ein Brüllen und Streiten, ein Kreischen und Lachen, ein Schnattern und Wiehern, ein Zetern und Singen, ein Jauchzen und Jammern, ein Rufen und Gröhlen, ein Feilschen und Klirren und Stampfen — das wahnsinnigste Tohuwabohu von Vieh und Menschen, welches sich die ausschweifendste Phantasie ersinnen kann. Wer da hineingerät, dem betäubt der Qualm die Nase, der Lärm das Ohr, das Gewirr der Farben und Gestalten das Auge. Es ist anzuschauen, als hätte jemand vernünftiges und unvernünftiges Getier — Ochsen, Bauern, Pferde, Juden, Gänse, Städter, Soldaten, Schafe — übermütig durcheinandergewirbelt, und als wäre das vernünftige Getier plötzlich insgesamt wahnsinnig geworden. Diese Menschen überbrüllen sich nicht anders als die Unglücklichen im Tollhause. Aber hier geschieht es just aus Berechnung, das Wort wiegt desto schwerer, je lauter es geschrien wird — unter Niederen und Rohen ist das überall so. Darum hat in Halb-Asien das meiste Recht, den größten Vorteil, der die stärkste Stimme hat. Und diese Leute sind ja zusammengekommen, einander Vorteile abzuringen.

Es ist schwer, sehr schwer, sich in diesem betäubenden Knäuel von Vieh und Menschen zurechtzufinden. Denn dieser Markt gliedert sich nicht nach den Gegenständen des Verkaufs, hier gibt es keinen besonderen Vieh-, Kleider- und Gemüsemarkt. Neben dem Wagen, auf dem der bärtige Lippowaner Äpfel feilbietet, steht ein Jude, der einen Haufen Sensen aufgeschichtet; daneben ist eine Garküche aufgeschlagen, weiterhin ein Zelt, in dem Tuch und Linnen verkauft wird, und zwischen dieser Schnittwarenhandlung und der ambulanten Restauration steht der Verkaufstisch eines Bilderhändlers und blöckt ein Koppel Schafe — all dies hart nebeneinander, der Raum ist kostbar. Denn verkauft und gekauft wird für die ganze Woche nur an diesem Tage und auf diesem Platze; im Dorfe gibt es keine Krämerei und die wenigen Läden im Städtchen feiern sechs Tage lang. Darum sind hier die meisten — nur die relativ Reichsten und Ärmsten ausgenommen — zugleich als Käufer und Verkäufer erschienen, darum tritt hier oft genug der Handel in seiner ursprünglichsten Form auf: als Tausch. Kurz, der Ringplatz von Barnow ist am Dienstag in der Tat ein Stapelplatz für die ganze Gegend, und wer ihn unbetäubt und prüfenden Auges durchwandert, gewinnt tieferen Einblick in das Treiben dieser Menschen, dieses sonderbare Treiben, in welchem die starre Eigenart dreier Völker, in welchem der Gegensatz zwischen Kultur und Barbarei zusammenflutet oder doch kaum unterscheidbar in eins zusammenschillert. Wer dieses Tohuwabohu versteht, versteht auch ein gut Stück Kulturgeschichte von Halb-Asien.

Freilich! — wiederhole ich — es gehören starke Nerven zu diesem Studium und ferner ganz unempfindliche Rippen. Denn unter diesen Menschen gehört der Rippenstoß, von den notwendigen Fällen abgesehen, zugleich zu dem holden Überfluß des Lebens, den man leicht missen könnte und doch nicht gerne mißt, zu jenen liebvertrauten Formen des Verkehrs, welche seine Würze bilden, obwohl sie, streng genommen, nicht zu seinem Inhalt gehören. Der Rippenstoß ist in Halb-Asien, was in Europa der Händedruck ist, der Morgengruß, der Abschiedsgruß. Wo sich zwei Freunde begegnen, da stoßen sie einander vor allem in die Rippen, daß es kracht, und wenn sie scheiden, dann bearbeiten sie einander aus Zärtlichkeit so, daß sie ächzend auseinanderfliegen. Will der Verkäufer den Vorübergehenden auf seine Ware aufmerksam machen, so hält er einen Rippenstoß für die passendste Einleitung zu einem freundlichen Anbot, und ist im Gegenteil der Verkäufer momentan beschäftigt, so eröffnet der neue Kunde das Feilschen durch einen Stoß, so daß der glückliche Inhaber einer vielbegehrten Ware den Tag über nur so hin und her torkelt. „Ich fühle mir die Seiten nicht," pflegt sich darum ein glücklicher Handelsmann stolz zu brüsten, indes sein unbeachtet gebliebener Nachbar seufzt: „Mich hat niemand angerührt!" Wird man über einen Handel einig, so wird dies durch Rippenstöße gefeiert, auch die einzelnen Phasen der Verhandlung werden durch solche Denkzettel bezeichnet und ohne diese Beweise liebenswürdigen Entgegenkommens wäre wohl selten eine Einigung zu erzielen.

Aber auch zartere Gefühle verraten sich durch Püffe und es ist selbstverständlich, daß der Puff um so energischer geführt wird, je tiefer und inniger die Empfindung ist. Begegnet der junge Ruthene auf dem Wochenmarkte dem Mädchen, das er feurig liebt, so gibt er ihr gewiß einen Stoß, daß sie fünf Schritte weit fliegt, und „er stoßt mich gar nicht mehr!“ klagt seufzend eine Schöne, wenn sie einem mitfühlenden Herzen verraten will, daß die Liebe ihres Jünglings erkaltet. Im Volksliede:

Stieß der Kosak an sein Mädchen,
Seufzt': „Du meine Süße!“ —
Und sie trat zum Gegengruß
Ihm auf beide Füße,

und in den prächtigen, volkstümlichen Dumen des großen Szewczenko spielt der Rippenstoß als Liebeszeichen gleichfalls keine geringe Rolle. Aber auch minder ernste Gefühle: Bewunderung mädchenhafter Anmut, momentanes Wohlgefallen an weiblicher Schönheit verraten sich in gleicher Weise, und nicht bloß bei den Ruthenen. Durchschreitet ein polnischer Don Juan den Markt, so pufft er gewiß jedes hübsche Bauern-, Bürger- oder Judenmädchen, und in lustiger Erinnerung lebt mir das prahlende Wort einer wackeren Bürgersfrau von Barnow, der Gattin unseres Organisten: „Ach! würden Sie nur einmal nach dem Markte oder Kirchgang den Rücken meiner Tochter sehen! Blau, sag' ich Ihnen, ganz blau, es ist eine wahre Freude! Die vornehmsten Herren puffen sie — nun, wenn sich nur einmal der Rechte findet!“

So viel von dem liebenswürdigen Rippenstoß, von dem Puff als feine Umgangsform. Daß es aber auch unliebenswürdige gibt, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Der Wochenmarkt wird von manchem jungen, adeligen Polenstrolch besucht, der bloß vom Anbetteln seiner Standesgenossen lebt, selten über einen Heller Bargeld verfügt und daher im Gewühle eigentlich gar nichts zu suchen hätte. Aber sein Amüsement sucht er dort, und am besten und köstlichsten findet er es, wenn er greise oder kränkliche Juden mit den Fäusten bearbeitet. Früher ist dieses Gesellschaftsspiel noch viel mehr in Schwung gewesen und auch mit starken und gesunden Juden gespielt worden, bis sich allmählich, als auch unter diesen armen, verstoßenen Menschen die Bildung zunahm und mit ihr das Bewußtsein der Menschenwürde, einer oder der andere fand, der dem polnischen Lumpenhunde Gleiches mit Gleichem vergalt. Erwägt man ferner, welchen Wert unter rohen Menschen die Faust als Beweismittel hat, und daß hier Meinungsverschiedenheiten gerne auf kürzestem Wege ausgetragen werden, so eröffnet sich leicht der Ausblick auf eine weitere, unendliche Reihe von Püffen, welche am Dienstag auf dem Ringplatz zu Barnow empfangen und ausgeteilt werden. Doch ist bei Zweikämpfen unter Juden auch das Bartausreißen sehr beliebt, bei Zweikämpfen unter polnischen Herren die ritterliche Ohrfeige. Und endlich ist — als das letzte, keineswegs als das geringste — der Rippenstoß im Dienste der Kommunikation zu verzeichnen, der Puff aus Notwendigkeit. In wirrem Knäuel, in völliger

Willkür sind die Waren abgeladen, die Verkäufer postiert, es gibt keine Straßen und Pfade in diesem Gewirr — wer sich da hineingewagt, muß sein eigener Pfadsucher sein. Und da in Halb-Asien Europens übertünchte Höflichkeit im allgemeinen und das freiwillige Ausweichen im besonderen unbekannte Dinge sind, so kommt selbst der unverliebteste und friedlichste Mensch hier jeden Augenblick in die Lage, zu stoßen und gestoßen zu werden.

Flanieren wir vorläufig am Rande der Gefahr, dort, wo die Heerstraße in den Platz einmündet. Auch dieses stillere Eingangskapitel zu der brüllenden und heulenden Kulturgeschichte Galiziens bietet manche interessante Stelle, und könnte man etwa einen Geschichtschreiber der Volkswirtschaft auf diesen Platz führen, der würdige Gelehrte würde gewiß vor Freude einen Luftsprung machen. Denn hier bleibt ihm der mühevolle Weg von den Phöniziern zu den Griechen und Römern, von den Venetianern zu der Frankfurter und Wiener Börse erspart. Hier findet er alle Stadien der Entwicklung materiellen Interessenverkehrs hart nebeneinander: den Tausch, den Handel, den Zwischenhandel, den Wechselverkehr, das Börsenspiel. Das ist wörtlich und buchstäblich zu nehmen. Hart neben einander! — und oft verkörpern sich in einer und derselben Person Phasen des Verkehrs, zwischen denen sonst ein unermeßlicher Abstand liegt, tausende von Jahren oder tausende von Meilen.

Wir hören's auf der Schulbank, wie einst in grauer dämmeriger Vorzeit der schlaue, dunkeläugige Handels-

mann aus Tyrus an entlegener nordischer Küste gelandet und dort von den blonden kindlichen Barbaren für nützliches Eisengerät oder unnützen Glasschmuck eingetauscht, was ihm wertvoll geschienen. Und in exotischen Reiseberichten lesen wir, wie die blonden, blauäugigen Phönizier der Gegenwart an einer einsamen Küste der Südsee landen und von den braunen Insulanern für Glaskorallen und Messerchen köstliches Gut erhandeln. Aber es braucht nicht der ungeheuren Wanderung durch Zeit oder Raum, um solchen Handelsverkehr aus den Kindertagen der Menschheit zu belauschen. Hier auf der Straße, die zum Barnower Wochenmarkt führt, ist Gleiches zu gewahren oder doch Ähnliches.

Da stehen — eine Kette, welche die Straße absperrt und sich nur ungern öffnet — der Aaron Brennholz, der Berisch Schenkelbach, die Chane Singmirwas, die Jitta Gelber, die Sissel Diamant und noch viele andere Herren und Damen mit ähnlichen wohl- und vollklingenden Namen. Sie sind bepackt und belastet mit allem, was eines Bauern oder einer Bäuerin Herz und Sinn erfreuen kann, mit Sensen, Bändern, Tüchern, Schnaps, Wolle, Pfeifen, Korallen, Messern, Weißbrod, Zündhölzchen, Pelzmützen, Kotzen und tausend ähnlichen Dingen. Und keine Karawane aus den Dorfschaften passiert diese lebendige Kette, ohne daß der Versuch unternommen wird, schon hier ein Geschäft zu machen, in dem für Linnen, Getreide oder Vieh jene oberwähnten Kunstprodukte angeboten werden. Nicht selten siegt Berisch Schenkelbach durch die Macht

seiner Rede, den Glanz seiner Bänder, die Süffigkeit seines Schnapses, hauptsächlich aber siegt er durch die Trägheit des Bauers. Denn wer schon hier los wird, was er zu Markte gebracht, kann sich den Tag über müßig im Gewühle herumtreiben und in einem stillen Winkel mit fröhlichen Genossen den eingetauschten Schnaps vertrinken. Für wen der Handel vorteilhafter ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Berisch Schenkelbach schreit sich am Dienstag vormittag heiser, denn er brüllt verachtungsvoll, wenn er die geheimen Fehler eines Kalbes erörtert und flötet süß, jedoch in den höchsten Tönen, wenn er seine Sensen und Pelzmützen preist. Aber dafür macht er auch ein sehr gutes Geschäft. Weit minder bedeutend sind die Vorteile, welche sich für Jitta Gelber oder Sissel Diamant aus ihrer Kehlentätigkeit ergeben, obwohl auch sie sich wahrlich nicht wenig anstrengen. Das sind arme, sehr arme Weiber, welche oft samt Mann und Kindern von dem kärglichen Gewinn leben müssen, welchen ihnen der Wochenmarkt gebracht. Denn Herr Chaim Gelber verdient sich durch seine Tätigkeit keinen Hosenknopf, viel weniger einen baren Heller. Als er, vierzehn Jahre alt, die dreizehnjährige Jitta heimführte, war er nur im Talmud bewandert, aber in keinem Gewerbe, keinem weltlichen Geschäfte, und die Existenz des jungen Paares gründete sich darauf, daß beide einige hundert Gulden bekamen und dazu das Recht, beliebig oft im Hause der Eltern zu speisen. Nun begann zwar Chaim sein Geld auszuleihen, aber ein vierzehnjähriger Talmudschüler ist ein schlechter

Geschäftsmann, und hätten ihn auch erfahrene Ratgeber unterstützt, so ist doch selbst in Galizien der Wucher nicht so horrend, daß man von den Zinsen eines so bescheidenen Kapitals leben könnte. So griffen die jungen Leute ihr bescheidenes Eigentum an, besonders nachdem die vierzehnjährige Gattin dem fünfzehnjährigen Eheherrn ein Knäblein geboren. Und da beide ziemlich faul waren und leider nur nach einer Richtung hin fleißig, so hatten sie nach mehreren Jahren die Stube voll von Kindern, aber die Kasten leer. Chaim ließ die Hände in den Schoß sinken und fuhr fort, über schwierige Talmudstellen zu brüten; es war ja das einzige, was er gelernt, und in der „Schul" vergaß er wenigstens der häuslichen Sorgen. Da raffte sich Jitta auf, wie unzählige andere Weiber ihres Stammes, welche in ähnliche Lage geraten, und nahm mutvoll die Sorgen des Hausstandes auf sich; sie wurde Zwischenhändlerin auf dem Wochenmarkte. Und zu demselben Erwerbe hat sich die Sissel Diamant bequemen müssen, obwohl ihr Gatte, Herr Hirsch Diamant, ein bürgerliches Gewerbe erlernt hat, er ist Schneider. Aber daneben gibt es noch fünfzig andere Schneider in Barnow und ebenso viele Schuster und Glaser, denn wenn sich ein polnischer Jude entschließt, ein Handwerk zu lernen, so lernt er doch leider nur eines der drei genannten, weil diese mit nur geringer körperlicher Anstrengung verbunden sind. Von der Zeit ab, wo sich dies ändert, würde eine neue, bessere Ära des galizischen Judentums datieren, aber ach! wann bricht diese Zeit an?! Bis dahin hat das Hand-

werk unter diesen armen, beklagenswerten Menschen keinen goldenen, nicht einmal einen blechernen Boden, bis dahin sind die jüdischen Handwerker in Galizien — immerhin mit zahlreichen erfreulichen Ausnahmen, aber Ausnahmen bestätigen eben auch hier die Regel — nur arme Hungerleider, die nicht einmal sich selbst ernähren können, geschweige denn Weib und Kind. Daß diesbezüglich unter den Juden des benachbarten Südrußlands viel erfreulichere Verhältnisse herrschen — dort sind jüdische Dachdecker, Klempner, Maurer eine alltägliche Erscheinung — ist ein Beweis, daß es auch hier anders sein könnte.

Die armen Weiber also haben ein bitteres Leben und es gehört wahrlich die ganze Zähigkeit ihrer Rasse dazu, um nicht unter der Last ihres Geschickes zusammenzubrechen. An sechs Tagen der Woche üben sie die schwere Kunst, sich hungernd und sorgend durchzudrücken, der siebente Tag, der Tag des Erwerbs ist noch trotz aller Mühen vielleicht ihr glücklichster. Denn er ist ja eben der Tag des Erwerbs. Da pilgern sie in aller Frühe zu einem Krämer ihres Glaubens und nehmen da um einen oder zwei Gulden Waren auf Kredit, Bänder, Korallen, Liqueure, Messer. Damit stellen sie sich an die Heerstraße und tauschen bei den Ruthenenweibern Mehl, Geflügel, Eier, Obst dafür ein, namentlich aber Gemüse, insbesondere auch Zwiebel und Knoblauch. Und mit den erhandelten Schätzen postieren sie sich nun auf dem Markte und verkaufen sie an die Bürger- und Beamtenfrauen von Barnow. Gewiß ein Exempel des Zwischenhandels,

wie es ein Volkswirt nicht drastischer und lehrhafter wünschen kann.

Aber wenige Schritte davon läßt sich der Wechselverkehr beobachten. Herr Berisch Schenkelbach ist zwar heiser, aber er harrt mutig aus und operiert, von seinen Söhnen unterstützt, nach allen Seiten. Hier wird gegen einen Pflug, einige Räder und ein Fäßchen Schnaps eine Kuh eingetauscht, dort mit einem adligen Herrn ein schriftliches Übereinkommen getroffen — alles auf der Straße, Berisch gibt seinen Rücken gern als Schreibtisch her, sofern nur der Herr seinen Namen auf das Papier setzt. Wohl machen nur die herabgekommenen Polen ihre Geschäfte so auf der Straße ab, während jene, welche das Dekorum wahren, den Wucherer in seiner Stube aufsuchen, aber es kommen doch sehr viele Schlachzizen auch auf der Straße zum Berisch Schenkelbach, denn es sind eben sehr viele herabgekommen. Der polnische Kleinadel ist dem moralischen und materiellen Bankerott anheimgefallen, oder geht ihm mit Riesenschritten entgegen – es ist dies eine Tatsache, welche niemand leugnen kann, der nicht der Wahrheit ins Gesicht schlagen will. Für die Polen ist dies freilich eine entsetzlich niederdrückende Tatsache, denn da der polnische Bauer nichts von seiner Nationalität wissen will, sich ihrer schämt, sie, wo er kann, verleugnet, und nötigenfalls seine Sense gerade dengelt, um den Kämpfern für ein Polenreich den Garaus zu machen, da ferner der polnische Kaufmann und Bürger mehr oder minder kosmopolitisch gesinnt ist, so ist der Klein-Adel fast der ausschließliche

Träger der fanatischen, polnisch-nationalen Idee, welche sich, offen oder heimlich, gegen Rußland, Österreich und Preußen kehrt, und mit diesem Stande erlebt auch diese Idee ihren Bankerott. Wie gesagt, das sind ausgemachte Dinge, welche sich nicht länger fortlügen und fortprahlen lassen. Frägt man aber, was diesen Stand so tief herabgebracht, so wird man den Grund hierfür nur zum Teil in den traurigen wirtschaftlichen Verhältnissen des Ostens suchen müssen, hauptsächlich aber in der noch viel traurigeren Verlotterung seiner Glieder. Man wird Herrn von Krapulinski alles andere eher begreiflich machen können, als die Pflicht des Menschen, zu arbeiten, wenn er kein Vermögen hat, und daß der Adel kein Freibrief für Unwissenheit ist, wird ihm nie einleuchten. An seiner Ignoranz, an seiner Trägheit geht Krapulinski zugrunde, und kein Gott hält sein Verderben auf. Freilich behauptet er, daß Berisch Schenkelbach sein Verderben sei, aber hätte er, statt Macao zu spielen und mehrere Mätressen zu unterhalten, sich um seine Wirtschaft bekümmert, er wäre nie in die Lage gekommen, die intime Bekanntschaft dieses Herrn zu machen. Allerdings kommt selbst der solideste Landwirt zuweilen in die Lage, Geld aufnehmen zu müssen, aber für solide Wirte gibt es auch in Galizien Geld zu soliden Bedingungen. Kurz, wer die Verhältnisse des österreichischen Ostens unbefangen prüft, kommt doch immer wieder zu demselben Resultat: wenn Krapulinski zugrunde geht, so hat niemand hierfür die Schuld, als Krapulinski selbst.

Derselbe Berisch Schenkelbach endlich, welcher

Kälber gegen Pflüge eintauscht, die Kälber gegen bares Geld verkauft und Wechselgeschäfte macht, derselbe Berisch ist auch ein ambulantes Börsenkontor. Er kauft und verkauft Renten, Grundentlastungsobligationen, galizische Lokalpapiere. Die Börse von Barnow ist nicht so groß, wie die von Lemberg oder Brody, aber sie ist immerhin stattlich genug, stattlicher, als es der Anzahl der Ortsbewohner entspricht. Das Börsenspiel, welches Scharfsinn und Phantasie in gleicher Weise anregt und mit keiner körperlichen Anstrengung verbunden ist, sagt der Eigenart des polnischen Juden ungemein zu, und daß vor dem Börsenkrach nur ein gut Teil des jüdischen Galiziens, nicht aber das Ganze nach Wien gekommen, ist eigentlich wunderbar. Doch kamen immerhin ihrer genug und die zu Hause blieben, spielten dort. Manche jener neugegründeten Banken hatte fast ihre ganze Klientel in Galizien; auch Krapulinski verspielte da heftig das Geld, welches er sich geliehen. Jetzt ist dies freilich anders, aber noch immer bildet der Kurszettel eine sehr eifrige Lektüre der Familienhäupter mit Kaftan und Schmachtlöcklein. Neben der großen Anzahl von Dilettanten gibt es unter ihnen auch einige Sachverständige. Am Eingange des Marktes sind einige Tischchen aufgestellt, wo Papier gegen Kupfer, Silber gegen Papier, russisches gegen österreichisches Geld gewechselt wird. Die ansehnlicheren unter diesen Wechslern sind zugleich die Börsenkönige von Barnow. Auch sie verschmähen das kleine Geschäft nicht, für einen Gulden neunundneunzig Kreuzer zu geben,

aber in derselben Minute machen sie vielleicht telegraphisch durch die Unionbank ein Geschäft, das sich auf Tausende von Gulden beläuft. Möglich, daß das Telegramm unorthographisch geschrieben ist, das Geschäft aber ist gewiß, soweit sich eben die momentane Lage des Geldmarktes von Barnow aus übersehen läßt, gut ausgedacht. Denn nicht oft und nicht nachdrücklich genug kann es betont werden, welche ungemeine Intelligenz und Beweglichkeit des Geistes in diesen Leuten steckt. Wahrlich! die Zeit, wo diese guten Gaben sich nicht bloß auf pekuniärem Gebiete bewähren können, diese leider noch ferne Zeit ist nicht bloß im Interesse der Juden, sondern auch im Interesse des Landes lebhaft herbeizuwünschen! ...

All dies läßt sich schon auf dem Wege zum Markte beobachten und überdenken. Auf dem Markte selbst wird beides schwieriger, der Püffe und des Lärmens wegen. Flüchten wir uns als vorsichtige Pilger, denen ihre Rippen lieb sind, hinter eine mächtige Karawane, welche eben in das Gewühle eindringt. Ein stattlicher, langbärtiger, langröckiger Herr, an seiner Seite eine Dame von ungeheuren Dimensionen, welche recht geschmackvoll gekleidet ist: rotes Kleid, grüne Mantille, blauer Hut und gelber Sonnenschirm; fünf junge, wohlgenährte Mädchen, welche die gleichen Farben, wenn auch in verschiedener Anordnung, aber doch mit gleichem Geschmack, auf ihrer bauschigen Hülle blinken lassen, und vier Jünglinge in einer Tracht, die zwischen der städtischen Mode und einem ehrlichen ruthenischen Bauernkostüm sonderbar, aber just nicht im-

ponierend die Mitte hält. Das ist eine einzige Familie, der hochwürdige Herr Eusebius Tarnowiecki, griechisch-unierter Landpfarrer von Twardowka, sein Weib und seine Kinder. Ein Pfarrer erzeugt viele Kinder, wenn er ein Weib nehmen darf; das ist eine feststehende Tatsache, welche oft auch dann gilt, wenn der einschränkende Bedingungssatz entfällt. Wo diese Familie Platz hat, da können auch wir's wagen. Also langsam vorwärts!

Rechts vom Pfade, den wir uns selbst bahnen, hocken jüdische und ruthenische Weiber auf der Erde, jede inmitten ihres Krams von Viktualien. Und jede scheint überzeugt zu sein, daß wir dringendst einer Henne, einiger Eier oder doch mindestens einiger Knollen Knoblauch bedürfen, denn jede einzelne schreit uns mit durchdringender Stimme zu, daß just sie das beste zu verkaufen hat, und die Rede schließt immer mit der Beschwörung: „Herr, du wirst doch nicht anderswo kaufen?!" Aber so sehr auch die Weiber lärmen, mögen sie nun mosaisch oder christlich sein, in dem, was sie brüllen und kreischen, unterscheiden sie sich doch.

Die Ruthenin schreit jedem Vorübergehenden dasselbe zu: „Kauft, kauft, kauft nur bei mir! Hühner, Eier, Enten — alles frisch, alles billig! Die jüdischen Eier stinken, die jüdischen Hühner sind alt — kauft, kauft bei mir!" Und dies Sirenenlied brüllt sie einförmig ab, nach einer Art Melodie, welche sich durch Tradition forterbt — die ersten und letzten Worte langgedehnt bis zur Unverständlichkeit. Begleitet wird

der Sang durch ein monotones Biegen und Strecken des wagrecht gehaltenen Armes, unterbrochen wird er nur, wenn sich eine Käuferin findet. Auch das vernichtende Urteil über die Ware der jüdischen Nachbarin ist stereotyp, obwohl es etwas unlogisch ist, denn die Eier werden ja nicht von den Juden gelegt, sondern von den Hühnern auf dem Dorfe. „Stinkend" ist überhaupt das ständige Epitheton ornans, welches der Christ des Ostens jeder Sache beilegt, die mit dem Juden in näherer oder entfernterer Beziehung steht. Es ist oft nicht unbegründet, aber daß es so demonstrativ gebraucht wird, zeigt doch von geringer Selbstkritik. Denn jede unbefangene Nase wird zugeben, daß von den Odeurs, welche sie im Osten so nachdrücklich kitzeln, auch den Christen ihr vollgemessenes Teil gebührt, und insbesondere erinnert solch eine wohlbeleibte Bäuerin, welche unter ihrem frischen Schafpelz im Sonnenbrande schwitzt, an manches andere lebhafter, als an die Wohlgerüche Arabiens. Es ist leider wenig Toleranz im Osten, aber in den tatsächlichen Verhältnissen wäre es wohl begründet, wenn dort jeder stillschweigend den Nächsten nach seiner Art riechen ließe.

Die Jüdin erlaubt sich kein ähnliches Urteil über die Ware der Konkurrentin, aber sie weiß sich durch andere Mittel zu helfen: durch enthusiastisches Lob der eigenen Ware und durch feine Individualisierung in der Ansprache. „Herr! Herr!" ruft sie dir so dringend zu, daß du unwillkürlich den Blick auf sie lenkst, „Sie sind ein feiner Herr, ein nobler Herr — aber haben Sie

schon je eine solche Ente gesehen?" Und sie hält dir das Tier unter die Nase. „Niemand hat noch so eine Ente gesehen! So schön, so fett — das Wasser läuft mir im Munde zusammen, wenn ich sie anschau'! Aber bin ich eine reiche Frau? Bin ich mit Enten aufgezogen worden? Aber Ihnen gönn' ich sie — von Herzen, auf Ehre! Denn warum? Sie sind ein feiner Herr, ein schöner Herr. Und wie billig sie ist — ich schäm' mich zu sagen, was ich dafür will — fünfzig Kreuzer — handeln Sie nicht mit mir — so ein Nachtmahl — wie ein Fürst! Und was wird Ihre Frau sagen, wenn Sie die Ente nach Hause bringen? ‚Gott über der Welt,' wird sie sagen, ‚was für einen Goldmenschen hab' ich zum Mann. Alles versteht er, auf dem Markt kauft er besser, wie ich! Vergolden soll man den Mann!' So wird sie sagen, auf Ehre, und wenn sie nicht so sagt, so verdient sie gar nicht einen so schönen Mann, wie Sie!" — Gehst du dennoch weiter, so wird sie freilich murmelnd noch etwas hinzusetzen, was just kein Segenswunsch ist, oder doch mindestens weniger schmeichelhaft, als was du bis jetzt gehört. Aber zu langen Gemütsergüssen hat Sissel Diamant keine Zeit. Da naht eine Käuferin, die hagere, verblühte, aber gefallsüchtige Gattin eines Diurnisten beim Bezirksgerichte. „Gott! Gott!" ruft Sissel im Tone höchsten Erstaunens, „wenn ich's nicht selber sehen tät', möcht' ich's nicht glauben — alle Tag', aber alle Tag' wird die „Dama" schöner und immer schöner! Es ist ein Wunder vor Gott, ein lebendiges Wunder! Diese Augen, dieses Haar und dieser süße Mund —

Gott! Gott! Sie brauchen ein Schock Eier — ich seh's Ihnen an — bei wem werden Sie kaufen? Natürlich bei Ihrer Sissel! Zwei Kreuzer das Stück, Gnädigste, es kostet mich selbst so viel, aber will ich denn bei Ihnen einen Profit? Augenblicklich soll mich der Donner erschlagen, wenn ich einen Profit will! Mir ist die Ehre genug — die schönste Frau in der Stadt! — alle Männer wichsen sich den Schnurrbart auf, wenn sie Sie von weitem sehen. Und gar der Herr Steuereinnehmer — sterben tut er nach Ihnen — es ist ein Mitleid mit dem Mann — wenn ich ihm begegnen tu', denk' ich mir: Gott soll sich seiner erbarmen, gerade in die schönste Frau hat er sich verliebt, billiger hat er's nicht tun können! Also wie viel hab' ich Ihnen zuzuzählen? Nur zwanzig Stück?! Gut. Aber anderthalb Kreuzer? Alle meine Kinder sollen mir binnen zehn Minuten an der Cholera sterben, wenn ich nicht Schaden dabei haben tät! Soll ich Schaden haben, ich, Ihre Sissel?! Was sparen Sie so? Der Herr Gemahl wird ja nächstens Bezirksrichter, die ganze Welt spricht ja davon. Er wird nicht Bezirksrichter? Nu — dann könnt' er's doch werden! — so ein schöner Herr, so ein kluger Herr! Was sagen Sie, er ist nicht schön? Gott, wie man sich täuschen kann! Und dumm ist er auch? Gott — natürlich wissen Sie es besser. So eine Frau und so ein Mann — ich hab' ja immer gesagt: wie kommt d e r Mann zu d e r Frau?! — Gott! einen Grafen hätten Sie haben können — das Herz tut mir brechen vor Mitleid! Also zu anderthalb Kreuzer — in Gottes Namen! — aber keine zehn

Kreuzer soll ich im Vermögen haben, wenn's mich nicht selbst so viel kostet! Vielleicht eine Ente gefällig — die schönste Ente — aus Silber könnt' sie sein und wär' doch nicht mehr wert! — Nichts mehr? Nun, ein anderes Mal. Gott! wie schön ist die Frau — und d e r Gang! wie eine Prinzessin — ich küss' die Hand — wie eine Prinzessin — auf Ehre!"

... Während so rechts prosaische Eßwaren verkauft werden, haben sich zur Linken drei Vertreter freier Künste postiert. Vor allem ein Mann mit einer Elektrisiermaschine, welcher das P. T. Publikum auffordert, gegen Erlag von drei Kreuzern die Hände auf die Griffe zu legen und sich einmal gehörig „durchblitzen" zu lassen. „Das größte Wunder, welches Gott in Paris selbst an einem heiligen Manne geoffenbart hat! Ist das größte Vergnügen und hilft gegen alle Krankheiten!" Die Bauern stehen dicht umher; hier und da entschließt sich wohl auch einer zu dem Experiment und macht dann natürlich die ergötzlichsten Grimassen. Nur Hritzko Supkowicz, dessen Hände so schwielig sind, daß sie sich wie Steine anfühlen, hat seinen Obolus umsonst erlegt; durch eine solche Haut dringt der elektrische Funke nicht und nun fordert er energisch sein Geld zurück. Aber da mischt sich Iwan Megega, der Ortsrichter von Biala, mit seiner ganzen Autorität in den Streit. „Höre, Hritzko," sagt er, „du hast eben gehört, daß diese Maschine von Gott ist und du bist nur ein Schweinehirt. Mich, der ich Ortsrichter bin, hat es gehörig geschüttelt, aber für einen Schweinehirten baut Gott

seine Maschinen nicht. Es muß ein Unterschied sein auf Erden, du dummer Hritzko — den Kaiser schüttelt es gewiß noch stärker, als mich!" ...

Daneben hat ein Bilderhändler seinen Kram etabliert. Er führt hauptsächlich katholische Heilige, dann Bilder im byzantinischen Stil für die Gläubigen griechischer Konfession. Natürlich entsprechen diese Erzeugnisse dem geläutertsten künstlerischen Geschmack, insbesondere an tief gesättigter Farbenpracht wetteifern sie mit den größten Koloristen aller Zeiten. Das Blut an den Wunden ist mit allem Nachdruck signifiziert und der heilige Sebastian gleicht frappant einem eben abgestochenen Ferkel, welches man in unnützer Grausamkeit durch Heugabeln vom Leben zum Tode gebracht hat. Hingegen präsentiert sich die heilige Magdalena als ein ältliches, mit aschgrauer Haut überzogenes, überaus mageres Frauenzimmer, welches rätselhafterweise ein vergnügtes Gesicht macht, obwohl man es, rücksichtslos genug, fast völlig unbekleidet auf Steine hingeworfen, so daß es nun hilflos auf dem Bauche liegt. Gott Vater erscheint zwar regelmäßig sehr würdig mit einem grünen Talar und rotem Unterkleid bekleidet, aber bedenklich ist es doch, daß der alte Herr eine gar so rote Nase hat. Auch ist er sehr wohl genährt und das Bäuchlein rundet sich behaglich. So gut geht es leider den griechischen Heiligen nicht, mager und langgestreckt, die Hände knapp an den Leib gedrückt, den Mund geöffnet, stehen sie da und könnten ohne den zitronengelben Heiligenschein um das Haupt für kostümierte Häringe gehalten werden.

Auch patriotische Bilder sind zu sehen: Der Kaiser und die Kaiserin, der Kronprinz und die Kronprinzessin, Marschall Radetzky und — Freiherr von Kempen. Denn in entlegeneren Landstrichen behält man oft noch Moden bei, die im Zentrum längst außer Geltung gekommen, und so gilt hier Baron Kempen noch als ein Mann, den man gern an einen Nagel hängt. Alle diese Bilder finden eifrige Käufer, denn so arm ist kein Bauer, daß er nicht mindestens seinen Schutzpatron gerne in der Stube hätte und dazu die beiden erlauchten Paare. Man mag nirgendwo die vier Bilder in so miserabler Ausstattung antreffen, aber auch nirgendwo so häufig, wie im östlichen Galizien. „Denn durch den Österreicher sind wir erst Menschen geworden," sagt der Ruthene und vom Sohn auf den Enkel vererbt er die Dankbarkeit gegen den Staat, welcher ihn dem polnischen Adel und damit der grauenhaftesten Sklaverei entrissen. Daß ein deutsches Beamtentum in Galizien nur zur Zeit der Reaktion bestand, ist freilich wahr, aber unser Bauer hat nichts von dem Druck der Reaktion gespürt, er hat nur die Wohltat empfunden, daß es eine Macht gab, welche ihn gegen seinen Todfeind schützte, gegen seinen Quäler und Peiniger: den polnischen Herrn. Daß die Aufhebung der Robot nur infolge einer Revolution erfolgt, ist ebenso unbestreitbar, aber unser Bauer weiß nur, daß der Kaiser die Aufhebung der Robot verfügt und daß der Pole sich darüber geärgert. Und weil dem Polen das gegenwärtige Regime recht ist, da es das Land in seine Hände gegeben, darum ist

der Bauer der unerschütterlichen Überzeugung, daß dem Kaiser die Verfassung nicht recht paßt, und darum paßt sie auch ihm nicht. Der arme Bauer weiß ja nicht, daß die polnische Verwaltung Galiziens, dieses brutale Willkürregiment gegen Juden und Ruthenen, auf das schlimmste gegen den Geist der Verfassung verstößt, welche nicht duldet, daß jemand um seines Glaubens, um seines Volkstums willen leide. Er lernt nur den Mißbrauch der Ausführung kennen und leidet darunter. „Was den Polen freut, ärgert den Kaiser" und umgekehrt, das ist das politische Dogma des ruthenischen Bauern. Gewiß eine kindlich naive Auffassung, aber wenn ihr genug darüber gelächelt, dann überdenket sie auch reiflich und erkennt, daß ein gesunder Kern darin steckt ...

Außer den Heiligenbildern und patriotischen Lithographien für den Bauern führt der Bilderhändler auch eine Ware, welche auf den ganz anders gearteten Patriotismus der Städter spekuliert. Die Krakauer Königsgruft, Porträts von Kosciuszko und Langiewicz, Darstellungen aus dem letzten polnischen Aufstand, Greuelszenen der russischen Tyrannei und so weiter. Auch jenes beleibte Weibsbild, welches dem letzten polnischen Diktator bei Tag und Nacht so treu zur Seite geblieben, die Heldenjungfrau Pustowojtoff, ist stets in einigen Exemplaren auf Lager. Sie erscheint hier, was sie keineswegs in allen Situationen ihres öffentlichen Lebens getan, in hochgeschlossenem, mit Panzerschuppen bedeckten Gewande. Wüßte sie, in welcher Gesellschaft sie hier zuweilen auftritt, ihr bekanntlich

so überaus keusches Herz würde sich sehr darüber grämen. Denn der Händler führt auch jene bekannten Lithographien mit französischen Unterschriften, junge Damen darstellend, welche so vollblütig sind, daß sie sich in ihrer Bekleidung auf das Notwendigste beschränken müssen. Man trifft diese sittlich und künstlerisch gleich hochstehenden Bilder in großen Mengen als Wandschmuck in den Häusern des polnischen Kleinadels — noblesse oblige, man muß auch für die Kunst etwas tun. Für dasselbe Menschengenus, sowie für die Kavallerieoffiziere, welche auf den elenden Dörfern kantonieren und größere Langeweile empfinden, als sich die ausschweifendste Phantasie ausmalen kann, führt der Händler endlich auch Photographien und illustrierte Werke aus Hamburg und Altona, welche auf rötlichem Papier gedruckt sind. Oder ist das arme Papier erst rot geworden, nachdem man diese sauberen Dinge darauf gedruckt?!

Letztere Erzeugnisse werden in geschlossener Lade geführt, von anderen Gründen abgesehen schon deshalb, weil sonst Iwan Megega und die anderen Bauern diese empörenden Cochonerien erbarmungslos zerfetzen und in den Kot treten würden. Es ist viel gesunde Sinnlichkeit in diesem Stamme, aber — just eben darum — auch viel gesunde Sittlichkeit, und wenn auch Bodenstedts feierliche Versicherung, daß sich unter den Millionen kleinrussischer Volkslieder kein einziges zotenhaftes befinde, jedem Kenner dieses Volksliedes ein Lächeln abnötigen wird, so ist doch dies Lied in der Tat relativ

reiner, als das anderer slawischer Stämme, z. B. der Masuren, in welchem die Zote geradezu dominiert. Seine sonstigen Waren aber hat der Händler möglichst einladend gruppiert und Iwan Megega gibt unter beifälligem Gemurmel seiner Ortsgenossen sein Urteil darüber ab.

Vor allem über die Heiligenbilder. „Aber die Religion," bemerkt er zunächst so im allgemeinen, „aber die Religion ist eine sehr gute Sache und es ist wirklich vortrefflich, daß sich der alte Herr den Juden und der junge Herr seinen Jüngern geoffenbart hat. Denn wenn sie es nicht ausdrücklich so schön gesagt hätten, so wüßten wir ja nichts davon und hätten keine Religion. Und dann würden wir so in den Tag hineinleben, wie ein Ochs oder ein Maikäfer. Jetzt ist das Gottlob anders und die Religion ist tröstlich und erquicklich, man könnte sie mit einem Pelz vergleichen. Denn einen Pelz kann man immer tragen und es ist immer zum Guten. Im Sommer wendet man das Fell nach auswärts und es hält die Hitze ab, im Winter wendet man es nach innen und es nützt gegen die Kälte. So hält uns die Religion, wenn wir in Freuden sind, den Hochmut und Stolz ab, und wenn wir im Leid sind, die Trauer und Kleinmütigkeit. Nun gibt es freilich verschiedene Religionen, die Polen sind römisch-katholisch, wir Ruthenen haben unseren echten, wahren, ewigen Glauben, die Juden jenen, welchen ihnen der alte Herr geoffenbart hat. Daran glaubt freilich der Alte selber nicht mehr, denn sonst hätte er ja nicht seinen Sohn auf die Erde gesendet,

aber wenn schon leider die Juden so dumm sind — was soll man mit ihnen machen? Nichts, ihr Leute — nämlich man soll sie bei ihrem Glauben lassen und die Polen auch. Denn wenn wir es reiflich überdenken, so gibt es ja auch verschiedene Arten von Pelzen; wir tragen unseren Schafpelz, der Jude einen Fuchspelz, der Pole einen Bärenpelz, das heißt: wenn er ihn nicht versetzt hat, was leider so oft der Fall ist, aber dafür kann kein Mensch was. Also es gibt verschiedene Pelze und verschiedene Religionen und jeder soll zusehen, wie er sich in seinem Pelze fühlt. Aber niemand soll dem anderen den Pelz vom Leibe reißen, weil er den seinigen für besser hält. Nun seht ihr, meine lieben Leute, hier sehr verschiedene Bilder, wie auch ein Bärenpelz andere Knöpfe hat, als ein Schafpelz. Der Fuchspelz aber hat gar keine Knöpfe, das heißt — hehe! — Ihr versteht mich schon — in Wahrheit hat er Knöpfe, aber die Juden haben keine Bilder, auch singen sie nicht und tanzen nicht und sind überhaupt sehr betrübte Leute. Aber die Polen haben hier die Bilder ihrer Heiligen und wir die unserer, und welche mir besser gefallen, brauche ich auch nicht erst zu sagen, denn ihr seid freilich nicht so gescheit wie ich, der ich dem Kaiser als Korporal gedient habe und schon so lange Ortsrichter bin, aber dumm seid ihr auch nicht. Also natürlich! die unsrigen gefallen mir besser, denn erstens halte ich an unserem Glauben, und zweitens sehen alle unsere Heiligen mager und traurig aus und das schickt sich so. Denn wer sich in diesem Jammertale so brav aufgeführt, daß

er nach dem Tode heilig gesprochen wird, der kann hier nicht so vergnügt leben, daß er fett davon wird, und dann muß er auch immer den Kopf hängen lassen, weil er zusieht, wie sich die Gottlosen in der üppigen Sünde herumwälzen, wie die Säue in der Lache. Die polnischen Heiligen aber sehen so fröhlich und wohlgenährt aus, als hätten sie immer Braten und Wein gehabt und wären den Mädchen nachgelaufen. Übrigens will ich sie gewiß nicht beleidigen, christliche Heilige sind sie ja doch, und die Polen sollen sich ihre Heiligen kaufen, wir aber die unsrigen, und ich selbst kaufe mir einen heiligen Euphronius, wenn ich ihn samt dem Rahmen um einen Gulden bekommen kann." ...

Das bringt er auch zustande, freilich nur gegen Daraufgabe von zwanzig Kreuzern, weil der Rahmen allein so groß und schwer ist, daß sich mit ihm ein kleines Holzgeschäft etablieren ließe. Iwan Megega blinzelt vergnügt, während er das Bild in der Hand wiegt, dann wendet er sich den anderen Kunstwerken zu und gibt sein Urteil um so unbefangener ab, da er nur noch als Kritiker auftritt, nicht mehr als Käufer. „Dieser Herr Kaiser," sagt er und entblößt ehrfurchtsvoll das Haupt, indem er den Titel ausspricht, „ist mir persönlich nicht bekannt, und ich kann daher nicht beurteilen, ob er wirklich so stattlich ist. Wenn aber ein Herr Kaiser nicht stattlich sein sollte — wer denn dann sonst, ihr Leute? Auf der goldenen Medaille, welche er mir geschickt hat und die ich hier auf der Brust trage, ist er sogar noch viel schöner. Wenn mir

Gott das Leben schenkt, so fahre ich noch einmal mit dem Wagen, welchen das eiserne Pferd zieht, von Tarnopol nach Wien und gehe dort in das goldene Haus, wo der Herr Kaiser wohnt, und wenn mich die Wache nicht durchlassen will, so sage ich nur kurz: „Brüderchen, mach dich nicht lächerlich, ich bin ja der Iwan Megega, der Richter von Biala.“ Dann entschuldigt sich die Wache und ich trete in das Zimmer, wo der Herr Kaiser sitzt. „Guten Morgen,“ sag' ich, „ich bin dein alter Iwan, dem du die Medaille geschickt hast, weil er deine Kassen mit seinem Leibe gedeckt hat, als diese verdammten Husaren, diese Zigeuner, diese Rebellen aus Galizien nach Ungarn durchgebrannt sind, und der noch heute, obwohl ein alter, dicker Kerl, jeden Augenblick bereit ist, für dich und dein Haus sein Leben zu lassen.“ — „Lieber Iwan,“ wird er sagen, „setze dich zu mir, rauche dir diese Zigarre an, welche drei Kreuzer kostet, es freut mich sehr, daß du mich endlich einmal besuchst. Ich habe dich ja auch zu mir einladen lassen und dir von Zeit zu Zeit Grüße geschickt, hat es dir denn mein Bezirkshauptmann in Barnow nicht ausgerichtet?“ — „Keine Silbe,“ sag' ich, „weil er so ein Pole ist.“ — „Diese Polen,“ sagt er darauf, „so viel Verdruß machen sie mir! Aber wie steht es in Biala?“ — „Gut, Herr Kaiser,“ sage ich, „aber wie gehen deine Geschäfte?“ — „Nicht besonders,“ sagt der Herr Kaiser und seufzt. „Zwar in meinem Hause — da steht alles gut — ich habe eine liebe, schöne Frau und meine Kinder sind gottlob wohlgeraten! Mein Sohn macht mir viele Freude, ein kluger, wohl-

geratener, braver Mensch, der sich auch eine hübsche, liebe Frau ausgesucht hat, und meine älteste Tochter habe ich gut verheiratet und habe ihr mit Gottes Hilfe eine gute Ausstattung mitgeben können. Aber im Staate steht es leider nicht so gut. Bald hat man mit den Böhmen Verdruß, bald mit den Polen, bald mit den Ungarn, auch die Geldsorgen gehen ewig fort, weil die Leute ihre Steuern nicht pünktlich bezahlen. Von Biala hört man freilich das Beste, weil dort d u, Iwan, auf Ordnung siehst. Du dienst mir als Richter sehr gut, aber dennoch habe ich mir oft gedacht: es ist ewig schade, daß du schon als Korporal deinen Abschied genommen hast. Hättest du fortgedient, du wärest längst General, und dann wären auch meine beiden Kriege anders ausgefallen, denn du hättest gewiß die Italiener und die Preußen besser bedient, als meine Grafen!" — „Daran habe ich auch selbst schon manchmal gedacht," erwidere ich, „aber das ist nicht mehr zu ändern." — „Freilich nicht!" erwidert der Herr Kaiser, „sprechen wir von lustigeren Sachen." Und dann läßt er Wein holen und sagt der Frau Kaiserin, daß sie uns etwas Warmes kocht, und wir sitzen so vergnüglich beisammen und plaudern. Denn warum sollte der Herr Kaiser weniger leutselig mit m i r sein, dem Ortsrichter von Biala, als sein seliger Herr Onkel, der Kaiser Ferdinand, mit mir war, obwohl ich ihm damals nur als Gemeiner diente? Und hat der hochselige Kaiser damals nicht eigens für sich und mich ‚Zrazy und Kascha' kochen lassen und mir Wein und Schnaps vorgesetzt und vergnüglich mit

mir geplaudert?!*) Also wird es auch der junge Herr Kaiser tun, wenn ich nur einmal nach Wien komme!"

Die Zuhörer nicken ehrfurchtsvoll. Nur einer von ihnen, Janko Simanczuck, ein junger Urlauber, der mit seinem Bataillon einige Monate in Wien gelegen, hat eine Anwandlung von schnöder Skepsis. „Es wird gewiß so sein, Herr Richter," sagt er, „aber woher wißt Ihr, daß Euch unser Herr Kaiser schon mehreremal hat einladen lassen, wenn es doch der Pole nie ausgerichtet hat?!"

„Woher ich das weiß? Du Gelbschnabel!" erwidert Iwan Megega erzürnt. „Weil ich mit der Medaille zugleich ein Dekret bekommen habe! Und darin steht, daß mir der Herr Kaiser die Medaille schickt, weil er sich dankbar der Dienste erinnert, welche ich ihm geleistet. Ein Kaiser hat ein besseres Gedächtnis, als ein anderer Mensch — darum ist er ein Kaiser! Und einen Menschen, an den er sich immer dankbar erinnert, will er auch einmal sehen! Das ist klar wie der Tag, du Gelbschnabel! Glaubst du vielleicht, daß ich ein Aufschneider bin, wie Janko Czupka?!"

Dann fordert Iwan seine Mitbürger auf, die Porträts des Kaisers und der Kaiserin, dann des Kronprinzen und der Kronprinzessin zu kaufen. „Ich

*) Wie dies zugegangen, habe ich bereits an anderem Orte erzählt, in meinen Kulturbildern „Aus Halb-Asien" (Vierte Auflage, Band I S. 58 ff.). Iwan Megega ist keineswegs, wie hier gelegentlich bemerkt sein möge, eine erfundene Figur, sondern ein wirklich und zwar sehr vergnügt lebender Ortsrichter.

ſelbſt habe ſie natürlich ſchon, aber wenn auch nicht jeder ein Mann iſt wie ich und eine Medaille und ein Dekret hat, ſo ſoll doch jeder dieſe Bilder in ſeiner Hütte haben. Denn der Menſch ſoll wiſſen, wer ſein Herr iſt, und ſoll ſeinen Herrn wenigſtens aus dem Bilde kennen!"

„Dieſe Polen freilich," fährt er fort, „hängen ſich ganz andere Bilder an die Wände, z. B. den Herrn Kosciuszko, dann dieſe Frauensperſon da. Und dann ſtellen ſie ſich vor die Bilder hin und nehmen das Maul voll und ſtrecken die Hände aus und rollen die Augen wie der Pfarrer auf der Kanzel. Und dann fangen ſie an zu ſchreien: „Polen war einſt, und Polen iſt jetzt in unſeren Herzen, und Polen wird wieder erſtehen, bis die Zeiten beſſer werden." Und dann weinen ſie und trinken Wein und weinen wieder und trinken immer mehr — aber davon allein, ihr Leute, werden die Zeiten für die Polen noch nicht beſſer werden! Und dabei ſind zwei Dinge merkwürdig: die braven Polen ſprechen weit weniger von dieſen Sachen als die lumpigen — und zweitens: je ſchlechter es den Polen geht, deſto mehr deklamieren ſie und zeigen ſtolze Geſichter. Das iſt ganz ſo, wie mit dem Geſichte unſerer früheren Bezirksrichterin, der Gattin des Herrn Lozinki, den jetzt gewiß der Teufel in der Hölle unten mit beſonders glühenden Zangen zwickt. Wenn dieſe Frau angegriffen war, ſo hat ſie ſehr rot ausgeſehen, und wenn ſie gut ausgeſehen hat, ſo war ſie blaß. Das war natürlich — ſie hat ſich geſchminkt, wenn ſie angegriffen war. Und ſo ſchminken

sich die Polen mit ihrem Stolze, wenn es ihnen schief geht. Aber man sieht ihnen diese Schminke ebenso an, wie einmal der Frau Lozinska."

Wieder ein Gemurmel der Zustimmung unter den Bauern. Iwan lächelt selbstbewußt, aber plötzlich wird er sehr ernst, sein Blick ist auf jene Lithographien gefallen, welche vollblütige Damen vorstellen. „Ich verstehe sehr vieles," spricht er sinnend, „sonst wäre ich nicht Korporal geworden und dann Ortsrichter, aber wozu Gott die Schandkerle leben läßt, welche solche Bilder machen und kaufen, das begreife ich nicht. Wenn noch das Zeug lebendig wäre — — es gibt nun einmal viel Lumperei auf der Welt. Aber so! Wie ein Frauenzimmer aussieht, weiß doch jeder Mann, und wenn er's noch nicht weiß, so kann er wahrhaftig warten, bis er es erfährt! Pfui, pfui, kommt, ihr Leute!"

Und der würdige Richter und sein Gefolge wenden sich ab und dem dritten Künstler zu, der sich an dieser Stelle des Marktes produziert.

Das ist ein „Kobsar", ein greiser, blinder Sänger, der, von einem Kinde geleitet, von Markt zu Markt zieht, von Dorf zu Dorf, und dort den Leuten seine Lieder singt, sonderbare Lieder nach sonderbaren Melodien. Seinen Namen hat er von dem kleinen flachen Saiteninstrument, einer Art Leier, der „Kobsa", welche er am Bande trägt und mit der er seinen Sang begleitet. Was er seinen Volksgenossen vorträgt, ist dasselbe, was einst Homer und die Homeriden den Hellenen zugesungen: die Heldengeschichten der Vorzeit in schlichter und doch echt poetischer Form.

Es ist ein komisch-wehmütiger Gegensatz zwischen Sang und Sänger — der greise Bettler, welcher armen geknechteten Bauern, welche seit Jahrhunderten und auch heute noch unter der Peitsche des polnischen Herrn seufzen, in aufregendem Rhythmus die kühnen Taten vorträgt, die einst ihre glücklicheren Ahnen vollbracht . . .

Hei! wer ruft dort durch die Steppe?!
Herr Hamalja ist's, der Hetman,
Ruft: Ihr Falken, tapfere Falken,
Wohin wollt ihr heute fliegen?!
Nach Skutari, auf Bajdaken,
Fahren wir hinab den Dnjeper,
Weiter durch die blaue Meerflut,
Daß der dicke Türke zittert —
Oder wollt Ihr gegen Lemberg,
Wo der feige Ljach sich ducket
Hinter seinen weißen Mauern
Vor der Steppe kühnen Söhnen?!
Oder wollt ihr, Haarzopfträger,
Wieder einmal gegen Norden,
Wo wir jüngst den Knollennasen
Schwere Beute abgewonnen?! . .

Es ist wenig aufgezeichnet von diesen Liedern. Aber wer mitten in diesem Volke aufgewachsen, dem bleibt doch eine oder die andere Stelle im Gedächtnis haften, und so ist mir der Sang vom Hetman Hamalja in der Erinnerung geblieben und ich habe ihn in schlicht getreuer Übersetzung wiedergeben können. Ein Gedicht, und doch zugleich ein historisches Aktenstück, welches genau bei der Wahrheit bleibt. Denn zur Zeit dieses Hetman waren die Ruthenen — die „Haarzopfträger",

weil sie breitgeflochtene Zöpfe von der rechten Schläfe herabhängen ließen, wie es noch heute bei einigen Kosakenstämmen üblich — in der Tat ein freier, kühner Kriegerstamm, der sich auf friedliche und blutige Arbeit gleich gut verstand, sein Staatswesen, eine Art patriarchalischer Republik, in Ordnung hielt, in ruhigen Zeitläuften von Ackerbau und Pferdezucht lebte, aber auch zuweilen, so oft es ihm beliebte, unter freigewählten Heerführern seinen Nachbarn den Fuß auf den Nacken setzte. Hamalja hatte in der Tat die Wahl, seine Krieger auf „Bajdaken" (Barken) den Dnjeper hinab und an die türkischen Gestade zu führen, oder gegen die Polen („Ljachen"), welche sich nach blutigen Kämpfen endlich in Lemberg festgesetzt, oder gegen die „Knollennasen", die Moskowiter. Heute sind die Ruthenen einer der unglücklichsten, zertretensten Volksstämme auf Erden. Jeder Versuch, die Kraft ihres Volkstums neu zu beleben, wird grausam niedergehalten. Und die solchen Frevel üben, sind nicht etwa fanatische Moslims, sondern Volksgenossen, S l a w e n: in Österreich die Polen, in Rußland die Moskowiter ...

Es ist wehmütig-komisch, wiederhole ich, diesen Sänger und sein Publikum zu beobachten. Die Bauern lauschen andächtig und mancher Kreuzer fällt in die Mütze des Bettlers. Auch ihre Gesichtszüge beginnen sich allmählich zu verändern; es zuckt und zittert in diesen sonst so stumpfen Zügen und in den Augen blitzt ungewohntes Licht auf. Und schließlich fallen sie halblaut ein und singen mit. Seht euch nun den Janko

Simanczuck an, den Urlauber. Er sieht sonst genau so aus, wie jeder andere ruthenische Bauernsohn, um kein Haar geistreicher oder beweglicher. Aber wie er nun den alten Schlachtgesang seines Volkes mitsummt, da ist in diesem Jünglingsantlitz ein seltsamer Zug erwacht, der früher gleichsam darin geschlummert, und nun wird begreiflich, warum man einst die streitbaren Söhne dieses Volkes „Falken" genannt . . .

Aber der greise Sänger ermattet bald und wie er verstummt, ist auch der Bann gewichen, der sich um die Seelen seiner Hörer gelegt. Der Urlauber Janko ist wieder nur ein junger Bauernlümmel, ein „Burlak", wie andere, die Züge der Alten werden wieder stumpf und melancholisch wie vordem, und Iwan Megega fährt wie aus einem Traume auf und sagt seufzend: „Das sind vergangene Zeiten, da hat es ja noch keine Gendarmerie gegeben! . . . Jetzt sind wir friedliche Leute; wir wollen nichts, als daß man uns in Ruhe läßt! Und du, Alter, schweige nun von den alten blutigen Geschichten und singe uns etwas Lustiges!"

Auch das kann der „Kobsar"; es stehen nicht bloß die historischen Lieder, die „Dumen", auf seinem Repertoire, sondern auch „Dumki", kleine Liebeslieder und „Szumki", Scherz- und Schelmenlieder. Aber wenn er „Dumen" singt, so ist der alte Mann ehrwürdig und ergreifend, während es nur komisch und peinlich wirkt, wenn er mit zahnlosem Munde singt:

Auf den Bergen grünt die Tanne
Und im Tal die Buche,

Hinterm Berge wohnt die Liebste,
Die ich sehnend suche.

Wüßt' ich mir nur einen Zaubrer,
Einen klugen, schnellen,
Ließ ich gleich die Berge ebnen
Und die Tannen fällen!

Oder auch:

Unsere Lieb' begann mit roten Rosen —
Doch mit rotem Blut hat sie geendet,
Unsere Lieb' begann mit süßem Weine —
Doch mit bitt'rem Gift hat sie geendet.
Denn den Wein vergiftete ein Zauber
Und ein Fluch fiel welkend auf die Rosen —
Hoho! du mein liebes Mädchen!
Weh! Weh! du mein liebes Mädchen!
Hoho! Weh! Weh!

Auch „Szumki" singt der „Kobsar", Lieder von glühendster und dabei naivster und gesundester Sinnlichkeit, doch ist es vielleicht besser, wenn ich einem Publikum, welches schließlich doch nicht ganz so naiv ist, wie mein Freund Iwan Megega, keine Proben hiervon mitteile. Wie viel der Sänger dabei aus eigenem hinzutut, ist wohl überaus schwer zu kontrollieren, unter den Russinnen singt jeder und dichtet fast jeder, das Volkslied ist nichts Totes, nichts Abgeschlossenes; es wächst und blüht und knospt noch immer, und so, wie jeder Frühling den Ebenen Ostgaliziens und den Steppen der Ukraine unzählige Blüten bringt, so wachsen und blühen da auch alljährlich unzählige Lieder. Sie behandeln nicht bloß

die Liebe und den Frühling, sondern auch Vorkommnisse des Alltagslebens. So singt z. B. unser „Kobsar“:

Wohin haben sie ihn geschleppt, den armen Wassilj?
Nach Tarnopol haben sie ihn geschleppt!
Und was haben sie dort mit ihm gemacht, mit dem armen Wassilj?
Die Haare ganz kurz abgeschoren!
Und was haben sie noch mit ihm gemacht, mit dem armen Wassilj?
Einen weißen Rock angezogen!
Und was hat er sonst bekommen, der arme Wassilj?
Einen Czako und ein Gewehr!
Und wohin haben sie ihn dann geschleppt, den armen Wassilj?
Nach Italien haben sie ihn geschleppt!
Und was hat er dort tun müssen, der arme Wassilj?
Reis hat er dort essen müssen!
Und was hat er noch tun müssen, der arme Wassilj?
Dem Kaiser das Land verteidigen!
Und warum kommt er denn nicht zurück, der arme Wassilj?
Weil er eine Kugel im Herzen hat!

Aber Iwan Megega schüttelt zürnend den Kopf. „Wenn jemand dem Kaiser dienen muß, so ist er gar nicht zu bedauern! Nur wenige bringen es bis zum Korporal, das ist freilich wahr, aber der Soldatenstand ist ein Ehrenstand, und wer einen ehrlichen Soldatentod stirbt, dem soll man nicht nachklagen, sondern ihn beneiden! Daß du mir keine solchen Lieder mehr singst, Alter!“

Der „Kobsar“ ist zerknirscht, denn Iwan ist ein sehr einflußreicher und gewichtiger Mann. „Vielen gefällt es,“ murmelt er zur Entschuldigung, „und“, fügt er rasch hinzu, „was ich nun singe, wird Euch gewiß gefallen“:

Fleisch und Blut
Hat der arme Bauer auch,
Klopfend Herz und warmen Hauch,
Fleisch und Blut!

Pole merk's!
Solltest du's einmal vergessen,
Werden dich die Raben fressen,
Pole! merk's!

Und des Sängers innere Stimme täuscht ihn nicht, das Lied gefällt sehr und Iwan reicht ihm zur Belohnung zehn Kreuzer Silber. Denn der Richter von Biala ist ein warmer Förderer der Kunst.

Aber wir haben uns lange bei den Künstlern auf dem „Jarmarek" zu Barnow aufgehalten, sehen wir nun wieder nach den Geschäftsleuten. Zunächst nach jenen, die in Obst machen, in Gemüse und in Vieh.

Es sind wunderschöne Äpfel und Birnen, Kirschen und Pflaumen, im Herbste prächtige Melonen und Trauben auf dem Ringplatz von Barnow zu haben, aber nicht bei den Bauern, auch nicht bei den Judenweibern. Was auf den Dörfern von Ruthenen gezogen wird, sind sehr mittelmäßige Früchte, aber dies ist nicht Schuld des Bodens, sondern der mangelhaften Kultur. Unser Bauer ist ein schwer bewegliches Stück Menschheit; die Obstzucht könnte ihn wohlhabend machen, wie sie den Fremden auf seinem Boden wohlhabend gemacht, aber er tut für seine Bäume nichts mehr und nichts anderes, als was Vater und Großvater dafür getan. Nur der Fremde weiß treffliche Früchte zu ziehen.

Es sind eigentümliche Menschen, diese Fremden. Sie kommen mit den Frühlingswinden, mieten den Bauern und Edelleuten gegen mäßigen Zins die Obstgärten ab, bleiben den Sommer über als stille, nüchterne, fleißige Gäste, verkaufen auf den Märkten einen Teil ihrer Frucht, schicken das übrige zu guten Bedingungen an Kommissionäre ihres Stammes und Glaubens, welche in den großen Städten des Landes sitzen, und scheiden im Herbste, um den Winter in ihrer entlegenen Heimat zuzubringen. Dann suchen sie im Frühling wieder dieselben Stätten auf und so vielleicht ein langes Leben lang. Aber deshalb treten sie doch mit den übrigen Bewohnern des Landes in keinen anderen Verkehr, als den notwendigsten, nehmen keinen Anteil an ihren Freuden und Leiden, verbitten sich jede Teilnahme an dem eigenen Schicksal und setzen jeder Frage, die nicht ihr Geschäft betrifft, hartnäckiges Schweigen entgegen. Was sie von allen anderen scheidet, ist nicht etwa die Sprache, denn sie sind aller Zungen des Landes kundig, nicht die Tracht, so absonderlich sie sein mag, und im Grunde nicht einmal der Glaube, denn die einen von ihnen sind Juden, die anderen Christen. Nur der A b e r glaube ist's.

Freilich sind sie sonderbare Juden, sonderbare Christen. Denn die Obstzüchter in Podolien sind Karaiten und Lippowaner.

Man weiß wenig genug von dem inneren Leben der beiden Sekten. Bis vor wenigen Jahren wußte man nur, daß sich jede von ihnen für die Besitzerin des alleinigen, wahren Gottesglaubens halte und den

Verkehr mit anderen deshalb vermeide, weil sie die übrige Menschheit für unrein halte. Man wußte, daß dem Karaiten jeder andere Jude gleich fern stehe, wie der Christ oder Heide, dem Lippowaner jeder andere Christ. Man wußte, daß sie stille, düstere, fleißige Leute seien, pünktliche Steuerzahler, abhold jedem geistigen Getränk und jeder lärmenden Freude. Erst um 1860 ist es einem Breslauer Gelehrten gelungen, mit einer Karaitengemeinde in Verkehr zu treten und ein Bild dieser merkwürdigen, religiösen Genossenschaft zu bieten, erst 1875 hat sich der Schreiber dieser Zeilen als der erste Ungläubige, der den heiligen Boden betreten durfte, Zutritt in das Kloster und die Pfarre der Lippowaner, zu Fontina alba in der Bukowina, zu verschaffen gewußt*). Nun weiß man, daß beide Sekten im innersten Kern verschieden sind, die Karaiten repräsentieren das biblische Judentum, verquickt mit quietistischen Elementen, sowie einzelnen Zügen des Urchristentums; bei den Lippowanern hingegen hat sich der an sich starre byzantinisch-orthodoxe Glaube und Aberglaube völlig versteinert, und ist in einen so abenteuerlich-herben Formenkult ausgeartet, daß diese armen Leute, wenn sie lateinisch verständen, mit größerem Recht, als jede andere Sekte von sich behaupten müßten: „omne humanum nobis alienum est.“ Äußerlich aber haben sie viele Berührungspunkte: der Karaite und der Lippowaner

*) Eine Schilderung des Klosters und der Bräuche der Lippowaner habe ich an anderem Orte gegeben. Vgl. „Aus Halb Asien“, Vierte Auflage, Band II S. 273 ff.

ſpricht, wenn er nicht anders muß, großruſſiſch; beider Tracht iſt die altmoskowitiſche: hohe Stiefel, ein rotes, bluſenartiges Untergewand aus Zwillich, darüber ein langer Kaftan aus blauem Tuch, mit einem roten Wollenſtreifen gegürtet, eine Pelzmütze, langes Haar und langer Bart. Sie ſtehen mitten im tollen Drängen und Lärmen ſtill und ernſt auf ihren Obſtwägen und bedienen die Kundſchaft, die herantritt; kein Lippowaner, kein Karaite lockt den Käufer durch Schmeicheleien oder Rippenſtöße heran. So unterſcheiden ſie ſich in Erſcheinung und Benehmen auf das ſchärfſte von ſämtlichen anderen typiſchen Figuren des Marktes und müſſen dem Beobachter vor allem ins Auge fallen. Von fern mag wohl auch ein geübtes Auge einen Karaiten für einen Lippowaner halten und umgekehrt; in der Nähe nicht einmal ein ungeübtes. Der Lippowaner hat ſlavo-mongoliſchen, der Karaite orientaliſchen Geſichtsſchnitt. Wenn aber auch dies Unterſcheidungszeichen keinen ſicheren Schluß zulaſſen ſollte, ein anderes wird niemals trügen: der Karaite läßt mit ſich handeln, der Lippowaner niemals. Was er einmal ausgeſprochen, gilt, ſelbſt wenn es ihn hinterher reut.

Hier in der Nachbarſchaft der Siſſel Diamant ſeht ihr einen ſolchen mächtigen Obſtwagen auf niedrigen Rädern und auf dem Kutſchbock ſitzt rittlings der alte Händler und blickt aus ſchiefgeſchlitzten Mongolenaugen melancholiſch vor ſich hin. Eine Käuferin tritt heran, die ſchönſte Frau von Barnow, um derentwillen der arme Steuereinnehmer einem frühen Tode entgegengeht, die Gattin des Diurniſten.

„Habt ihr schöne Ware?“ beginnt sie die Verhandlung.

Die Ware liegt ja da. Eine Antwort ist also überflüssig. Und darum schweigt der Lippowaner.

„Ich möchte ein Dutzend Maschansker Äpfel.“

Der Mann deutet stumm auf die Stelle, wo solche Äpfel aufgehäuft liegen — nebenbei bemerkt, köstliche Früchte, mit denen die Gartenkunst des Westens nur in wenigen Spezies rivalisieren kann.

„Sie sind aber heute gar nicht schön.“

Der Mann schweigt noch immer. Man kann ja sehen, ob sie schön sind oder nicht.

„Sind viele wurmstichig?“

Darauf gibt er eine Antwort, denn das kann man nicht auf den ersten Blick sehen. Doch gibt er diese Antwort streng der Wahrheit gemäß. „Nur einige,“ sagt er.

„Was kosten sie?“

„Anderthalb Kreuzer das Stück, das Dutzend um sechzehn Kreuzer.“

„Ihr werdet mir das Dutzend um zwölf Kreuzer lassen.“

„Nein!“

„Ihr habt es mir das letztemal um zwölf Kreuzer gelassen.“

„Nein!“

„Dann werde ich beim Karaiten kaufen.“

Keine Antwort — das steht ja im Belieben der Frau. Anders der Karaite, in welchem sich doch der durch Jahrhunderte anerzogene Handelstrieb seiner Rasse regt. Aber fast ebenso wortkarg wie die Lippo-

waner — freilich aus anderen Gründen! — sind die Gemüsehändler, deren Rasse dem Leser sicherlich bekannter sein wird als die Lippowanische. Doch wird er die Sprößlinge dieser Rasse vorher kaum auf dem Wochenmarkte zu Barnow gesucht haben.

Ihnen gilt unser nächster Besuch. Aber diese Leute halten sich, ganz gegen alle Lehren der Volkswirtschaft, hart beieinander und haben sich an der entgegengesetzten Ecke des Marktes postiert. Während wir uns zu ihnen durchdrängen, haben wir also nicht bloß Gelegenheit, zahlreiche Rippenstöße zu geben und zu empfangen, sondern auch verschiedene Typen der Verkäufer und Käufer zu mustern.

Da ist unter den ersteren der Schnapsjunge, ein hageres, schmutziges Judenbüblein von zehn bis zwölf Jahren, welches einen Korb am Arme trägt, in dem sich eine mächtige Branntweinflasche, ein Gläschen und einige kümmelbestreute Bretzen befinden. Mitten ins dichteste Gewühle drängt sich das Jüngelchen, zerrt die Leute am Rocke und kreischt dazu, als ob es am Spieße steckte. Die Bretzen sind in unvordenklichen Zeiten frisch gewesen und der Fusel ist von der schlimmsten Sorte, aber dafür kostet die ganze Labung zusammen nur drei Kreuzer und findet auch ziemlichen Absatz. Das christliche Pendant des Schnapsjungen ist der Wurstbube. Was in diesen Würsten steckt, weiß außer dem Erzeuger wohl der Schinder von Barnow am besten. Daneben führt der Bube auch Schnaps, ist also in der Lage, um fünf Kreuzer ein komplettes warmes Frühstück zu servieren. Ohne bestimmtes

konfessionelles Gepräge ist der Zuckerjunge; sowohl jüdische als christliche Knaben belästigen die Leute, indem sie ihnen altgebackene Fladen unter die Nase halten, staubbedeckte Bonbons und kandierte Früchte, auf denen mancher prüfende Finger seine Spur zurückgelassen. Hart an der Grenze, wo der Handel aufhört und der Bettel anfängt, stehen diese Knaben alle, die Wassermädchen hingegen, eine kreischende, zappelnde, zudringliche Marktplage, stehen bereits jenseits der Grenze. Es ist nicht jeder gelaunt, ein Glas dieser kühlenden Labe, welche oft schon mehrere Stunden lang durch das heiße Staubmeer getragen wurde, hinter die Krawatte zu bringen, aber einen Kreuzer muß jeder geben, der einen anständigen Rock trägt und das Gezeter nicht eine halbe Stunde lang in den Ohren haben will. Und hat erst eine ihren Kreuzer, so bist du flugs von allen Wassermädchen des Marktes umgeben und dreißig Krüge zugleich strecken sich dir entgegen — die Raschheit und Geschäftsklugheit so blutjunger Damen wirkt wahrhaftig imponierend, freilich macht die Erziehung viel und die Routine auch. Die Wassermädchen sind im Osten, was die Blumenmädchen im Westen; gewöhnlich bewegt sich auch ihre weitere Karriere parallel und der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er in Scherben bricht. Blumenmädchen hingegen kennt der Osten nicht, und wenn der richtige Halb-Asiate nach Europa kommt, so lernt er wohl manches begreifen, aber schwerlich die Tatsache, daß es Menschen gibt, welche für Blumen Geld ausgeben ...

Neben diesen eingeborenen Elementen gibt es auch Fremdlinge, welche uns den Weg verstellen, teils Hausierer, teils Bettler, teils Diebe. Doch ist diese Unterscheidung nach Kategorien sehr schwer, mindestens zweien entspricht fast jeder solche Gast. Den tschechischen Handelsmann mit Glaswaren, den deutsch-böhmischen Spitzenhändler muß man noch ausnehmen, die anderen aber suchten sicherlich in einem Atem zu verkaufen und zu betteln. So der slowakische Drahtbinder, der buchstäblich auf jedem Markte in Europa zu finden ist; der Wasserpolacke, welcher mit seinem armseligen Kram von Holzwaren das ganze Land bis in die Moldau hinab durchzieht; der invalide Bergmann aus Wieliczka, welcher einige Salzkristalle und Nippes aus Salzstein feilbietet; der griechisch-orthodoxe Pilger, welcher seit dreißig Jahren „eben vor einer Woche, Herr!" aus dem Morgenlande heimgekehrt ist und ehrwürdige Rosenkränze aus Bethlehem feilbietet, welche er auf dem Markte zu Stanislau gekauft, und Fläschchen mit geweihtem Jordanwasser, welche er aus der nächsten Pfütze gefüllt; ferner sein Kollege, der jüdische Pilger aus Jerusalem, welcher seinen Glaubensgenossen Säckchen anbietet, die mit Tempelschutt gefüllt sind („wenn er nicht wirklich vom Tempel ist, so soll mich gleich hier auf der Stelle der Schlag treffen" und dabei tritt er unmerklich einen Schritt seitwärts); endlich der heldenmütige Kämpfer für Polens Ehre, irgend ein herabgekommener Lump, der bei einer Wirtshausschlägerei wirklich eine Verwundung davongetragen oder doch eine solche simuliert. Er hält einige patrio-

tische Photographien feil, über denen eine Schmutzkruste liegt, welche es unmöglich macht, zu entscheiden, ob darauf ursprünglich die Pyramide von Gizeh oder Julius Slowacki zu sehen gewesen. Sie alle sind also Hausierer und Bettler zugleich; der Zigeuner ist nicht bloß beides, sondern auch Dieb. Zuerst bietet er dir sehr dringend einen alten eisernen Küchentopf an und handelt dann den jeweiligen Umständen gemäß, entweder fleht er in durchdringenden Tönen um eine milde Gabe, oder er greift still und lautlos hinterrücks in deine Tasche. Seine Frau geht ähnlich vor, nur daß sie dir zuerst nicht einen Topf anbietet, sondern sichersten Aufschluß über deine Zukunft. Gehst du darauf ein, so prophezeit sie dir den sanftesten Tod und die größte Kinderzahl, willst du nicht, so vermindert sie die Zahl deiner Sacktücher. Zu welchem Zwecke sich aber ihre blühenden Töchter auf dem Markte herumtreiben, kann hier nicht des näheren erörtert werden, es ist wohl auch nicht nötig. Daß auch sie bei passender Gelegenheit stehlen, ist selbstverständlich. Das Auge des Gesetzes geniert sie hierbei nicht. Das ist der Amts- und Polizeidiener Herr Janko Czupka und dieses Auge ist in der Regel umflort infolge zu vieler Gläser, welche er voll emporhebt und leer auf den Schenktisch setzt ...

Das sind die ewig ambulanten Quälgeister des Marktes, welche uns auf unserer Wanderung zu den Gemüsehändlern in den Weg treten. Aber auch die Händler, welche ihren festen Verkaufsstand haben, sind viel beweglicher, als dem harmlos Dahinflanieren-

den lieb sein kann. Hier hält dir ein Töpfer eine mächtige Tonschüssel vor die Nase und frägt brüllend, ob du schon in deinem Leben eine so schöne und dabei so billige Schüssel gesehen; dort fuchtelt ein Drechsler mit einem langen Tschibukrohr bedenklich um dich herum und versichert, man könne zehn Menschen damit prügeln, ohne daß es breche. Hier streckt sich dir plötzlich eine scharfe Riesensichel entgegen und an ihrer Handhabe ein dünnes, durchsichtiges Jüdchen, welches bei seiner Seligkeit schwört, daß man mit dem Werkzeug nicht bloß Gras schneiden könne, sondern auch Steine, „ein Kind kann's, ein kleines Kind, so gut ist das Eisen"; dort wird dir urplötzlich dein Hut abgezogen und ein neuer aufs Haupt gesetzt, „so ein feiner Herr m u ß einen feinen Hut tragen, erlauben Sie, d e n müssen Sie kaufen tun!" Hier wirst du jäh von sechs Fäusten zugleich mitten in ein Rudel Pferde hineingezerrt und mit bestialischem Wutgeschrei, welches aber nichts weiter ist, als ein ausführliches Lob dieser Klepper, werden dir die Zähne der Tiere enthüllt, dort gerätst du auf gleiche Weise in einen Haufen Wagen, Karren, Leiterwagen und Kaleschen und ehe du dich's versiehst, sitzt du in einer dieser Kaleschen und kannst nun zusehen, wie du heiler Haut wieder herauskommst. Hier gerätst du in die Stiefelregion, vor dir und hinter dir, rechts und links, zu deinen Füßen und über dir, Stiefel, Stiefel und wieder Stiefel, und wenn du nicht energisch Reißaus nimmst, so sitzt du im nächsten Augenblick auf einem Schemel, und im zweitnächsten hast du ein neues

Paar an den Füßen; dort wieder verfällst du den Kleiderhändlern; zehn Hände zerren dich an Rock und Hosen, zehn andere Hände lassen blaue, grüne und schwarze Beinkleider, Gilets in allen Farben des Regenbogens, Mäntel in den verschiedensten und abenteuerlichsten Formen und Farben um dich tanzen, und zehn Kehlen zugleich versichern dich, daß du jetzt gekleidet bist wie ein Strolch und um zehn Gulden bekleidet werden sollst wie ein Prinz, ein Glück, dem sich selbst der Höflichste und Beredteste nur dann entreißen wird, wenn er zugleich durch Rippenstöße spricht. Hier stolperst du jählings infolge eines mächtigen Rucks in deine hinteren Weichteile nach vorwärts und fürchtest schon auf die Nase zu fallen, fällst aber nur auf einige Stücke Kattun, deren Verkäufer auf diese sanfte Weise deine Aufmerksamkeit zu erregen versucht — „so ein Herr wird doch eine Frau haben" — „oder eine Köchin" — „oder eine Geliebte" — „wie viel befehlen Sie?" — „ich sehe Ihnen an, Sie wollen dreißig Ellen vom blauen Stück" — und nun, armer Wanderer, schreie und schlage nach allen Seiten aus, denn wer schweigt, stimmt zu; dort, kaum fünf Schritte von der Szylla des Schnittwarenladens gerätst du in die Charybdis des Spezereiwarenhändlers, wo dir von rechts Zuckerhüte entgegengeschwungen werden, von links Kaffeedüten, wo man dir in die vordere Rocktasche Pfeffer hineinzupraktizieren sucht und in die hintere Ingwer. Hier fühlst du plötzlich, wie sich dir etwas Schweres, Heißes auf die Schultern legt und mit bleiernem Druck an den Gliedern klebt — ein Reisepelz, und

der Händler steht triumphierend vor dir und ruft verzückt, im Tone höchster Dankbarkeit, zum Himmel empor: „Gottlob! nun wird der Herr nicht erfrieren, wenn er mitten im Winter nach Moskau fahren muß, oder nach Wien! Gott! wie bin ich froh! Jetzt gibt er mir hundertzwanzig Gulden und fährt wie in einem Bett" — dort wird dir ins eine Ohr aus einer Kindertrompete geblasen, ins andere getrommelt und obendrein brüllt man dir von rechts und links zu: „Herr! diese Pfeife für Ihren Jüngsten; diese Puppe für Ihr Mädchen! Diese Trommel für Ihren Neffen! Diese Küche für Ihre Nichte!"

Faßt man dies alles zusammen, so wird man wohl meiner Versicherung glauben, daß es sich an anderen Orten angenehmer flanieren läßt, als am Dienstag auf dem Ringplatz zu Barnow. Sollte es mir aber gelungen sein oder noch mit Hilfe des Folgenden gelingen, von diesem wüsten Drängen und Stoßen, von dem betäubenden Wechsel der Gestalten und Bilder einen ungefähren Begriff zu geben — den L ä r m kann keine Feder schildern. Das Geschrei, welches am Abend des Faschingssonntags durch die Straßen Neapels tobt, ist sprichwörtlich geworden und gilt als ein Nonplusultra dessen, was ein Menschenohr erdulden kann; ich habe es vernommen und muß der Wahrheit gemäß sagen: es ist ein Lispeln gegen den Lärm des heimatlichen Jahrmarkts. Dieser Lärm hat nichts Menschliches mehr; es ist, als hätte man alle Menagerien der Welt auf einen Haufen zusammengebracht.

Gleichwohl gibt es sehr viele, die nur zu ihrem Amüsement hier verweilen; andere, welche zwar einige Geschäfte haben, sich aber doch meist nur zu ihrem Vergnügen herumtreiben. Zu den ersteren gehört Herr Thaddäus Williszewski, der Schöngeist von Barnow, ein Jüngling von dreißig Jahren, welcher schon in seinem Äußeren den größten Geistern aller Zeiten ähnlich ist; er hat eine Glatze wie Sokrates, eine kleine, verkrümmte Gestalt wie Voltaire, eine noch weit längere Nase als Schiller, einen wirren Bart wie Mickiewicz, und trägt eine verschossene Tschamara wie Slowacki, und zerrissene Stiefel wie Syrokomla. Er ist eigentlich von Haus aus mehr Mann der Wissenschaft, als der schönen Künste und wäre jedenfalls in irgendeiner ernsten Disziplin eine große Leuchte geworden, wenn er die Maturitätsprüfung hätte bestehen können. Doch hatte er dreimal Unglück bei dieser Prüfung, konnte daher keine Universität beziehen und mußte der Dichter von Barnow bleiben. Jetzt beschäftigt er sich damit, den Damen von Barnow und Umgebung seine Verse vorzulesen, und hat daher mehr als einen Kinnbackenkrampf auf seinem Gewissen. Seit zehn Jahren sammelt er auch Subskribenten für ein Bändchen Gedichte, kann sich jedoch nicht zur Herausgabe entschließen, da ihm immer neue einfallen. Übrigens erhält er sich nicht allein davon, sondern hauptsächlich durch die konsequente Durchführung eines Prinzips: er diniert niemals zu Hause, sondern stets auswärts. Auf dem Markte aber hat er nichts zu tun, als der Schönheit seinen Tribut darzubringen, und er vollführt dies, in-

dem er die Damen seiner Bekanntschaft durch süße Fadaisen langweilt und die hübschen Bauern-, Bürger- und Judenmädchen sanft auf ihre hinteren Weichteile klopft. Ein gleiches vollführt sein Freund, ein junger Mann in eleganter Tschamara, welcher jedoch seine Wäsche ängstlich verbirgt, Herr Stanislaus von Nicmanski, der Sprößling eines vornehmen und weitverzweigten Geschlechtes, der im Plusquamperfekt ein Gut besessen, im Perfekt seinen Besitz verspielt und verlumpt, im Imperfekt von Schulden gelebt, und im Präsens ein armer Strolch ist, dem alles Prahlen und Lügen keinen baren Heller mehr in den Beutel zaubert. Und ein gleiches tun auch die zahlreichen Standes- und Schicksalsgenossen des Herrn Stanislaus, ein gleiches die jungen Beamten von den Gerichten und die Kavallerieoffiziere.

Die armen Offiziere — es ist wahrlich eine verzweifelte Existenz in diesen podolischen Dorfgarnisonen! Der Dienst erfordert täglich nur wenige Stunden, das Zureiten von Pferden läßt sich auch nicht immer betreiben, und so bleiben zur Ausfüllung der langen Stunden nur — das Spiel und die Weiber. Aber das erstere Vergnügen findet in der zweiten Hälfte des Monats oft seine natürliche Grenze, vielleicht, stellenweise auch das letztere, und der Rest ist Langeweile, entsetzliche, unsägliche Langeweile. Freilich ließe sich diese wohl manchmal durch gute, ernste Bücher verscheuchen, aber erstens kriegt man solche Bücher so schwer in der podolischen Dorfeinöde und zweitens — hm! sprechen wir von anderen Dingen ...

Andere Damen und Herren, die uns auf unserer Wanderung begegnen, sind wohl in Geschäften hierhergekommen, treiben sich aber, nachdem sie diese abgetan, nun zu ihrem Vergnügen in diesem Höllenspektakel herum. Da sind vor allem die griechisch-unierten Landpfarrer, Herr Wladimir Borodaykiewicz von Biala, Herr Eusebius Tarnowiecki von Twardowka und viele andere. Sie zeichnen sich sämtlich durch große Gutmütigkeit und lange Bärte, sowie durch zahlreiche Familie vorteilhaft aus. Diese Herren kommen zur Stadt, um den Ertrag ihrer Landwirtschaft zu verkaufen, ihre Lebensbedürfnisse einzukaufen; der Rest des Tages gehört dem Vergnügen. Da wandeln sie langsam und behaglich durchs Gewühle, hinter jedem die Familie, oft ein Dutzend Köpfe stark, und die heilige Familie sieht sich alles vergnüglich an, läßt sich wohl auch zu einer kleinen Ausgabe verlocken, hält muntere Gespräche mit den vorbeiwandelnden Amtsbrüdern, Amtsschwestern und Amtskindern, läßt sich von den Bauern grüßen und die Hand küssen — alles behaglich und heiter. Dann wird wohl im Gasthofe ein kleines Konvivium abgehalten und man erprobt gründlich, ob Nathan Silbersteins Weine in der Tat echt sind, aber auch daran ist nichts auszusetzen, denn die Gottesgabe zu genießen ist ein gutes Werk vor Gott, vor Nathan Silberstein und den übrigen Menschen. Das sind gute, schlichte Leute, diese ruthenischen Landpfarrer; ihre Bildung ist nicht sonderlich groß, ihr Geist — sie sind in der Regel von Natur recht gut begabt, wie denn überhaupt die

Ruthenen an angeborener Intelligenz fast alle anderen Slawenstämme (etwa nur die Serben ausgenommen) überflügeln — ihr Geist also schläft so langsam im Lauf der Jahre, im öden Dorfe ein, aber sie haben das Herz auf dem rechten Fleck und halten in Ordnung, was ihnen obliegt: ihre Familie und das Dorf. Gott erhalte meinem Heimatlande seine guten, dicken ruthenischen Landpfarrer — sie gehören zu dem besten, was man da findet! Weil ich aber schon im Wünschen bin, so füge ich hinzu: und mögen bald die roten Nasen verschwinden, welche leider mehreren dieser hochwürdigen Herren so hell im Antlitz blinken! Denn eine Flasche Wein ist zum Guten, aber mehrere Flaschen Schnaps sind zum Bösen!

Von römisch-katholischen Pfarrern sieht man nur wenige auf dem Wochenmarkte; in Ostgalizien wohnen die Polen nur vereinzelt auf dem flachen Lande und nur die Polen sind katholisch. Darum haben auch die Pfarrer meist nur in der Stadt ihren Amtssitz. Die älteren unter ihnen gleichen ihren ruthenischen Amtsbrüdern; auch sie sind behagliche, wohlgenährte, ehrenwerte Herren, die es mit eigenen und fremden Sünden nicht gar so streng nehmen. Mit ihrer Wirtschafterin leben sie all ihre Tag still und gemütlich, und kein Mensch nimmt daran Anstoß, auch wenn sich das Pfarrhaus allmählich mit kleinen Blond- und Schwarzköpfen füllt. Sie sind gute Polen, oft Enthusiasten für ihr Volkstum, aber dabei lassen sie dem österreichischen Monarchen, was des Kaisers ist. Die jüngere Generation ist in allen Stücken anders, dünn, hager,

fanatisch. Ihre Wirtschafterinnen sind in der Regel alt und häßlich, aber — es ist die alte Geschichte, die mit dem Zölibat begonnen und ewig neu bleibt — anderer Leute Weiber sind jung und hübsch. Kurz, ein unerquickliches Menschengenus, über welches man nur dann ausführlich spricht, wenn man muß. Und dies ist ja hier nicht der Fall.

Nächst den ruthenischen Landpfarrern sind die Gutspächter die besten Kunden auf dem Wochenmarkte. Die polnischen Edelleute nehmen vielleicht mehr Ware, aber sie bleiben dieselben schuldig, während diese Juden und Armenier alles bar bezahlen. Sie sind Emporkömmlinge, ihr Geschmack ist nicht der feinste, und der Weg, auf dem Artur Abeles oder Bogdan Stefanowicz emporgekommen, vielleicht nicht der sauberste, aber sie haben Geld, viel Geld, und das bedeutet in diesem armen Lande mehr als anderwärts. Vielleicht war Herr Artur noch vor zehn Jahren ein schlichter Reb Aaron, der an der Heerstraße schlechten Schnaps verkaufte oder in einem Hinterstübchen Geld gegen Wucherzinsen auslieh, vielleicht war Herr Bogdan Stefanowicz zur selben Zeit noch Ochsenmakler oder Oberknecht auf einem Meierhofe. Was sie emporbrachte, war nicht bloß die eigene Fähigkeit, List und Sparsamkeit, sondern auch die Verlotterung ihrer Schuldner, der polnischen Herren. Die pumpten so lange blind darauf los, bis sie froh sein mußten, wenn Aaron oder Bogdan die Güter in eigene Verwaltung übernahmen und ihnen noch einen Pachtzins gewährten, der freilich mäßig genug bemessen ist. Davon

kann aber ein hochedel geborener Herr nicht standesgemäß leben, er fährt also fort, bei seinem Pächter Geld aufzunehmen, bis eines schönen Tages Artur und Bogdan nicht mehr Pächter sind, sondern Gutsbesitzer. Und wieder in zehn Jahren sind sie Millionäre; Artur kauft sich zu Schwiegersöhnen Wiener Advokaten, Bogdan die Söhne geadelter Stammesgenossen, und wenn sie schließlich genug Geld haben, so setzen sie auf ihre Güter ehrliche deutsche Direktoren ein, welche nicht hantieren, wie sie selbst getan, und Bogdan geht nach Lemberg, Artur nach Wien und letzterer wird vielleicht dann als Artur Ritter Abeles von Felsenstein eine gesellschaftliche Koryphäe der Residenz. Ähnliche Wandlungen im Besitze vollziehen sich in Galizien ungefähr seit 1860 sehr oft und von Jahr zu Jahr öfter. Das ist eine Behauptung, für welche die galizische Landtafel auf jedem Blatt Beweise liefern kann. Für die Verdrängten kann man sich wahrlich nicht begeistern, aber auch nicht für die Verdränger; es kommt eben alles, wie es kommen muß, und ein so fauler Boden trägt eben — Sumpfpflanzen. ... Wie man aber auch über diese „Gutspächter" denken mag, sie sind ein neues, soziales Element von eminenter Wichtigkeit, mit welchem man wohl oder übel rechnen muß.

Herr Artur Abeles befindet sich bereits offenbar in einem Stadium, wo ihm das Gut nicht mehr entgehen kann; er kommt vierspännig und in einer Wiener Kalesche zu Markte gefahren, und er wie seine Familie prangen im Schmucke schöner heller Farben. Das

ist Frau Chaje, derzeit Hortense, Fräulein Mirl, derzeit Melanie und der junge Mosche, der anfangs Moritz genannt wurde, jetzt aber George gerufen wird, weil Moritz noch viel zu jüdisch geklungen hat. Was die Herren an Ringen, Uhrketten und Busennadeln, die Damen an Brochen, Armbändern und Ohrgehängen auf sich herumschleppen, damit könnte man ein Juwelengeschäft begründen. „Aren Rendar ... Aren Roseles ... kick ehm un ... wie ä hrabie“*) so flüstern die Juden. Die Bauern machen Platz; nur hier und da sagt einer vernehmlich: „Wenn man so den Schnaps wässert, wie dieser Jude da, kann man freilich reich werden.“ Oder: „Die Chaje trägt ein seidenes Kleid, aber ihre Nase ist gerade so krumm, als wie sie uns in der Schenke bedient hat!“ Und ein dritter ruft gar Herrn Abeles zu: „Bruder Aaron, warum hast du dir deine ‚Pejis‘ (Hängelöckchen) abschneiden lassen? Sie sind dir doch so gut gestanden!“ — „Ersticken sollst du!“ murmelt Artur grimmig und führt seine Hortense eilig weiter. Die Offiziere klemmen die Monokels ins Auge und grinsen. Der Rittmeister Graf Linberg erwidert Arturs respektvollen Gruß mit einem flüchtigen Nicken und tritt auf das Paar zu. „Guten Morgen, Abeles! Chajeleben — pardon! Frau Hortense — sehen vortrefflich aus, auf Ehre, vortrefflich! Nehmen jährlich um fünfzig Pfund zu — ist pyramidal, auf Ehre, ganz pyramidal oder viel-

*) Das heißt zu Deutsch: „Aaron der Schänker ... Aaron, der Sohn der Rosel ... schau ihn an ... wie ein Graf!“ (Polnisch „hrabia“.)

mehr — he, he! eigentlich zylindrisch!" — „Famos!" kichert im Hintergrunde der Chorus der Kameraden. Herr Abeles weiß zwar nicht, ob sein Weib mehr einem Zylinder oder einer Pyramide gleicht, denn er weiß nicht, was das für Backwerk ist, aber des einen ist er sich bewußt, daß er sich von diesem Herrn, der einige Schuldscheine bei ihm liegen hat, nichts gefallen zu lassen braucht. „Herr Rittmeister," sagt er, „es wäre mir ein Vergnügen, wenn Sie auch einmal die Kost versuchen täten, welche meiner Frau so gut anschlägt. Besonders am Fünfzehnten, in vierzehn Tagen, Herr Rittmeister, erwarte ich Sie bestimmt bei mir — ganz bestimmt — es täte mir leid, wenn Sie möchten diese Einladung vergessen." An diesem Tage ist der nächste Schuldschein fällig; der Rittmeister wird bleich, stottert etwas von „Vergnügen machen" und zieht sich schleunigst zurück.

Da ist Herr Nicmanski vorsichtiger, er weicht dem Pächter aus, als wäre es der Teufel samt Großmutter und Familie. Hingegen schlängelt sich gerade jetzt Herr Thaddäus Williszewski süß lächelnd heran, erstens weil er auch koscher diniert, wenn es nicht anders geht, zweitens, weil nun kein polnischer Adeliger in der Nähe ist, in dessen Augen ihn der Verkehr mit den Juden kompromittieren könnte. „Herr von Abeles," flötet er, „diese Nadel, diese Kette, dieser Geschmack — ich sage immer: Geld hat auch Rosenzweig, aber Abeles hat nicht bloß Geld, sondern auch Geschmack! Gnädigste Frau, wenn ich nicht fürchtete, meinen verehrten Freund eifersüchtig zu machen — aber so —

oh! und selbst auf diese Gefahr hin — entzückend! ich sage nichts, als: entzückend! Und hier — neben der Zentifolie des Sommers das Veilchen des Frühlings, Fräulein Melanie:

„Fahl scheint die Purpurrose
Vergleicht man sie mit dir!
Und seit ich dein Haar gesehen
Scheint die Nacht nur blaßgrau mir!"

Verzeihen Sie dem Dichter, Fräulein Melanie, wenn ihm bei ihrem bezaubernden Anblick unwillkürlich jene Verse auf die Lippen treten, welche er heimlich an Sie gerichtet. Als ich neulich, einer wiederholten Einladung der Frau von Rosenzweig notgedrungen folgend, auf ihrer Pachtung mehrere Tage verweilte und hierbei das Gedicht deklamierte, welches ich an Fräulein Melanie gemacht, da rief sie: „Hundert Gulden, Herr Thaddäus, wenn Sie ein solches an meine Aurora machen!" Ich aber erwiderte: „Gebieten Sie, gnädige Frau, über mein Leben, aber meine Muse läßt sich nicht erkaufen, noch kommandieren! Auf Ehre! — so habe ich gesprochen, offen und ehrlich, wie's einem Poeten geziemt. Denn diese Aurora, mein Gott, ein ganz passables Mädchen, aber läßt sie sich mit einer Melanie Abeles vergleichen?" — „So soll ich leben," erwidert die geschmeichelte Mutter, „so soll ich leben und gesund sein, Herr Williszewski, wie Sie haben recht. Meine Melanie und die Aurora, wenn man sie sieht beieinander — wie eine Königin und ein Dienstbot' — so soll ich leben! Aber wollen Sie

nicht Ihr Gedicht aufgeschrieben geben meiner Melanie? — es wird sehr freuen mein Kind, denn sie ist eine große Freundin von Polen und von die Verse und von die Bücher, und jetzt hat sie einen Roman gelesen, so dick, daß man ihn kann kaum aufheben, ‚Kosmos' heißt er, von einem gewissen Schiller. Übrigens, wissen Sie was? — was die Rosenzweig kann, kann ich auch — kommen Sie auf einige Tage zu uns auf das Gut und reden Sie in Versen mit meiner Melanie!" — „Es wird der glücklichste Tag meines Lebens sein," versichert Thaddäus, „und wenn ich so sagen darf: an diesem Tage werde ich erst geboren werden!"

Er verschwindet, und das Paar setzt seinen Weg fort, nicht ohne kleine Differenzen. „Wie heißt?" meint Artur erzürnt, „sagst du: auf einige Tage, versteht er auf vier Wochen — wozu soll ich den „Galgan" (Lumpen) füttern!" — Aber Hortense steht auf höherem Standpunkte. „Du kennst dich aus in deinen Geschäften," sagt sie, „aber ich kenn' mich aus in der Noblesse. Alle noblen Leut' füttern ihn, sogar die Rosenzweig, sollen wir nicht tun, was die Rosenzweig tut?" Und die Verfechterin der Noblesse bleibt sie auch bei dem Rundgang auf dem Markte, besonders vor dem Verkaufsstande des Bilderhändlers. „Kauf' einen Kosciuszko," sagt sie, „und dann das Bild, wo die Russen Kinder schlachten!" — „Was geht mich Kosciuszko an?" meint Artur, wohl nicht mit Unrecht. Aber Hortense erwidert überlegen: „Alle noblen Leut' sind Polen, müssen wir auch Polen werden!" Doch

bleibt Artur fest, bis Melanie mit sanftem Lispelwort des Vaters Herz erweicht. Denn das Fräulein will keine polnische Jüdin sein, sondern eine Polin jüdischer Konfession, obwohl der Jordan sehr vernehmlich durch jeden polnischen Satz rauscht, welchen sie ausspricht.

Aber gegen die Mittagsstunde erweist es sich, daß auch Artur Momente hat, wo er nobler ist, als die Gattin. „Ich möchte schon etwas in mich nehmen," klagt diese im feinsten Hochdeutsch, „der Hunger tut mir wühlen im Bauch." — „Nu," sagt Artur, „komm ins Wirtshaus!" — „Zu was ins Wirtshaus?! Ich hab' im Wagen mitgenommen vier gebackene Hendel und eine Flasch' Wein." — „Bist du verrückt?" ruft Artur. „Und wenn uns jemand sieht?! Das hab' ich tun können, wie ich ‚Rendar' war, aber jetzt müssen wir bei Nathan Silberstein essen, im Hinterstübel, wie alle feine Leut'!" ...

Dort speisen in der Tat auch die polnischen Edelleute. Sie gehören gleichfalls in jene Kategorie von Marktgästen, welche teils des Geschäfts wegen, teils zum Vergnügen herkommen. Das Geschäft besteht im Verkauf ihrer Früchte, im Einkauf der feineren Viktualien, hauptsächlich aber in Transaktionen mit einigen Söhnen Israels. Jeder Edelmann, auch der reichste, hat mit dem Juden zu tun. Denn dieser allein leiht und verleiht und vermittelt alle Käufe und Verkäufe; der Jude ist bei Erteilung und Empfang von Darlehen und Hypotheken, der Jude bei der Anlegung überflüssiger Kapitalien ebenso notwendig wie bei dem Kauf und Verkauf von Wertpapieren und Reali-

täten. Nehmen wir an, Rothschild würde ein Königreich Jerusalem begründen und alle Juden Galiziens folgten seinem Rufe, so könnten wir im judenfeindlichen Galizien unsere Wunder sehen. Das ganze Land wäre in Verzweiflung, ordnete gewiß eine Massendeputation ab, um sich wenigstens zehntausend Juden zurückzuerbitten, und kämen sie wieder zurück, sie zögen überall durch Triumphpforten ein. Ein Galizien ohne Juden wäre ein Land ohne Leben.

Was das Vergnügen betrifft, so unterhält sich jeder Edelmann auf dem Wochenmarkte ebenso, wie der Dichter von Barnow. Man schlendert umher, man macht die Cour, man streichelt die hervorragenden Körperteile junger, hübscher Weibspersonen aus den mittleren Ständen und verlungert den Rest des Tages in der Zuckerbäckerei des Herrn Wladislaw Sigelli.

Letzteren Vergnügungsort wollen wir später besuchen. Jetzt haben wir endlich unser nächstes Ziel erreicht: den Standplatz der Gemüsehändler. Wer den Schwarzwald durchwandert und die Volkstrachten des südwestlichen Deutschland kennt, wird wohl kaum einen Ruf des Erstaunens unterdrücken, wenn er diesen Teil des Ringplatzes zu Barnow betritt. Ihm ist, als stünde er wieder vor dem „goldenen Ochsen" zu Schiltach oder vor der „deutschen Krone" zu Biberach, oder dem „Fürstenberger Hof" zu Haslach und blickte in das eigenartige Gewühl des Wochenmarktes jener Städtchen des fernen Kinzigtales. Denn diese Leute tragen dieselbe Tracht, wie der Schwarzwaldbauer, genau dieselbe, bis auf die Zahl der Knöpfe an der

blauen Jacke der Buben, bis auf die Zahl der Spangen am roten Mieder der Mädchen. Es ist alles, alles so: auch das Gemüse und wie es angeordnet ist. Und die Gesichter sind dieselben und die Sprache: dieses kernige, gar nicht sonderlich wohllautende und doch so herzlich, so fröhlich, so liebvertraut klingende Schwäbeln. Ich wiederhole: wer ihnen so zusieht und zuhört, dem muß zumute sein, als hätte eine übermächtige Faust urplötzlich diese Handvoll Menschen und ihre Ware aus der Heimat gerissen und hierher gesetzt, in die sarmatische Ebene hinein, Hunderte von Meilen fern von ihren heimatlichen Tannen — und die Leute fahren fort, ihr Geschäft zu treiben, ruhig, gelassen und nicht um ein Haar anders, als sie es auf dem Marktplatz zu Haslach getan.

Es ist in Wahrheit dabei nicht ganz so märchenhaft zugegangen, aber seltsam genug, und die Gemüsehändler von Barnow verdienen es wohl, daß man länger bei ihnen verweile. Es war in der Tat nicht ihr eigener Wille und Wandertrieb, der sie hierher gebracht, es war das Werk einer einzigen Hand, einer gütigen, mächtigen Hand, und fast genau vor hundert Jahren winkte sie ihnen und geleitete sie von West gegen Ost. Sie folgten, folgten gern, denn in der Heimat war es unleidlich geworden, der Herzog Karl preßte ihnen das Mark aus den Knochen und verkaufte ihr Fleisch und Blut an die englischen Werber, daß es in fremdem Elend elendiglich verkomme. Und die unwirtliche Ferne, die Polakei, das Bärenland, schreckte sie nicht; sie wußten ja, daß dieselbe Hand, welche sie

hingeleitete, sich auch ferner schützend und wahrend über sie strecken werde. Und so war es auch, bis die Hand erstarrte, bis das edle Herz des Mannes zu schlagen aufhörte. Wie der Mann hieß, braucht wohl kaum noch gesagt zu werden: Josef II. Man weiß, wie eifrig er deutsche Kolonisten in seine östlichen Länder zog, welche eben neu erworben waren und rüstiger Hände bedurften: nach Galizien und der Bukowina. Daneben noch nach Ungarn, weil das Land nicht bloß überhaupt arm an Bewohnern war, sondern insbesondere an solchen, die zu geordneter Arbeit geneigt und geschickt waren. Man weiß, wie er insbesondere bestrebt gewesen, den Strom der deutschen Auswanderung von Amerika ab und gegen seine Ostprovinzen zu leiten. Aber wie klar seine Kolonisationspläne in seinem Haupte lagen, wie er sich um ihre zweckgerechte Ausführung bis in die kleinste Einzelheit herab bekümmerte, das hat man vielleicht nicht so stark und so eindringlich betont, als man es der Wahrheit gemäß müßte. Wahrlich! es muß in dem kältesten Beobachter Bewunderung erwecken, wenn er inne wird, wie einheitlich dieser geniale Fürst sich die Aufgabe seines Lebens gestellt und wie er tausend verschiedene Hebel angesetzt, sie zu verwirklichen. Wenn er mit Karl Theodor über den Eintausch Bayerns gegen Belgien unterhandelte oder wenn er an die Militäradministration der Bukowina schrieb, daß er in die nächste Nähe von Czernowitz eine deutsche Kolonie gesetzt wünsche*) — es

*) Über die Art, in der Josef II. die Kolonisation der Buko-

geschah in der Ausführung eines und desselben Grundgedankens. Man darf dies nicht mißverstehen. Jede grausame Tyrannei lag ihm ebenso ferne, wie jede gewaltsame Entnationalisierung und eben deshalb fiel es ihm auch niemals bei, sein Österreich zu einem deutschen Nationalstaat zu machen. Aber zu einem deutschen Kulturstaat wollte er es umgestalten, zu einer Monarchie, deren Teile nicht bloß durch die gemeinsame Person des Fürsten zusammengehalten werden sollten, sondern auch durch eine gemeinsame Bildung. Aber dieser Fürst wußte auch, wußte es zum Teil aus eigener bitter schmerzlicher Erfahrung, daß die gute Sache keineswegs durch ihren inneren Adel allein siege, daß gerade ein edler Zweck größerer Machtfülle zur Durchführung bedürfe, als ein gemeiner und niedriger. Warum? Ach nun, weil das Gemeine größerer Wahlverwandtschaft in der Menschennatur begegnet, als das Edle. Und weil Josef II. wußte, was leider wir Deutsch-Österreicher noch heute zum Teil nicht begreifen, weil er wußte, daß jede Kulturfrage in allererster Linie eine Machtfrage ist — d a h e r sein Bestreben, zunächst die Kopfzahl der Deutschen in Österreich zu erhöhen, sei es durch Erwerbung rein deutscher Landesteile, sei es durch Hereinziehung deutscher Kolonisten in die ungarischen, polnischen und rumänischen Provinzen. Es ist nicht gut, dem Gedanken nachzuhängen, wie sich wohl die Geschicke unseres Staates

wina leitete, vergleiche man in den Kulturbildern „Aus Halb-Asien" den Abschnitt „Zwischen Duiester und Bistrizza." (Vierte Auflage, Band II S. 206 ff.)

gestaltet hätten, wäre dem großen Kaiser längeres Leben gegönnt gewesen oder eine Nachkommenschaft, die in seinem Sinne fortgewirkt hätte — es ist nicht gut, denn es ist unfruchtbar und macht bitter und herbe . . . Genug! — mit dem Februar 1790 stockte der Bau des deutschen Kulturstaates Österreich und was davon bereits bestand, ward niedergerissen oder zerbröckelte im Sturme der Zeiten.

Auch mit jenen Säulen seines Baus, welche der große Kaiser in den Ostländern aufgerichtet, mit den deutschen Kolonien ist es ähnlich ergangen. Nur in einem einzigen Ländchen stehen diese Siedlungen derzeit stattlicher und blühender da, als vorher: ihre Entwicklung ist eine stetige und sie haben nicht bloß ihren nationalen Charakter ungetrübt gewahrt, sondern in der Tat auch auf die Landesgenossen anderen Stammes und anderer Zunge jenen Einfluß geübt, welcher ihrem großen Stifter als ihr eigentlichster Zweck vorgeschwebt. Dieses Ländchen ist die Bukowina, nur zu einem Fünfteil von Deutschen bewohnt, aber in seiner Gesamtheit deutsches Kulturland. Heute, in der Aera der Versöhnung, wird auch dort am Deutschtum gerüttelt, aber vorläufig noch vergeblich, noch behauptet es, zum Segen aller Bewohner des Landes, seine Macht. Das gerade Gegenteil zeigt sich uns in Ungarn. Wie man dort über das Deutschtum als Kulturelement denkt, ist bekannt, doch ist diese leidige Tatsache mehr im Interesse der Magyaren, als in unserem Interesse zu beklagen, und es muß zu ihrer Entschuldigung und Erklärung wohl daran erinnert

werden, daß dort auch einmal Haynau, Bach und Kempen als deutsche Kulturträger aufgetreten. Hingegen ist der traurige Zustand der deutschen Kolonien in Ungarn wohl zunächst eine nationale Sache. Daß die Abkömmlinge jener Pfälzer, Schwarzwälder und Niederdeutschen, welcher unter Josef nach dem Banat und in die oberungarischen Komitate gekommen, sich als ungarische Staatsbürger fühlen, ist vollkommen in der Ordnung, daß sie sich jedoch als Magyaren fühlen, daß ganze Dorfschaften ihre deutschen Familiennamen gegen magyarische vertauschen, daß es keine grimmigeren Deutschenfresser gibt als diese Leute, das ist eine Tatsache, welche für die Deutschen tiefschmerzlich sein muß. Es gibt ein Dorf im westlichen Ungarn — Kis-Löd im Ödenburger Komitat — welches durchweg von Schwaben bewohnt wird. Im Jahre 1868 haben sie ihre Familiennamen sämtlich magyarisieren lassen, können jedoch die fremdklingenden Laute nicht in Erinnerung behalten und laufen daher, so oft sie es brauchen, zum Dorfschreiber: „Herr Notari, wie tu' ich heiße?" Führt man ihnen zu Gemüte, daß sie, die keine Silbe magyarisch sprächen, doch wohl nicht als echte Söhne Arpads betrachtet werden könnten, so erwidern sie: „O! fünf Silbe ungrisch wisse mer doch: Hunczut á német" (der Deutsche ist ein Hundsfott). An solcher grotesken Verkommenheit haben wohl auch vernünftige Magyaren keine Freude. Fragen wir aber, wem die Schuld daran beizumessen, so wird wohl die bereits ohnehin genügend breitgetretene Phrase von den angeborenen Fehlern des deutschen

Volkstums nicht noch einmal herhalten müssen. Die Schuld trug einfach das Regime jener sieben Jahrzehnte von Josefs Tode bis 1860, dieses unverantwortliche Regime, welches nichts tat, um in diesen Leuten das Nationalbewußtsein zu wecken, und alles tat, um jede geistige Regung in ihnen zu ersticken. Dieses verachtenswerte Regime, welches im Namen und angeblich zum Schutze des Deutschtums auf alle Nationalitäten gleichen Druck übte — auch auf die Deutschen! Wenn es in der Bukowina um die deutschen Kolonien anders und besser steht, so ist es trotz dieses Regimes geschehen, keineswegs durch dieses Regime, welches sich überall gleich blieb. Hier war eben der Druck, welchen die eingeborenen Elemente auf das neu eingewanderte ausübten, ein sehr geringer, hier waren die Kolonien zahlreich genug, um aus eigener Kraft die Leuchte deutscher Bildung zu erhalten und zu mehren.

In Galizien war dies nicht der Fall. Die Kolonien liegen zerstreut und sind weit minder zahlreich, als in der Bukowina. Der deutsche Bauer in Galizien steht etwa in der Mitte zwischen dem Stammesgenossen in Ungarn und dem in der Bukowina. Sein geistiges Leben ist ungeweckt geblieben, sein Nationalbewußtsein schlummert, aber er bleibt seiner Sprache, Tracht und Sitte treu, hängt mit großer Pietät an jeglichem Erbe seiner Vorfahren, und wenn er sich auch nicht als Deutscher fühlt, so fühlt er sich doch auch keineswegs als Pole. Vor diesem Äußersten ist er durch zwei Umstände bewahrt geblieben, einen

guten und einen schlimmen. Erstens sind die deutschen Kolonisten Galiziens zum großen Teil Protestanten und haben daher das Glück, gebildete Männer zu Seelsorgern zu haben, welche an deutschen Hochschulen studiert. Zweitens sind die Polen gegen diese armen, ruhigen, fleißigen Landleute stets von so wütender Feindseligkeit gewesen, daß den Schwaben jede Lust zur Annäherung verging. Der deutsche Kolonist in Ungarn achtet in dem Magyaren mit Recht den Vorkämpfer konstitutioneller Freiheit, sein galizischer Volksgenosse weiß nur, daß der Pole ihn schädigt, wo er kann, und stets geneigt ist, an ihm nationale Heldentaten zu verüben. Man sieht, es ist nichts auf Erden so schlimm, als daß es nicht auch seine gute Seite hätte.

So sind denn diese Leute geblieben, wie die Väter waren, nicht aus höherem geistigen Bewußtsein heraus, sondern in angeborenem Beharrungsvermögen. Die kleine Kolonie bei Barnow ist kaum dreihundert Köpfe stark, gleichwohl heiraten die Leute stets untereinander und vorläufig mindestens degeneriert die Rasse noch nicht. Kernfeste Männer mit roten, biederen, viereckigen Gesichtern und eisenharten Schädeln; zierlich gewachsene, aber keineswegs überzarte Weiber. Und wie sie ihre Tracht nicht um Haaresbreite ändern, so bauen sie ihre Häuser genau nach dem Muster, welches die Väter aus dem heimatlichen Tal mitgebracht. Auch in der Einrichtung des Hauses findet sich nicht die geringste Konzession an die veränderten klimatischen Verhältnisse. Sie leben, wie sie daheim gelebt, untereinander, abgeschlossen von den anderen

Bewohnern des Landes und jeden überflüssigen Verkehr scheu vermeidend. Die Bibel, einige religiöse und einige weltliche Lieder haben sie mitgebracht und das besitzen sie noch; Neues kommt nicht hinzu. Ihre Schulen sind nach galizischen Anschauungen in befriedigendem Stande; wer sie mit dem Maßstab des Westens mißt, wird minder zufrieden mit ihnen sein können. Ihre Pastoren sind — ich wiederhole es und kann es mit gutem Gewissen behaupten — wackere, sehr wackere Männer, doch erlahmt an der ungemeinen Apathie ihrer Pfarrkinder auch der glühendste Bildungseifer. Während der deutsche Kolonist in der Bukowina, weil in trefflichen Volksschulen erzogen und im lebendigen Verkehr mit der deutschen Intelligenz in den Städten sich stolz als Kulturträger fühlt und für sich daraus die Verpflichtung ableitet, anregend und fördernd auf die anderen Landsleute einzuwirken, fühlt sich der deutsche Bauer in Galizien nur eben als etwas Besonderes, kaum als etwas Besseres, und möchte am liebsten mit den „Polaken" gar nichts zu tun haben. Kurz, er ist just so gedankenträg, just so arm an spontanem Streben, wie der slawische Bauer, und steht über diesem nur eben insoweit, als seine Rasse über der slawischen steht. Der Ruthene ist träg, der Deutsche überaus fleißig. Der Ruthene liebt den Schnaps sehr, der Deutsche trinkt am Sonntag sein Gläschen Meth oder Wein und sehr selten ein Glas über den Durst. Der Ruthene ist kein guter Rechner, der Deutsche ist sparsam bis zum Geiz; der Ruthene ist vertrauensvoll und läßt sich darum leicht vom

Polen oder Juden betrügen, der Deutsche ist mißtrauisch, vorsichtig, reell, borgt niemand und läßt sich überhaupt, aktiv wie passiv, nur überaus ungern in Geldgeschäfte ein; der Ruthene ist schmutzig, der Deutsche sauber; der Ruthene ist gern Landwirt und Viehzüchter zugleich; der Deutsche wirft sich auf irgend eine Spezialität und hält sie fest: er züchtet Kälber oder er baut Gemüse u. dgl. Darum ist der Deutsche wohlhabend, während der Pole und Ruthene mit harten, materiellen Nöten ringt, darum vermehren sich Grundbesitz und Häuserzahl der deutschen Kolonien still und stetig, während rings um sie der Grundbesitz sich immer mehr zerstückelt und verkrümelt.

Still und ernst stehen unsere Landleute hinter ihren Kraut- und Rübenhaufen, hinter den Bergen von Petersilie und Kohl, welche sie zu Markte gebracht. Auch sie locken, wie die Karaiten und Lippowaner, niemand herbei, auch sie sind, wie bereits erwähnt, sehr karg mit der Rede. Doch geschieht dies nicht aus religiösem Hochmut, sondern aus — linguistischer Befangenheit. Diese guten Leute sind keine Sprachgenies, sie sprechen nur kümmerlich ruthenisch, polnisch fast gar nicht, und das wenige, was sie sprechen, mit einem ganz schauderhaften Akzent. Darum lassen sie sich, nachdem sie den Preis der Ware ausgesprochen und etwa noch ein weniges nachgelassen, nicht gerne in weitere slavische Diskurse ein.

Wir aber wollen es versuchen, mit den Landsleuten in der Muttersprache zu reden: „Woher seid Ihr?" Zuerst ein kurzes Stutzen über die deutsche Ansprache,

dann die zögernde Antwort: „Aus Alt-Barnow, Herr!“ — „Wie lange seid Ihr dort?“ — Der junge Mann stutzt abermals. „Dort bin ich ja gebore ...“ — „Und Euer Vater?“ — „Auch dort.“ — „Aber der Großvater?“ — „Der isch als Büble hinkomme!“ — „Und wo war er früher?“ — „Das weiß i net. Aber der Vetter Michel wird's wisse.“

Johann Michael Knöpfle, ein ältlicher Bauer, tritt heran. Der junge Mensch wiederholt ihm unsere Frage.

Vetter Michel weiß es wirklich. „Aus Wirteberg,“ sagt er. — „Und wie geht es Euch hier, so weit weg von Deutschland?“ — „In Deutschland sein mer ja nie gwese. Mir sein aus Wirteberg.“ — „Aber Deutsche seid Ihr ja dann auch?“ — „Beileib net! Mer sein Schwabe. Die Deutsche sitze in Marienthal.“

Dort hausen Kolonisten aus Niederdeutschland. Aber ich denke, wir dürfen über den Vetter Michel nicht lachen. Er weiß nur, was ihm sein Großvater gesagt hat. Und woher hätte dieser Mann um 1778 wissen sollen, daß er auch ein Deutscher sei?

„Und wie vertragt Ihr Euch mit den Deutschen in Marienthal?“ — „'s könnt' besser sei'!“ — „Warum?“ „Weil sie uns hänsle — wege unserer Sprach' und wege unsere Jackele und wege unsere Kaputröck' ... Schöner isch noch, als wie ihre Heringsröckle ...“ — „Und wenn Ihr mit ihnen zusammenkommt?“ — „Dann rause sich die Büble!“ — „Rauft Ihr Euch mit den Ruthenen?“ — „Nein!“ — „Und mit den Polen?“ — „Schon gar net!“ — „Warum?“ — „Das sind Schwein'.“ Und Vetter Michel spuckt energisch aus.

Dem nachdenklichen Leser sei es selbst überlassen, sich aus diesem Zwiegespräch, welches mehr als einmal so oder ähnlich geführt worden ist, die Konsequenzen zu ziehen. Wir aber führen ihn nun weiter, lassen ihn eine Weile dem Viehhandel zusehen und geleiten ihn dann in vornehme Gesellschaft, in die Zuckerbäckerei.

Das polnische Vieh gehört zu den wenigen Produkten des Landes, welche einen großen und weitverbreiteten Ruf haben, und die weißen, feisten Ochsen mit dem mächtigen Hörnern, welche bis Wien und Berlin reisen, ja oft über Hamburg bis nach England, sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, die einzigen geborenen Podolier, welche große Reisen machen. Leider finden ihre trefflichen Eigenschaften im Ausland so großen Anwert, daß sie niemals wieder in die Heimat zurückkehren, um da ihren Landsleuten die Ergebnisse ihrer Bildungsreisen mitzuteilen. Sentimentale Gemüter mögen also immerhin das markerschütternde Gebrüll, welches diese Tiere auf dem Ringplatz zu Barnow ausstoßen, als wehmütige Klagen, als Abschiedsgrüße an die Heimat auslegen. Denn hier werden jene mächtigen Karawanen zusammengestellt, welche dann langsam bis Stanislau und Lemberg getrieben werden und von da auf Flügeln des Dampfes den hungrigen Magen des Westens entgegenreisen.

Diese Karawanen setzen sich fast ausnahmslos aus den Pfleglingen jener Mastinstitute zusammen, welche von tüchtigen Pächtern oder Gutsbesitzern gleichzeitig und im Anschluß an eine Branntweinbrennerei

betrieben werden. Ein gutes Geschäft, welches seinen Besitzer, sofern er sich nur die Mittel des Betriebs zu reellen Zinsen zu verschaffen weiß, nicht bloß ernährt, sondern ihm auch langsam die eiserne Kasse füllt. Denn so viele Brennereien auch entstehen — und es ist dies in der Tat der einzige Industriezweig, welcher in Galizien in vollem Blühen steht — den Bedarf an Schnaps decken sie doch kaum. Freilich ein Faktum, welches nur dem Branntweinbrenner erfreulich ist, keineswegs dem Menschenfreunde. Der Bedarf an Schnaps wächst von Jahr zu Jahr, und je größer die Not, desto besser fällt dies Geschäft aus. Der Schnaps ist ein „Allsieger im Kampf" mit all seinen Konkurrenten, vor allem mit dem harmlosen Wasser. Gegenden, wo noch vor zwanzig Jahren ein Sonntagsrausch etwas Seltenes gewesen, liegen heute zur Hälfte brach, weil die Bauern mindestens jeden zweiten Tag in der Schenke liegen bleiben. Dann mit dem Met, früher dem ausschließlichen Getränk der Bürgerkreise; es hat einst unter diesen Leuten als eine Schande gegolten, Fusel zu trinken, jetzt ist es obligat. Endlich mit dem Wein. Wenn ein Schlachziz nicht mehr Champagner trinken kann, so trinkt er eben Branntwein. Auch in Weinländer ist der galizische Schnaps gedrungen, so in die Moldau und nach Oberungarn. Eine Brennerei ist also an sich ein gutes Geschäft; ein doppelt gutes, wenn die Abfälle zur Viehmastung verwendet werden. Die mageren Ochsen der Bauern werden sehr billig eingekauft und die gemästeten dann gegen schweres Geld verkauft.

Die Herden, welche wir hier in endlosen wirren Haufen aufgetrieben sehen, stammen, wie erwähnt, aus solchen Mastungen. Denn die Zeiten, wo ein Bauer auf eigene Faust gezüchtet und gemästet, sind in Podolien längst vorbei. Der arme Bauer ist herzlich froh, wenn er nicht genötigt ist, sein Vieh schon als Kalb zu verkaufen. Und wie oft ist dies der Fall, teils dem Branntwein zuliebe, teils aus wirklicher, bitterer Not!

So bietet der Viehhandel in Barnow sehr verschiedene Bilder, je nachdem man den Verkauf im Großen betrachtet oder den Kleinhandel. Der erstere vollzieht sich ziemlich still. Der Käufer aus Breslau, Wien oder Odessa schaut die Tiere an, läßt eines oder das andere wiegen, prüft die Gesundheitspässe und schließt dann mit dem Eigentümer ab. Dieser ist in der Regel ein Jude oder ein Armenier; ist's aber ausnahmsweise ein Pole, so hat er doch einen jüdischen Geschäftsführer, der für ihn handelt und abschließt. Bequem ist das freilich, macht sich auch recht vornehm, hat jedoch bittere Konsequenzen für die Tasche des Polen. Niemand ist überhaupt zu industrieller Tätigkeit so wenig tauglich, wie der galizische Edelmann. Denn er ist in der Regel faul, hochfahrend und leichtsinnig, vereinigt also drei Untugenden, deren jede genügend ist, einen Kaufmann zu ruinieren.

Sollte sich aber der Pole sogar so weit herablassen, mit dem Breslauer Kaufmann, welcher ihn vielleicht an Intelligenz und Vermögen weit übertrifft, selbst zu verhandeln, so wird er doch sicherlich den

Detaileinkauf seinen Leuten überlassen. Anders der Jude und der Armenier. Sie haben einst ihre Tätigkeit damit begonnen, daß sie im Dienste des Polen das Vieh eingekauft, und es ist ihnen daher nicht unbekannt geblieben, daß Diener bei dieser Gelegenheit oft ihren Herrn betrügen. Darum wandeln sie selbst scheinbar absichtslos durch die Reihen. Sie erwidern den Gruß der Bauern nachlässig oder gar nicht und erwarten ihre Anrede.

Der Bauer faßt sich endlich ein Herz. Es ist längst Mittag vorbei und noch hat sich kein Käufer gefunden. Und draußen im Dorfe liegen in seiner Hütte zwei Mann Husaren samt ihren Pferden als Steuerexekution und diese vier lebendigen Wesen haben gute Magen und fressen alles kahl.

„Herr," beginnt er schüchtern, „dies Paar Ochsen —"

Der Armenier wirft einen flüchtigen Blick auf die Tiere. Sie sehen nicht sonderlich stattlich aus.

„Da kann man ja jeden Wirbel zählen," sagt er, „die krepieren mir ja auf dem Transport."

„Hm!" meint der Bauer, „etwas mager sind sie freilich. Aber in voriger Woche haben sie weit besser ausgesehen und prächtig den Pflug gezogen."

„Nun, dann füttere sie wieder heraus und wir wollen nächsten Dienstag weiter reden. Gerippe kauf' ich nicht."

Er will gehen oder stellt sich wenigstens so.

„O Herr!" fleht der Bauer, „wenn ich sie heute nicht verkaufe, so krepieren sie bis zum nächsten Markte wirklich!"

„Warum fütterst du sie nicht?" frägt der Armenier. „Hast du alles versoffen? Mußt du täglich deinen Rausch haben?"

„Nicht täglich!" beteuert der Bauer. „Seit Monaten schon geht es mir so schlecht, daß ich nur jeden Sonntag zur Schenke gehen kann. Am Sonntag freilich muß ich es tun — da erfordert es ja die Ehre! Es würde mich ja jeder Mensch im Dorfe verachten, wenn ich am Sonntag abend nüchtern wäre! Und am letzten Sonntag habe ich mich auch noch überdies meiner Sorgen wegen betrinken müssen. Seit acht Tagen liegen mir die Zigeuner im Hause und fressen mir und den Meinen das Brot weg, und ihre Pferde meinem Vieh das Futter. Und überdies — meine beiden Töchter — ein Unglück ist bald geschehen — ach! wenn ich nur die Husaren zum Hause hinaus hätte!"

„Nun denn — aus Barmherzigkeit — was forderst du für die Tiere?"

„Zwanzig Gulden!"

„Mir scheint, das Unglück hat dich verrückt gemacht." Er wendet sich zum Gehen.

„Um Gott, Herr, was gebt Ihr?"

„Fünf Gulden!"

Fünf Gulden für ein Paar Ochsen!! Aber man kann überzeugt sein, viel mehr wird der Armenier nicht dafür geben! So kommt der Bauer an den Bettelstab und der Pächter wird reich, ein ehrenwerter, angesehener Herr, der schließlich auch in der Honoratorenstube bei Nathan Silberstein zu Mittag speisen und

seinen Kaffee in der Zuckerbäckerei des Wladislaw Sigelli nehmen kann.

Und das tun in der Tat nur die vornehmsten Leute. Die „Cukierna“ ist das eleganteste Lokal von Barnow, was natürlich in dieser ebenso reinlichen wie vornehmen Stadt sehr viel sagen will. Sie liegt am Marktplatze und besteht aus drei Räumen, einem Salon, einem kleinen Zimmer für geschlossene Gesellschaften und einem dunklen Verschlage, wo Herr Sigelli im Verein mit einem Lehrjungen und einer schmutzigen Magd geheimnisvoll waltet und verschiedentliche Labe für seine Gäste bereitet.

Der Salon ist ein niedriges, dreifenstriges Zimmer, dessen Wände einst mit grellroten Blumen auf grauem Grunde bemalt gewesen. Aber der Tabakrauch, die Fliegen und die Spinnen haben es bewirkt, daß sich die Wände derzeit weit einfacher präsentieren, in einem intensiven Schwarzgrau. Von diesem Hintergrunde hebt sich in mäßiger Pracht der Wandschmuck ab: sechs Lithographien und zwei Spiegel. Ehrwürdige Greise, welche das Lokal seit einem Menschenalter besuchen, versichern wenigstens, daß in der Tat jene mattschimmernden Flächen, welche mit Milliarden schwarzer Pünktchen, sowie mit einer dicken Staubkruste überzogen sind, einst wahrhaftige Spiegel gewesen; Söhne eines spätgeborenen Geschlechts müssen dies jedoch nur eben auf Treu und Glauben hinnehmen. Unter den betagten Männern sind ferner auch einige, welche sich noch genau zu erinnern wissen, was diese oder jene Lithographie vorgestellt, derzeit jedoch sind

dies dunkelgraue Papierflächen, mit denselben Pünktchen übersät. Denn die Fliegen haben die Gewohnheit, hier ihre Siesta zu halten, nachdem sie sich am Buffett gesättigt. Wer hier als Fremder eintritt, könnte auf die Vermutung kommen, daß dieses Tier dem Polen heilig ist, so daß er seine Vermehrung ängstlich fördert. Denn es tritt da in Massen auf, welche der Europäer für unglaublich hält, bis er sie sieht. Übrigens wimmeln auch Rahmen, Sessel und Bänke von Bewohnern, welche sogar minder harmlos sind als die Fliegen, und oft findet man hier in einer einzigen Limonade so viel schwimmen, daß man ein ganzes zoologisches Kabinett mit Material versorgen könnte.

Auf dem Büffett sind alle erdenklichen Leckerbissen aufgestellt, und hinter dem Tische steht Herr Sigelli, süß lächelnd, als hätte er selber seine ganze Ware im Magen. Sein Großvater soll ein Italiener gewesen sein und der Zuckerbäcker von Barnow bewährt diese Abkunft, indem er täglich drei- bis vierhundertmal „Corpo di Bacco!“ sagt. Doch sagt er dies nur zu dem Aufwärter, welcher mit der Raschheit einer Schildkröte die Gäste bedient. Dieser Aufwärter ist in weißes Linnen gekleidet, welches er alle zwei Monate einmal wechselt. Das ist so Brauch in den polnischen Zuckerbäckereien, weil ein weißgekleideter Diener appetitlicher ist.

Wir haben lange im Gewühle des Marktes verweilt und betreten daher den Laden erst gegen die fünfte Nachmittagsstunde. Doch ist dies just die rechte Zeit, um ihn gefüllt zu finden. Alle Tischchen im

Salon sind besetzt, aus dem Nebenzimmer dringt der Lärm lauter Männerstimmen. Man lacht und plaudert und schlürft Erfrischungen dazu. Der weiße Aufwärter schleicht rapid umher und setzt hier ein Gefrornes auf den Tisch, dort ein Fläschchen Kontuszufka. Tritt einer jener Fälle ein, welche oben bereits angedeutet, bekommt der Gast mehr serviert, als er bestellt hat, so geniert ihn das weiter nicht. Dann fischt er eben gleichmütig das Überflüssige heraus und legt es auf den Rand des Tellers. Es sind ja schließlich auch wirklich nur Kleinigkeiten!

Mustern wir die Gesellschaft. Hier sind die Adeligen der Gegend versammelt, die Honoratioren von Barnow, ferner Gutspächter, Brennereibesitzer und sonstige bürgerliche Plebs, die zu Geld gekommen und daher dies hochelegante Lokal der Aristokratie zu besuchen sich herausnimmt. Doch überwiegt das blaue Blut. Hier sitzt der Baron Stupnicki, ein dicker Mann mit flachsgelbem Haar und einem unglaublich dummen Gesicht, neben ihm seine hagere Gattin mit Spinnenfingern, eine Mumie, in graue Seide gehüllt; ferner die drei Baronessen, sämtlich der Mutter nachgeraten, so daß es scheint, als hätte zwar der liebe Gott der Familie derer von Stupnicki die gewöhnliche Menschengestalt zugedacht, dann aber alles Fleisch dem Haupte derselben aufgebürdet. Ferner die Brüder Severin und Stas von Wolinski, vielbegehrte Junggesellen, welche sich jedoch vorläufig als Don Juans des Kreises so wohl fühlen, daß sie weder zarte Andeutungen der Mütter, noch halbverschleierte Blicke der Töchter

recht verstehen wollen. Besonders berühmt sind sie als amüsante Gesellschafter — Stas weiß drei, Severin vier anstößige Anekdoten auswendig, doch leihen sie sich dieselben auch gegenseitig aus und wirken daher unglaublich anregend. Dann ein braver Mann, den wir mindestens dem Namen nach bereits kennen, Herr Henryk von Wassilkowski, der Gutsbesitzer von Zuhance, welcher mit Olexa Tudak und anderen Bauern so eigentümliche Geldgeschäfte macht. Auch seine Gattin ist anwesend; die unglückliche Frau hört geduldig bereits das fünfte Gedicht an, welches ihr Thaddäus Williszewski vordeklamiert. Ebenso sind die beiden Maitressen des Herrn Henryk in der Gesellschaft, jedoch nicht in dieser offiziellen Eigenschaft. Diese drei Familien sind zugleich die einzigen wohlhabenden des anwesenden Adels. Was hier sonst Limonade oder süßen Schnaps trinkt, sich die Cour machen läßt oder sie macht, das sind arme, verschuldete Hungerleider, welche vielleicht sogar dem süßen Sigelli die Zeche schuldig bleiben müssen. An ihrer Toilette läßt sich dies freilich nicht erkennen, und besonders die Damen starren in Samt und Seide, um welche sich der Kot des Marktes als breite Bordüre gelegt hat. Aber was sich unter dieser Pracht birgt — ich meine natürlich: an Wäsche — kann niemand glauben, der es nicht sieht. Die Stiefelchen sind oft greulich zerrissen, die Strümpfe Ruinen, die Unterröcke dunkelgrau und am Rande so zerfetzt, daß die Fransen unter dem Prachtkleide hervorblicken. Wenn Herr Stanislaus von Niemanski seine Tschamara deshalb so krampf-

haft geschlossen hält, um seine schmutzige Wäsche zu verbergen, so tut er unrecht; in diesem Kreise hat er keinen Grund, sich ihrer zu schämen. Doch kennt niemand die Toilettengeheimnisse eines polnischen Elegants dieses Schlages — vielleicht hat er überhaupt gar keine Wäsche! ...

In den entlegenen Ecken drängen sich die Parvenüs, unter ihnen Herr Artur Abeles samt Familie. Frau Hortense und Fräulein Melanie werden von niemand angesprochen, nur ein junger Husarenoffizier hat dem Mädchen einige zarte Komplimente von intensivem Stallgeruch zugeflüstert, aber auch nur, um Herrn Abeles für ein Geschäftchen heiter zu stimmen. Denn in diesem „Salon" werden auch Geschäfte abgemacht und darum drängen sich an der Türe die Hausjuden der Adeligen, die „Faktoren".

Im Nebenzimmer aber wird die Gesellschaft immer animierter und schließlich sind sämtliche Herren dort versammelt. Was da getrieben wird? Je nun, ein kleines Hazardspielchen ... Ehrlich oder unehrlich? Je nun, wie's eben kommt ... Hoch oder niedrig? Je nun, nach dem Stand des Geldbeutels und besonders des Pumpkredits ... Und wie lange? Je nun, bis man eben auseinandergeht, vielleicht um Mitternacht, vielleicht erst im Morgengrauen des Mittwoch ...

Und Genaueres läßt sich auch von den Bauern nicht voraussagen, wenn sie einmal in der Schenke sitzen. Gewiß ist nur eins: kein Hausvater geht ohne Rausch heim vom Markttag in Barnow.

Wenn der Mond aufgeht, so beleuchtet er auf dem

Ringplatz nur sehr vielen Mist und mehrere Betrunkene. Der Mist bleibt liegen, bis ihn der Wind verweht, die Betrunkenen, bis sie aufstehen.

So erweist es sich vom frühen Morgen des Markttags bis in die späte Nacht, wo die Stadt Barnow liegt ...

Nämlich — ach! — in Halb-Asien.

# Die „Gezwungenen“

Es war im Jahre 1871, im vollen Frühling. Auf der Promenade von Odessa blühten die Akazienbäume und draußen, im weißblinkenden Villenviertel, die seltsamen Blumen des Südens. Selbst über die arme Heide ging ein Dufthauch, und auf der gelblichen Düne hob der Strandhafer schüchtern sein zartbefiedert Haupt. Und dazu Tag für Tag lenzfröhlicher Sonnenschein über der jungen, schönen Stadt und dem Hafen und der tiefblauen Meerflut; es schien, als gäbe es keine Wolke mehr in jenem Mai.

Alles war schön, alles. Aber es nützte mir nichts; ich mußte fort und heim.

So schied ich denn mindestens des Abends, wo all die Herrlichkeit verschleiert war. Am nächsten Morgen war ich in Balta, einer ansehnlichen Stadt, was, aus dem Südrussischen übersetzt, bedeutet, daß dort sehr viele Holz- und Lehmhütten beisammen standen. Hier verließ ich die Bahn, oder vielmehr sie mich. Eine Endstation; wer damals von Odessa nach der Bukowina wollte, mußte von Balta ab durch das podolische oder bessarabische Gouvernement die kaiserliche Post benutzen, sofern er nicht wohlweislich einen Lohnwagen vorzog. Denn mit der Post fährt in Neu-Rußland nur der Unkundige, und kundig wird,

wer sie einmal verkostet. Diese Post ist nicht so schrecklich wie ihr Ruf; sie ist noch viel schrecklicher. In Alt-Rußland steht es damit besser, in mancher Gegend ganz gut. Aber im Süden kann man den kaiserlichen Marterkarren nicht einmal angehenden Selbstmördern empfehlen. Denn wer den Willen zum Leben noch so energisch verneint, findet doch angenehmere Gelegenheit dazu, als das Totgebeuteltwerden.

Ich mietete mir also die „Britschka" des Rüssan Goldkäfer aus Hussiatyn. Man darf dabei kaum an das gleichnamige Fuhrwerk denken, welches auch im westlichen Österreich, besonders in Mähren, gebräuchlich ist. Das ist eine so idealisierte und zivilisierte Kutsche, daß sie mit jener meiner Heimat in der Tat kaum mehr gemein hat, als den Namen. Es ist schwer, dieses anmutige Gefährt zu schildern, dessen Hauptzweck es zu sein scheint, den Magen des Reisenden fortwährend in gelinder Erschütterung zu erhalten — oft auch in ungelinder, es kommt eben auf den Weg an. Am leichtesten gewinnt der Leser ein Bild davon, wenn er sich auf einem plumpen Gestell mit vier gleich großen Rädern einen offenen Sarg befestigt denkt, an dessen vorderem Ende ein Brettchen angenagelt ist — der Kutschbock — und über dessen hinterem Ende eine Plache in Form einer umgestürzten Mulde gespannt ist, unter welcher der Reisende ruht.

So viel zur Erklärung der „Britschka". Zur Erklärung des Rüssan Goldkäfer aber die Bemerkung, daß, wer im Osten daheim ist, immer den jüdischen Lohnkutscher dem christlichen vorziehen wird. Der

Christ ist billiger und williger, das ist wahr. Aber der Jude hat, wenige Ausnahmen abgerechnet, zwei gute Eigenschaften: er hinterläßt keinem Vetter am Wege als Souvenir ein Gepäckstück des Reisenden, und er betrinkt sich nicht bis zur Bewußtlosigkeit. Ach! was ein Rausch ist, weiß man doch eigentlich nur in Halb-Asien! In diesem zahmen Europa ist man ja geneigt, auch schon eine kleine Erheiterung so zu nennen, welche in einer einzigen Nacht ausgeschlafen ist! Aber wer, wie ich, einmal volle dreißig Stunden in einer elenden Waldschänke hat halten müssen, weil der Kutscher, ein rumänischer Schlingel aus Bessarabien, nicht aus seiner Betäubung aufzurütteln war, der weiß, bis zu welcher Größe ein Rausch gedeihen kann, und hütet sich künftig vor diesen willigen, billigen Burschen. Auch die Juden haben im Osten ein wenig von dieser allgemeinen Feuchtigkeit angezogen, aber sie sind doch die mäßigste Nation in jenem Völkergewirr. Nur in der dunklen, wüsten Sekte der „Chassidim" finden sich Trunkenbolde; der Aberglaube, der Fanatismus, der Müßiggang haben dort zu diesem Laster geführt, wie leider zu manchem anderen auch.

Aber mein Nüssan war kein „Chassid"; er gehörte zu den „Misnagdim", den Oppositionellen, den Bibelgläubigen. Während die Chassidim die Kabbala über den Talmud stellen, achten die Misnagdim nur Bibel und Bibelkommentare und verwerfen die Kabbala. Sie verachten die Wunderrabbis, werden gern Handwerker, Fuhrleute, Gastwirte, Krämer, sind strenggläubig, jedoch nicht fanatisch. So werden sie es

z. B. als eine Todsünde meiden, eine Fleisch- und eine Milchspeise hintereinander zu genießen, aber sie hassen niemanden um des Glaubens willen, und die Aneignung fremder Bildung scheint ihnen lobenswert. Sie sind (mutatis mutandis!) die — Altkatholiken des Judentums; trotz aller dogmatischen Stenggläubigkeit sehen sie sich von einer Majorität überflügelt, welche immer neue Dogmen als Staffeln emportürmt — zum Himmel, wie sie glaubt, zum Gipfel des Blödsinns, wie andere glauben . . .

„Gottlob, ich bin kein Chassid!" sagte mir also mein Herr Goldkäfer grimmig, schon als wir an den letzten Hütten von Balta vorbeifuhren. Eine dieser Hütten war nämlich ein chassidisches „Beth-ha-midrasch", was man, natürlich überaus frei, mit „Volksbibliothek" übersetzen könnte. Ein großer, verwahrloster Raum, in welchem auf den Tischen schmutzige Folianten liegen und auf den Bänken Knaben, Männer und Greise sitzen, denen gleichfalls größere Sauberkeit nicht schaden könnte. Die verehrliche Versammlung schaukelt sich entweder, halblaut in den Folianten lesend, mit der Regelmäßigkeit eines Perpendikels hin und her, oder sie erörtert in gellender Diskussion die Dinge von jener Welt, oder sie widmet sich, wozu die Gelegenheit sich oft genug bietet, einem Ding von dieser Welt, dem Branntwein. Brutstätten des Müßiggangs, in welchen ein wirklich gelehrter Mann sich so häufig findet, wie ein weißer Rabe, wie denn überhaupt die jüdischen Gelehrten nicht unter den Chassidim zu finden sind.

„Kein solcher!“ rief also Nüssan grimmig und schwang seine Peitsche in unzweideutigster Weise gegen das fromme Haus. „Sondern ein echter Jude, ein Misnagid, ein Mann, ein ehrlicher Mann, ein Fuhrmann!“ Und dann begann er, mit seinem Standpunkt des näheren zu erläutern.

Ich weiß nicht, warum er es tat; auch im Osten führen die Kutscher in der Regel keine religiös-philosophischen Gespräche. Vielleicht weil er mich durch lebhafte Unterhaltung dafür schadlos halten wollte, daß er einen blinden Passagier, einen feisten Landmann aus der Ukraine, aufgenommen, der nun breit neben ihm auf dem Bocke saß. Oder weil er mir beweisen wollte, daß man ein Fuhrmann sein und doch in uraltem Wissen bewandert sein könne. Jeder Mensch, die Zeit der Flegeljahre ausgenommen, die freilich bei manchem bis ins Siebzigste reicht, sucht sich eben gerne seinem Nächsten von der günstigsten Seite zu präsentieren. Und sein Talmudwissen hielt dieser rechtgläubige Jude natürlich für seinen schönsten Schmuck.

Ich mußte, während er eifrigst sprach, daß die Zitate nur so niederhagelten, auf ihn blicken und dann auf seinen Nachbar, und sonderbare Gedanken kamen über mich. Die beiden Leute waren einander ungefähr gleich in Vermögen und Lebensweise, in ihrem Verhältnis zur europäischen Kultur, von der sie wohl beide gleich wenig wußten. Auch ihre Kleidung war dieselbe — Zwillichröcke und darüber Schafspelze, der Hitze wegen nach außen gekehrt. Nur daß der eine am Leibe ein Amulett trug, ein Säckchen mit Knob-

lauchknollen, welches ihm sein Pope zu Ostern um fünfzig Kopeken geweiht; der andere aber eine Art Westchen, an dem die Schaufäden hingen. Und doch! — welche ungeheure Kluft trennte den Gedankenkreis dieser beiden Landsleute, bloß deshalb, weil der eine das Knoblauchamulett trug und der andere das Westchen! Der Russine haftete mit slawischer Zähigkeit an der Scholle, und von der Vergangenheit seines Volkes wußte er wahrscheinlich nur, daß bereits sehr viele Russinen gestorben. Der Jude aber — wohl fuhr er auf der podolischen Landstraße hin und her, aber dieses Land war nicht seine Heimat. Seine Heimat war ein fernes, fernes Land, welches er nie gesehen, welches so, wie er es sah, nicht mehr auf Erden bestand: heute fließen Milch und Honig nicht mehr im Jordantale ... Und all sein Wissen, all sein Denken, alles, was ihn zum Menschen erhob, wurzelte in jenem Lande und seinen Geschichten. Der Staub der Jahrtausende hat sich darüber gelegt; ihm war es die ewig junge, die einzige Welt. Jeder talmudisch erzogene Jude ist eigentlich — sit venia verbo! — ein gelehrter Mensch, aber diese Gelehrsamkeit ist tot und starr; sie beweist nichts, als die große Bildungsfähigkeit dieser Rasse; sie nützt nicht ihm, noch den Völkern, unter denen er wohnt ...

Der Zitatenhagel kam strichweise; bald lichtete er sich, bald ward er wieder stärker. Und nun kam schließlich ein zitatloses Argument. „Aber was kommt noch dabei heraus? Abfall! Gottlosigkeit! Zuerst zu fromm und dann ganz gottlos! Wenn ein Chassid

aufhört, es zu sein, was wird er? Ein „Meschumed“ (Abtrünniger)! Ißt Schweinefleisch! Oder Braten und Milchreis von derselben Schüssel. Aber Gott wird wissen, was er mit den Hunden zu tun hat, welche von dem Glauben abfallen, in dem sie geboren sind. Mit allen! ... das heißt“ — er stockte und fuhr dann zögernd fort — „hm! mit allen? ... Ich weiß nicht, da fallen mir diese Leute ein ...“

Er verstummte und starrte nachdenklich vor sich hin.

„Welche Leute, Nüssan?“

„Hm! — es ist mir nur so eingefallen, weil wir heute an einem solchen Hause vorbeifahren müssen ... Ich meine die ‚Gezwungenen‘ ...“

„Die Gezwungenen?!“ ... Ich dachte an eine neue Sekte. Es ist sonst im Osten just keine große Bewegung der Geister, aber in Glaubenssachen ist dort sehr häufig eine sonderbarliche Neugeburt zu verzeichnen. „Sind es Christen oder Juden?“

„Nicht Christen, noch Juden, sondern eben ‚Gezwungene‘. O Herr! das ist ein großes Elend! Und ein großer Frevel! Unsere Kinder wenigstens werden nichts mehr davon wissen, denn neue Opfer kommen nicht hinzu, und auf den Ehen dieser Menschen lastet ein Fluch: sie bleiben unfruchtbar. Aber was rede ich nur! — es ist kein Fluch, sondern ein Segen, eine Barmherzigkeit Gottes! — soll sich das gräßliche Elend auch noch vererben? ... Die ‚Gezwungenen‘ haben keine Kinder; Gott weiß, was er will! ... Aber man soll nicht davon reden; ich Tor, ich Sünder, was schwatze ich da! ...“

Und er hieb grimmig auf die Pferde ein, daß der Wagen ruckweise weiterflog. Ich tat keine Frage mehr, ich kenne diese Leute; was sie für eine Sünde halten, tun sie doch nicht; um keinen Preis.

Aber ich sollte doch noch am selben Tage von den Leuten hören, denen Gott seine Barmherzigkeit erweist, wenn er sie einsam dahinsterben läßt ...

Wir fuhren weiter gegen Westen, immer der Sonne entgegen, durch das waldreiche, sanft gewellte Wiesenland, welches zwischen den grauen, abenteuerlich geformten Kalkfelsen des Dniestertales und dem schwarzen fetten Ackerland der Ukraine liegt. Die Landschaft ist spärlich bewohnt und schlecht bebaut; man kann stundenlang fahren, ohne ein Haus zu gewahren, einen Acker oder sonst eine Spur der Menschenhand, außer der Straße da, welche auch nicht danach aussieht, als ob sich der Menschen Hand viel mit ihr beschäftigte. Kamen wir an eine besonders schlechte Stelle, so stiegen wir aus und gingen neben den Pferden her, und Nüssan fluchte jüdisch, der Landmann russinisch und ich deutsch. Dann setzten wir uns in den Wagen und fuhren schweigend weiter.

Als uns die Sonne zu Häupten stand, machten wir in einer Schenke Rast, welche am Rande eines meilenweiten Forstes lag. Diese Wälder gehören einem Potocki, ich glaube dem Grafen Adam, dem ehemaligen österreichischen Minister. Das ist ein guter Wirt. Auch dieser Forst zeigte Spuren von Kultur, und die Schenke war in gutem Bestand.

Freilich sah es drinnen ebenso wüst aus, wie in

allen diesen „Karczmas“. Aber daran war nicht der Graf Adam schuld, sondern die Wirtsleute, die da hausten. Und vielleicht auch nicht diese Leute, sondern die sonderbaren Reinlichkeitsbegriffe des Ostens. Tout comprendre, c'est tout pardonner; es hat mich sehr betrübt, daß die Wirtin, ein schönes, üppiges, junges Weib, sich offenbar nicht alle Tage das Gesicht wusch, aber grollen konnte ich ihr deshalb nicht.

Außer dieser Frau waren noch vier lebendige Wesen in der großen Schenkstube mit den graugrünen Wänden: ein Paar Besitzer unsterblicher Seelen und ein Paar ohne solche. Zwei Viehhändler, ein Moskowiter und ein Kleinrusse, und ihre Köter. Die Köter würgten einander, und die Herren taten dasselbe. „Du Russe!“ rief der eine, „du Russine!“ rief der andere, und das in einem Tone, als wären dies die größten Schimpfwörter.

Das junge Weib saß schläfrig hinter der Schenkbarre und schaute dem Streite zu. Ihm war die Sache jedenfalls nicht so interessant, als sie sicherlich einem slawischen Bruder aus Österreich gewesen wäre. Ich glaube, Hunde und Katzen haben einander lieber, als die einzelnen slawischen Stämme in Rußland.

Durch unseren Eintritt nahm der Kampf eine neue Wendung. Der russinische Landmann, der mit uns gekommen, fragte nicht erst, wer im Rechte war, sondern warf sich auf den Großrussen und begann dessen hintere Partien kräftig zu gerben. Der Moskowiter, so zwischen zwei Feuer geraten, zog sich schleunigst

in eine Ecke zurück und bombardierte seine Gegner nur noch mit den ehrenrührigsten Ansichten über ihre Nationalität und über ihre — Mütter. „Du Sohn einer Hündin!“ Das war noch das relativ Sanfteste, was er hinüberrief. Auch die Russinen sprachen mit großer Sicherheit ihre Ansichten über die ihnen doch gewiß persönlich unbekannte Gebärerin ihres Gegners aus. Aber schließlich knurrten beide Teile nur noch leise und ihre Köter desgleichen.

Ich verständigte mich mit der Frau über mein Mittagessen, oder vielmehr: ich versuchte dies, denn sie verstand mich nicht und ich sie nur sehr schwer. Die Juden Südrußlands sprechen freilich auch noch Deutsch, aber das ist nicht bloß von der Sprache Luthers und Lessings, sondern auch von dem Jargon verschieden, welchen die Juden Galiziens und Rumäniens sprechen. Eine Menge slawischer Wörter ist eingewoben, und eine fremdartige Aussprache macht das Ganze fast unverständlich. Ich setze als Sprachprobe die Antwort der Wirtin möglichst getreu hierher. „Rajd pomale; Kardunisch her jech swair. Jech ob nor jajzis w dome in maith. Efscher zan impes jajisnice in potem brutne ziwilis.“ Das heißt zu Deutsch: „Redet langsam (slawisches Wort); Deutsch (‚Kardunisch‘, d. h. die Sprache, die hinter dem Kordon [Grenze] gesprochen wird: in Österreich also die deutsche Sprache) verstehe („höre“) ich schwer. Ich habe nur Eier im Hause (Slawisch) und Met. Vielleicht zum Imbiß Eierspeise und später gebratene Zwiebel.“ Ein Satz, der sich dem Hochdeutschen mehr

nähert als der vorstehende, dürfte sich aus diesem maßlos korrumpierten Jargon kaum zusammenstellen lassen.

Auf „brutne ziwilis“ glaubte ich verzichten zu sollen und begnügte mich mit „jajisnice in maith“. Die schöne Frau setzte sich zu mir und suchte den Gast zu unterhalten. Da auch sie „pomale“ sprach, so erriet ich, was sie mir mitteilte. Ihr Gatte sei sechzehnjährig und derzeit noch in der Talmudschule, beim Rabbi von Belz. Die Hochzeit habe vor vier Jahren stattgefunden, sie sei damals siebzehn Jahre alt gewesen. Hier, bei den Schwiegereltern, habe sie es sehr gut und bedaure nur ihren armen Mann, der sich noch immer, fern von ihr, in der Schule so sehr anstrengen müsse. Vielleicht klingt dies dem Leser unglaublich ins Ohr. Aber es gibt unter den Juden des Ostens manche ähnliche Ehe ...

In diesem Hause war es, wo ich dem ersten „Gezwungenen“ begegnen sollte.

Wir hatten im Plaudern das Rollen eines Wägelchens überhört, welches langsam vor die Schenke gefahren kam. Erst als es hielt, blickten wir auf. Es war ein ärmlicher Bauernkarren, auf dem ein Fäßchen und ein Korb standen. Ein magerer Klepper zog mühsam das leichte Fuhrwerk. Ein Bauer lenkte es, vor dem Tor sprang er ab.

Die junge Wirtin erhob sich hastig. „Was will er?“ flüsterte sie. Eine leichte Blässe jagte ihr über die Wangen. Noch auffallender benahm sich mein Kutscher. „Herr, Herr!“ rief er mich laut, fast ängstlich an. Und dabei streckte er die Hand gegen die

Tür vor, als wollte er sich eine nahende Gefahr vom Leib halten.

„Was habt Ihr?" fragte ich erstaunt. Aber er schüttelte nur heftig den Kopf und starrte dem Eintretenden entgegen.

Es war dies ein ältlicher Bauer, gekleidet wie alle russinischen Landleute. Von dem Gesicht konnte ich nicht viel sehen, der Strohhut beschattete es.

„Wirtin," wendete er sich an die junge Frau, „möchtet Ihr mir etwas abkaufen? Ich habe alten Weichselschnaps und Holzlöffel, Holzschüsseln, Pfefferbüchsen, Nadelbüchsen, Salzschalen, Holzbecher — eine große Auswahl, gedrechselt oder geschnitten, gutes hartes Holz, alles sehr billig ..."

Fast flehend sagte er dies, aber langsam und ohne den Blick zu erheben. An seiner Aussprache war leicht zu merken, daß er kein Russine war, sondern ein Pole. Denn er sprach immer statt des „h" ein „g" und verschluckte die Endvokale.

Die Frau blickte ihn scheu an. „Ihr wißt, mein Schwäher hat es verboten," sagte sie zögernd. „Wegen Eurer Frau ... Aber er ist nicht zu Hause —"

Sie stockte und wendete sich zum Kutscher: „Reb Rüssan, werdet Ihr mich nicht verraten? Ihr kommt häufig des Weges ..."

Der „Misnagid" zuckte die Achseln und wendete sich ab. „Tut, was Ihr wollt," brummte er grimmig.

„Dann," sagte die Frau hastig zu dem Bauer, „dann bringt mir nur eine Schüssel und zwölf Löffel. Ich will dem Schwäher schon was aufbinden ..."

Und als der Mann gegangen war, seinen Korb zu holen, fuhr sie fort: „Ihr dürft es mir nicht übelnehmen, Reb Nüssan. Es sind gar so arme Leute."

„Freilich! Sehr arme Leute!" erwiderte dieser milder. „Im Leben Hunger und Elend! Und im Tode die Hölle! Und alles unverdient!"

Aber da stand schon der Mann mit seinem Korbe wieder in der Stube. Die Frau wählte, feilschte und bezahlte endlich die wenigen Kopeken.

Ich trat heran und besah mir die Ware; es waren sehr sauber geschnitzte Sächelchen darunter.

„Ich habe auch Zigarrendosen," sagte der Mann und zog demütig den Hut.

Aber sein Antlitz war mir vorläufig interessanter als seine Ware. Man sieht selten solche Züge; so viel Leid auch auf Erden wühlen mag, man sieht sie selten. Auf diesem blassen, verhärmten Gesichte lag düsterer Trotz wie eingemeißelt, und die Augen hatten einen Blick, der unwillkürlich ans Herz ging; müd, fast starr, und doch voll leidenschaftlichster Trauer ...

„Sie sind ein Pole?" fragte ich.

„Ja — aus Littauen."

„Aber Sie wohnen hier in der Gegend?"

„In der Dettimer Schenke; acht Werst von hier. Ich bin dort Wirt."

„Und daneben Drechsler?"

„Man muß sich helfen, wie man kann. Wir haben selten Gäste im Hause."

„Ihre Schenke liegt abseits?"

„Dicht an der Hauptstraße, Herr! Es war einst

das beste Wirtsgeschäft zwischen Bug und Dnieſter. Aber bei uns kehren die Fuhrleute nicht gern ein . . ."

„Warum nicht?"

„Weil — weil sie es für eine Sünde halten. Besonders die Juden." Und hastig fügte er hinzu: „Wenn Sie etwas kaufen wollen — diese Dose hier . . ."

Das hübsche Büchschen, welches er mir anbot, liegt vor mir, während ich dieses schreibe. Auf dem Deckel ist die Ansicht eines stattlichen ländlichen Hauses eingeschnitten. Auch heute freut mich die schöne Arbeit, damals aber überraschte mich diese Feinheit der Ausführung so, daß ich ungläubig ausrief: „Und das haben Sie selbst gemacht?"

„Ja — alles, mit Drechselbank und Messer."

„Dann sind Sie ja ein Künstler!" rief ich. „Wo haben Sie das Holzschneiden gelernt?"

„In Kamieniec-Podolski."

„Auf der Festung?"

„Ja. Von einem Mitgefangenen, während des Aufstandes von achtzehnhundertdreiundsechzig."

„Sie waren unter den Insurgenten?"

„Nein. Aber man fürchtete, ich könnte zu ihnen gehen. Darum schleppte man mich und die anderen ‚Gezwungenen' auf die Festung, als der Aufstand losbrach, und ließ uns erst frei, als alles vorbei war."

„Ohne Veranlassung?"

„Ohne die geringste. Ich bin nicht bloß heute ein gebrochener Mann, ich war es schon damals. Mir hat, noch als ich ein Jüngling war, die Arbeit in den sibirischen Bergwerken das Mark in den Knochen

vergiftet. Auch hatte ich während der fünf Jahre meiner Ansiedlung — ich bin seit 1858 Wirt in jener Schenke — nie den geringsten Grund zum Verdachte gegeben. Aber ich war ein ‚Gezwungener‘, und das genügt ..."

„Ein ‚Gezwungener‘ — was heißt das?"

„Nun, ein Mensch, der eben zu allem gezwungen wird, was andere frei wählen dürfen: Wohnort, Gewerbe, Gattin und Glauben!"

„Entsetzlich!" rief ich. „Und Sie haben sich gefügt?"

Ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund. „Geht Ihnen das so nahe?" fragte er. „Wir ertragen sonst sehr leicht die schwersten Leiden, welche andere erdulden."

„Das sagt Larochefoucauld," meinte ich erstaunt. „Haben Sie ihn gelesen?"

„Ja, ich habe die französische Literatur einst sehr geliebt. Aber verzeihen Sie meine Bitterkeit. Ich bin an Teilnahme so wenig gewöhnt — und was könnte sie mir auch jetzt noch nützen?"

Er starrte schmerzlich vor sich hin und ich schwieg gleichfalls; ich fühlte wohl, daß diesem Menschen gegenüber irgend ein Wort leichten Bedauerns eine Roheit wäre. Es war eine peinliche Pause.

„Haben Sie nach einer Vorlage gearbeitet?" fragte ich endlich und deutete auf den Schnitt des Deckels.

„Nein — aus der Erinnerung."

„Ein sonderbarer Baustil!"

„So sind alle Herrenhäuser in Littauen. Nur der alte Wartturm ist auffällig. Es war eben ein sehr altes Haus."

„War? Steht es heute nicht mehr?"

„Es ist niedergebrannt, schon vor sieben Jahren. Die Russen haben es ausgeplündert und angezündet. Sie ahnten nicht, daß sie da selbst gegen ihr Eigentum wüteten. Das Haus war seit langen Jahren konfisziert und Krongut seit achtzehnhundertachtundvierzig."

„Und Sie haben die Umrisse noch so fest im Gedächtnisse?"

„Natürlich! denn es ist mein Geburtshaus, ich bin da aufgewachsen und habe es bis zum achtzehnten Jahre selten verlassen. Dergleichen vergißt man nicht. Es sind über zwanzig Jahre her, aber in all diesen Jahren kein Tag, wo ich nicht an das Haus gedacht hätte. Ich wußte wohl, daß meine Mutter tot sei und meine Cousine schlimmer als tot. Ich wußte: das alte Haus steht öde, nur der russische Verwalter haust darin, und wenn er Packleinwand braucht, so nimmt er eines der Familienbilder von den Wänden. Aber ich habe mich doch nach dem alten Hause gesehnt — weiß Gott, wie sehr! Und als es niederbrannte — ich hätte mich ja eigentlich freuen sollen, daß es nun auch der Feind nicht mehr hatte — und dennoch! mir kamen Tränen, als ich es erfuhr. Die ersten Tränen seit langer Zeit und wohl auch meine letzten. Mich kann nichts mehr treffen ..."

Ich schreibe, was er sagte. Aber wie er's sagte, kann ich nicht schreiben. Ich glaube, dem härtesten Menschen mußte es ans Herz gehen.

Mein Rüssan war kein weicher Mann. Aber

dennoch war er leise herbeigeschlichen und nickte nun ernst und wehmütig mit dem bärtigen Haupte.

„Erlauben Sie, Pani Walerian," sagte er, „auf Ehre, es ist eine traurige Geschichte. Gewiß, sehr traurig. Will ich Ihnen aber doch etwas sagen. Nämlich, sehen Sie mich an. Ich — das heißt: nicht ich, Gott behüte! aber sagen wir: ich — fahre allein durch einen großen Wald. Da kommt ein Mann. Schimpft mich. Will mich prügeln. Sagt: „Du Judenhund!" Macht sich daran, mir den Bart auszureißen. Werde ich es mir gefallen lassen? Nein! Sondern? Ich werde mich wehren! Gut! Wenn aber hundert solche Leute kommen? Werde ich mich mit ihnen stellen? Verrückt möcht' ich sein! Sondern ich werde sie im stillen verfluchen bis in ihres Urgroßvaters Knochen, aber laut werde ich sagen: „Meine Herren Wohltäter!*) Ein schäbiger Judenbart ist wirklich gar nicht wert, von Ihnen ausgerissen zu werden!" Und werde schauen, im Frieden mit den Hunden auszukommen. Also das ist die ganze Geschichte von Polen. Die ganze Geschichte, das ganze Unglück. Nämlich: der Pole ist nicht so klug wie ich. Nämlich: wäre er so stark wie der Russe — prügle dich in Gottes Namen! Aber der Russe ist hundertmal stärker — also, Pani Walerian, was reizen Sie ihn, was stellen Sie sich mit ihm?"

Ich mußte lächeln. Aber der arme „Gezwungene"

*) „Herr Wohltäter" ist eine Höflichkeitsfloskel des Ostens, etwa so, wie man in Wien jedermann adelt.

lächelte nicht und würdigte diese Abhandlung über praktische Politik überhaupt keiner Antwort. Nur zu mir gewendet sagte er nach einer Pause: „Aber ich habe mich nicht einmal ‚mit dem Russen gestellt!‘ Ich habe nur die Strafe des Verbrechers, ohne das schöne Bewußtsein, wirklich ein ‚Verbrecher‘ gewesen zu sein und alles für mein Volk gewagt zu haben. Ich war so jung, als sie mich nach Sibirien schleppten, wenig über Neunzehn! Mein Vater war früh gestorben, ich hatte die Aufsicht über das kleine Gut. Dann war eine Cousine im Hause, ein schönes, sechzehnjähriges Mädchen — wahrhaftig, ich dachte nicht an Politik! Höchstens, daß ich polnische Tracht trug, unsere Dichter las, besonders Mickiewicz und Slowacki, und in meinem Zimmer ein Bild des Kosciuszko hatte. Und um solcher Hochverrätereien willen hätten mich selbst die Russen in normalen Zeitläuften nicht zertreten. Aber es war im Jahre achtzehnhundertachtundvierzig und Nikolai Pawlowitsch hatte nicht umsonst geschworen: ‚Und wenn ganz Europa brennt, ich halte mein Land feucht, daß kein Funke aufkommt!“ Und er hielt es feucht — durch Ströme von Blut und Tränen! Wo ein junger polnischer Edelmann lebte, der allenfalls unter Umständen Revolutionär hätte werden können, da ward Haussuchung gehalten, und fand man zum Beispiel nur ein einziges verbotenes Buch, so hieß es ‚Pascholl, nach Sibirien!‘ Auch mit mir kam es so, blitzschnell, sinnverwirrend — ich war schon in Sibirien und glaubte noch immer nicht an mein Elend! Ach! mir war's auf der ganzen Reise, als

rotierte ein Kreisel in meinem Gehirn! Dann hoffte ich, sie müßten mich freilassen, denn ich war ja unschuldig, und damals" — er lächelte; es war ein entsetzliches Lächeln — „damals glaubte ich noch an Gott! Als ich zu hoffen aufgehört, begann ich zu rasen, und schließlich ward ich stumpf. Es war ein entsetzlicher Zustand, oft war wochenlang alle Erinnerung in mir getilgt, höchstens wußte ich noch, wie ich hieß! Das ist buchstäblich wahr, Herr — dieses Sibirien ist eine ganz besondere Gegend! ..."

Der Mann war auf eine Bank gesunken und seine Arme lagen ihm laß im Schoße — so furchtbar müde hab' ich all meine Tage kein Menschenantlitz gesehen. Endlich fuhr er fort: „Zehn Jahre waren so verflossen, wenigstens sagten es mir die Leute; ich hatte es längst aufgegeben, die Tage meines Jammers zu zählen. Wozu auch? Ich war schon so weit herabgekommen, daß ich nicht einmal mehr Mitleid mit mir selbst hatte. Da ward ich eines Tages mit einigen Gefährten zum Inspektor beschieden: wir seien begnadigt und dürften Kolonisten in Süd-Rußland werden. Des Zars Gnade werde jedem einen Wohnort zuweisen, ein Gewerbe und ein Eheweib, gleichfalls eine Begnadigte. Nur müßten wir uns natürlich zur griechisch-orthodoxen Kirche bekehren. Daran lag uns wenig, Herr, schrecklich wenig! Wir willigten ein, trunken vor Glück — aus Sibirien geht man gerne fort, gleichviel wohin, selbst in den Tod geht man gerne. Und wir hatten ja eine Gnade erfahren! Alexander Nikolajewitsch ist ein gütiger Herr: in Sibirien sind die Bergwerke

überfüllt und in Süd-Rußland die Steppen leer! O, ein Menschenfreund, ein Beglücker — decus et deliciae generis humani! Übrigens, vielleicht tue ich ihm Unrecht! ...

„Wir traten die ungeheure Reise an und fuhren langsam gegen Südwest — nach acht Monaten waren wir in Mohilew. Da hielten sie uns nur noch in gelinder Haft und ließen vor allem den Popen auf uns wirken. Das war sehr schnell überstanden. Eines Morgens trieben sie uns in einen Saal zusammen, wohl an die hundert Männer und Frauen. Dann kam der Pope, ein baumstarker, schmutziger Mensch, der sich offenbar zu dem heiligen Werke sehr gestärkt hatte, denn er roch auf zwanzig Schritte nach Schnaps und hielt sich mühsam auf den Beinen. ‚Ihr Lumpenhunde!‘ grölzte er, ‚ihr Läuse der Menschheit, ihr sollt jetzt rechtgläubige Christen werden, aber viele Mühe werde ich mir mit euch wahrhaftig nicht geben. Denn was meint ihr, was ich per Kopf kriege? Zehn Kopeken! Da soll ein Hund Missionär sein — ich tue es heute wirklich zum letztenmal! Zwar hat unser Väterchen Alexander Nikolajewitsch einen Rubel für den Kopf in den Tarif einstellen lassen, aber der Direktor, der Schuft, stiehlt neunzig Kopeken und mir läßt er einen Zehner! Für heute habe ich es aber noch übernommen, weil man mir gesagt hat, daß ihr viele seid! Also hört! Ihr seid bis jetzt Katholiken, Protestanten, Juden! Das ist sehr gefehlt! Denn jeder Jude ist eine Wanze, jeder Protestant ein Hund und jeder Katholik ein Schwein! Das sind sie im

Leben. Was aber sind sie im Tode? Aas, ihr lieben Leute, Aas! Und wird sich Christus ihrer am jüngsten Tage erbarmen? Wahrhaftig nein! Wird ihm nicht im Traume einfallen! — Und bis dahin? Die Hölle! — Also, liebe Leute, wozu habt ihr das nötig? Bekehrt euch! Wer also zustimmt, ein rechtgläubiger Christ zu werden, der soll jetzt das Maul halten! Wer sich muckst, kriegt die Knute und muß nach Sibirien zurück! Also, liebe Brüder und Schwestern, wollt ihr rechtgläubige Christen werden?' Wir schwiegen. ‚Gut!' fuhr der Pope fort. ‚Nun paßt auf! Wer ohnehin schon Christ ist, braucht bloß die Schwurfinger aufzuheben und mir das Glaubensbekenntnis nachzubeten. Das wird schnell gehen. Aber mit den verdammten Juden hat man immer einen besonderen Verdruß, so auch hier; die Juden muß ich also vorher noch taufen. Juden, tretet vor — das andere Lumpenpack kann stehen bleiben, wo es eben steht!' Und in dieser erhebenden Weise vollzog sich die Zeremonie!"

Der Erzähler hatte dies alles vorgebracht, ohne eine Miene zu verziehen, und auch mir kam kein Lächeln auf die Lippen, so drastisch auch der Bericht war.

„Am nächsten Tage," fuhr Walerian fort, „folgte der zweite Akt: die Wahl des Berufes. Sie war ebenso spontan, wie jene des Glaubens, nur daß man hier notgedrungen doch etwas mehr individualisieren mußte. Drei junge Gouvernementsbeamte hatten die Aufgabe, unsere Wünsche zu Protokoll zu nehmen und sie so weit zu berücksichtigen, als dies ‚im öffent-

lichen Interesse ratsam und möglich'. Der Mann, vor den ich gerufen wurde, war besonders jung, überdies von jener Sorte, die noch mit grauen Haaren bübisch bleibt. Ein äußerlich sehr feines, innerlich entsetzlich rohes Bürschlein, borniert und grausam, ohne eine Spur menschlichen Empfindens. Er machte sich einen Spaß mit uns, einen köstlichen Spaß, der gewiß auch seine Kameraden und seine Mätresse sehr erheitert hat, wenn er es ihnen am Abend erzählt. Der Bube erkundete auf das sorglichste unsere Wünsche und ordnete dann just das Entgegengesetzte an! Da war eine vornehme Frau unter uns, eine Polin von uraltem Geblüt, eine edle, blasse, unglückliche Frau, die in ihrer hilflosen Gebrochenheit dem Rohesten Respekt und Mitleid einflößen mußte. Die Frau war zu alt, um an einen ‚Gezwungenen' verheiratet zu werden, sie mußte selbst einen Erwerb wählen und bat, als Lehrerin in einem Institut für Offizierstöchter verwendet zu werden; es war auch dringender Bedarf nach solchen Kräften. Aber der junge Herr beorderte sie als Wäscherin in die Garnisonskaserne von Mohilew. Da war ein alter Jude, der nach Sibirien geschickt worden, weil er bei Eydtkuhnen verbotene Bücher über die Grenze geschmuggelt. Er hatte einst eine Buchdruckerei besessen und war auch des Handwerks völlig mächtig. Vielleicht könne er in einer kaiserlichen Druckerei verwendet werden, bat der Greis, und hatte daneben nur den flehentlichen Wunsch, in einer Ortschaft leben zu dürfen, wo es wenige oder gar keine Juden gebe. Denn er hatte ja nur gezwungen

seinem Glauben entsagt, an dem er mit allen Fasern seiner Seele hing, und zitterte vor dem Gedanken, daß ihn seine ehemaligen Glaubensgenossen nun doch als einen Sünder betrachten und verabscheuen würden. Der junge Beamte nahm dies gewissenhaft zu Protokoll und machte den Mann zum Polizeiagenten in Miaskowka, einem kleinen Städtchen im Gouvernement Podolien, welches ausschließlich von Juden bewohnt wird. Da war ein Schulmeister aus Littauen, ein hektischer, totkranker Mensch, welcher auf den Knien eine letzte Gnade erflehte: irgendwo auf einem Dorfe ruhig sterben zu dürfen; die Landluft tue seiner wunden Brust wohl. ‚Natürlich, das ist ein bescheidener Wunsch,‘ sagte der nichtswürdige Bube und schickte ihn als Aufwärter in ein Inquisitenspital. Brauche ich ihnen da erst noch zu erzählen, wie es mir erging? Auch ich ließ mich von der heuchlerischen Miene des Schuftes täuschen und offenbarte ihm meine Bitte, irgendwo als Meier auf ein ganz abgelegenes Krongut zu kommen, wo ich mit möglichst wenig Menschen zu verkehren brauchte. Und darum wurde ich Schnapswirt an einer vielbefahrenen Heerstraße . . .“

Der Unglückliche sprang auf und ging erregt in der Stube auf und ab.

„Aber nun kommt das beste!“ rief er verzweiflungsvoll. „Der dritte Akt: die Wahl der Gattin!“

Doch als er nun wieder ansetzte, um zu sprechen, da konnte er nicht, die wildschmerzliche Entrüstung schnürte ihm die Kehle zu. Er schwieg, aber eine jähe, schwere Träne jagte über seine Wange herab und kündete,

wie bitter er noch in der Erinnerung jenen schmachvollen Moment durchlitt.

„Es war entsetzlich!“ stöhnte er.

Endlich faßte er sich.

„Herr! Herr!“ rief er, „seit die Sonne aufgeht, hat sie manches entsetzliche Spiel beschienen, welches der Mächtige mit dem Ohnmächtigen getrieben, aber eine wüstere Farce, als die Art, wie wir zusammengekoppelt wurden, hat sie wohl noch nie gesehen. In meiner Jugend habe ich einmal in einer Geschichte der französischen Revolution gelesen, wie Carrier in Nantes die Royalisten mordete. Er ließ den erstbesten Mann an irgendein Weib binden und auf Kähnen die Loire hinabführen. Mitten im Flusse ward die Falltür am Boden aufgezogen, und die Geknebelten verschwanden in den Wellen. Aber dieser Wüterich war ein Engel im Vergleich zu den Beamten des Zars und die ‚republikanischen Hochzeiten‘ eine Wohltat im Vergleich zu jenen, die man uns schließen ließ! Denn in Nantes fesselte man die Opfer doch nur zu gemeinsamem Tode, uns aber zu gemeinsamem Leben! ...

„Da führten sie uns eines Morgens wieder in jenen Saal, wo wir rechtgläubige Christen geworden. Etwa unser Dreißig waren wir; dann wurden ebensoviele Weiber hineingetrieben. Mit ihnen kam jener Nichtswürdige, der uns in so humaner Weise unseren Beruf angeordnet. ‚Meine Damen und Herren,‘ begann er näselnd, ‚Seine Majestät haben Ihnen allen von Herzen vergeben und wünschen, Sie glücklich zu wissen. Der Einsame ist selten glücklich, und darum

sollen Sie heiraten. Jeder Herr hat das Recht, eine Dame zu wählen, vorausgesetzt, daß sie damit einverstanden ist. In Berücksichtigung des Umstandes, daß keiner von Ihnen, meine Herren, in der Lage ist, eine Dame zu erkiesen, die seiner unwürdig wäre — denn auch die Damen kommen sämtlich teils aus den Strafkolonien, teils aus den Korrektionshäusern — da Ihnen Seine Majestät ferner väterlich einen Nahrungszweig zugewiesen, so können und dürfen Sie bloß Ihr Herz sprechen lassen. Hier ist also das Ideal verwirklicht, welches unserem sehr berühmten Landsmann Alexander Herzen vorgeschwebt. Meine Damen und Herren! Sie sind in der Lage, den Traum der sozialistischen Normalehe zu verkörpern! Also ans Werk, verkörpern Sie! Und da ferner jede echte Liebe rasch entglimmt, ‚jäh wie der Blitz und sanft wie Frühlingssäuseln,‘ wie unser Lermontow singt, so halte ich eine Stunde Zeit für genügend, um Sie wählen zu lassen. Bedenken Sie auch, daß Ehen im Himmel geschlossen werden und vertrauen Sie getrost Ihrer inneren Stimme. Meine Glückwünsche im voraus, meine Damen und Herren!‘

„Dann legte der junge Schurke seine Uhr vor sich hin, setzte sich auf die Estrade und grinste uns schadenfroh mit seinen grünen Fischaugen an. Den vollen Hohn seiner Rede hatten übrigens die wenigsten verstanden, denn wir waren eine sehr bunte Gesellschaft. Unerhört bunt! Die verwegenste Phantasie hätte sich keine grelleren Gegensätze ersinnen können. Da stand neben dem vertierten bessarabischen Hirten, welcher

im Rausche einst sein Weib und Kind massakriert, der hochgebildete Gelehrte aus Wilna, welchen der idealste Trieb der Menschenbrust, die Liebe zu seinem Volke, nach Sibirien gebracht. Da stand der abgefeimte Gewohnheitsdieb aus den Moskauer Kaufläden neben dem polnischen Adeligen, der im tiefsten Unglück noch seine Ehre als das Höchste schätzte, und der junge Exprofessor aus Charkow, welchen seine kommunistischen Träume hiehergeführt, neben dem Straßenräuber vom Don, dem Banknotenfälscher aus Odessa, dem betrügerischen Kridatar aus Cherson! Da stand ich und mir zur Rechten ein Deserteur aus Lipkany, zur Linken ein Baschkire, der schon am Fuße des Galgens begnadigt worden, obwohl er einmal eine Judenfamilie in einem Dorfwirtshause bei lebendigem Leibe rösten geholfen. Eine Gesellschaft, so wahnsinnig wirr zusammengewürfelt, daß es mir noch in der Erinnerung im Hirn wirbelt! Neben dem schönsten Adel der Menschenbrust die niedrigste Verworfenheit, neben der höchsten Bildung die tiefste, die absolut tierische Verkommenheit! ...

„Und die Frauen! Die schamlose Dirne, welche man gern aus der Korrektionsanstalt entlassen, weil sie ihre verworfenen Genossinnen noch verworfener gemacht, neben der unglücklichen Polenfrau, deren reine Seele nie ein Hauch der Gemeinheit vergiftet, deren stilles oder stolzes Glück keine Ahnung eines Kummers getrübt, bis ein Brief, eine Kokarde, eine milde Gabe an einen exilierten Landsmann sie ins Elend gebracht — hierher! Da lehnte die französische Gouvernante,

welche mit ihrem jungen Freunde, einem Seminaristen, von einer Moskauer Revolution und den „Vereinigten Staaten von Europa" geträumt, neben der Kindesmörderin aus dem russinischen Haidedorf, neben der Diebin aus Mohilew, neben der Geliebten des Straßenräubers aus der Krim. Da drängte sich neben das zarte, jungfräuliche Mädchen, welches kein anderes Verbrechen begangen, als daß es von einer sündigen Mutter in einer Strafkolonie geboren worden, die Gattenmörderin, die Giftmischerin, die infame Kupplerin. Vielleicht waren hier die Gegensätze noch greller, denn nichts ist so gut, wie ein edles Weib, und nichts so schlecht, wie ein verworfenes! ...

„Und diese Menschen sollten nun einander heiraten — und eine Stunde Zeit war ihnen gegönnt, sich kennen zu lernen und zusammenzufinden! O Herr! vieleicht begreifen Sie nun, warum es mir die Kehle zusammenschnürte, als ich davon berichten sollte! O Herr, das war der scheußlichste und zugleich sonderbarste Frevel, der je auf Erden geschehen!"

Er verstummte und ging totenblaß, fast zitternd, in der Stube auf und ab. Auch die junge Wirtin starrte wie verloren vor sich hin, und Reb Nüssan hielt das Haupt gesenkt wie ein Mitfühlender.

Dann faßte sich der Unglückliche wieder und fuhr ruhiger fort: „Es wird gewiß ein interessantes Schauspiel gewesen sein, wie wir sechzig Menschen uns in jener Stunde betrugen. Selbst des blasierten Unholds auf der Estrade bemächtigte sich eine fieberhafte Spannung; bald sprang er auf, bald fiel er auf den Stuhl

zurück und trommelte mit zitternden Fingern auf das Tischchen. Aber wie es zuging, kann ich Ihnen nicht genau beschreiben — ich bin nicht ganz unbefangen gewesen in jener fürchterlichen Stunde. Nur das weiß ich, daß wir zuerst in zwei Gruppen geballt zusammenstanden, hier die Männer, dort die Frauen, und daß in der ersten Minute kein Blick von einer Gruppe zur anderen flog; kein Blick, geschweige denn ein Wort. Wir starrten alle vor uns hin, als hätte uns der Blitz getroffen, selbst die dumpfsten und frechsten. Eine Stille war im Saale, eine Totenstille, nur zuweilen ein schwerer Seufzer oder ein krampfhaft hastiges Atmen ...

„Die Minuten verrannen, gewiß nur wenige Minuten, mich dünkten sie eine Ewigkeit. Da sagte plötzlich eine laute, heisere Stimme: ‚Auf, ihr Burschе — es sind ja ganz hübsche Weibsen da!‘ Wir blickten auf; es war jener Moskauer Dieb, ein hagerer, verdorrter Mensch mit dem häßlichsten Gesichte, welches ich je gesehen. Er ging auf die Frauen zu und prüfte in seiner Weise, welche die begehrenswerteste sei. Hier empfing ihn ein derber Stoß, dort ein frecher, einladender Blick, wieder andere, die Besseren, zogen sich zitternd vor ihm zurück. Ihm folgte der Baschkire; wie ein plumpes Raubtier tappste er auf die Weiber zu und grölzte: ‚Ich will eine Dicke — die Dickste will ich!‘ Vor dem wichen aber selbst die Häßlichsten und Frechsten zurück; dieser Freier war gar zu scheußlich. Der dritte war der Kosak vom Don, ein hübscher, schlanker Junge, — wie er auf die Weiber zugeschritten

kam, tänzelte ihm eine freche Dirne entgegen und warf sich ihm an den Hals, aber er schob sie zurück und ging auf jenes üppige, hübsche Ruthenenmädchen zu, welches ihr Kind gemordet. Die Dirne, die er verschmäht, warf ihm ein Schimpfwort nach und hing im nächsten Augenblick an meinem Halse. Ich schüttelte sie ab, sie wiederholte die Prozedur bei meinem Nebenmann, dem ehemaligen Professor, ohne auch da glücklicher zu sein. Ihr Beispiel wirkte; die Frechen und Verderbten unter den Weibern drehten den Spieß um und suchten uns Männer heim.

„Nach zehn Minuten bot der Saal einen ganz anderen Anblick als zuerst: in der Mitte stand ein Haufe Männer und Weiber in eifrigster Unterhandlung, kreischend und schäkernd; ein oder das andere Paar, welches sich bereits gefunden, zog sich in die Fensternischen zurück, und hier und da zerrte ein Mann an einer Unglücklichen, die sich verzweiflungsvoll seinen Armen zu entwinden suchte. In einen Winkel hatten sich jene Frauen geduckt, denen noch ein Hauch von Weiblichkeit geblieben, und in einem anderen Winkel lehnten wir drei, der Ex-Professor, Graf S. und ich, die wir uns instinktiv zusammengefunden, und starrten in das wahnwitzige Treiben. Wir dachten nicht daran, auch selber zu wählen — mir mindestens kam dieser Gedanke keinen Augenblick. . . .

„‚Noch eine halbe Stunde, meine Damen und Herren,‘ scholl die näselnde Stimme unseres Peinigers. ‚Noch zwanzig Minuten!‘ — ‚Noch fünfzehn Minuten!‘

„Aber ich stand still, wie eingewurzelt, und starrte

vor mich hin. Fast brachen unter mir die Kniee; mein Herz schlug langsam in dumpfen, schweren Schlägen; aber ich rührte mich nicht. Wohl schlug mir, so oft jene Stimme vernehmbar ward, eine wilde, schwere Blutwelle gegen Kopf und Hirn; aber ich tat keinen Schritt, ich wollte nicht. In mir tobte es fürchterlich — der tiefste Ekel, die bitterste Verzweiflung, die wildeste Entrüstung, die vielleicht je ein armes, dunkles Herz durchschnitten! Nein! rief es in mir, noch bin ich ein Mensch, noch muß ich meine Menschenwürde wahren — ich darf nicht auf die Freite gehen, in diesem Saale, unter den Augen jenes Menschen! Das stand fest in mir; aber einen anderen wilden Wunsch und Willen konnte ich kaum zurückdämmen, denn er war fast stärker als ich. Ich wollte mich auf den Peiniger stürzen und ihn erdrosseln. ...

„Warum ich es schließlich doch nicht tat? Weil ich mein eigenes Leben liebte und nicht am Galgen sterben wollte. Es war die qualvollste Stunde meines Lebens, und doch hatte ich nicht die Kraft, diesen honneten Ausweg, den Selbstmord durch Rache, zu wählen. Ach, Herr! die Quelle des größten Jammers auf Erden ist doch dieser dunkle, heiße Trieb der Erhaltung! Ohne ihn wäre ich heute schmerzlos, seit manchem langen Jahr! ...

„So stand ich in meiner Ecke und preßte die Hände auf die Brust und hielt die Bestie in mir gefangen, die Bestie oder — das edlere Teil! Es kam nicht zur Ausführung jenes Gedankens. Aber mein Blick mochte verraten, was in mir tobte. Einmal begegnete

er sich mit dem des Unholds, und ich sah, wie das Herrchen zusammenfuhr und ergrünte. Dann, nach einer Weile, blinzelte es scheu und tückisch zu mir herüber. Ich wendete mich ab und drückte die Augen zu.

„‚Noch fünf Minuten, meine Damen und Herren! Wer es noch nicht getan, wird hiermit gebeten, innerhalb dieser Frist sein Herz zu entdecken. Sonst werde ich genötigt sein, die Herrschaften von Amts wegen zusammenzufügen. Ich werde dies zwar nach bestem Wissen und Gewissen tun, aber Sie sind dabei doch immer von der Gefahr bedroht, statt einer Ehe aus Neigung eine Vernunftheirat zu schließen. Also — vorwärts — verlieben Sie sich!‘

„Wieder schlug mir alles Blut gegen das Hirn, aber ich regte mich nicht. Mir war's, als machte ich mich zum Mitschuldigen dieses entsetzlichen Frevels, wenn ich nun in der Tat binnen fünf Minuten ‚mein Herz entdeckte‘. Aber da begann ein anderer Gedanke an mir zu rütteln — jäh und übergewaltig: ‚Es liegt in deiner Hand, mindestens das Schlimmste von dir abzuwehren! Wer weiß, mit wem dich sonst der Schurke zusammenkoppelt! Wähle selbst, wähle!‘

„Ich tat einen Schritt vor . . . ich riß die Augen auf . . . Aber ich konnte nichts sehen. Wie eine rote Wolke lag es mir vor den Augen — mein Blut war so wild empört! Ich taumelte vorwärts —ich suchte die Gestalten um mich zu unterscheiden . . .

„O, Herr!“ — schrie der Erzähler plötzlich gellend auf — „welche Szenen habe ich da gesehen! . . . Ich

bin nicht feig, aber ich ... ich wage es nicht, davon zu sprechen ...

„So irrte ich verzweifelnd umher — kaum zwei Minuten, aber ich könnte tagelang davon berichten, was mir während der Zeit durch Herz und Hirn gegangen, und erzählte es doch nicht aus. ... Da sah ich in einer Ecke eine Ohnmächtige lehnen, ein junges, schmächtiges Geschöpf, mit blondem Haar — ich habe später erfahren, daß es jenes vaterlose Mädchen gewesen, welches eine verworfene Mutter in einer Strafkolonie geboren. Ein plumper Gesell mit listigen, verschmitzten Zügen, der Banknotenfälscher, beugte sich über die Hingesunkene, suchte sie in seinen Armen aufzurichten und bedeckte den bleichen Mund mit gierigen Küssen. Ich sah es, und mir war's, als führe mir ein Blitz durch's Hirn und erleuchtete es. Ich sprang auf den Menschen zu, riß ihn empor, gab ihm einen Faustschlag auf den Magen, daß er zehn Schritte weit flog, und nahm die Ohnmächtige auf meine Arme wie ein Kind. Ich war entschlossen, sie bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen.

„Aber es folgte kein weiterer Angriff. Wohl raffte sich der Fälscher auf und wies mir die Fäuste, aber er hatte nicht den Mut, näher zu kommen. Wie er so dastand, hängte sich ihm ein Ersatz an den Hals, ein ekler Fettklumpen, eine Mädchenhändlerin. Er schaute sie etwas verdutzt an, ließ sich aber ihre Freundlichkeiten gefallen. ...

„‚Meine Damen und Herren! Die Uhr schlägt keinem Glücklichen — aber ich muß Sie doch bitten,

die Erklärung entgegenzunehmen, daß die Stunde abgelaufen. Ich bitte die einzelnen Paare vorzutreten und mir ihre gegenseitige Neigung zu gestehen. Ich weiß, das tut tiefe, keusche Liebe nicht gern — ich bitte Sie um Entschuldigung, aber mein Amt legt mir diese Pflicht auf. Vor allem bitte ich jene Herren dort, mit ihren Damen vorzutreten.'

„Er deutete auf mich und den Fälscher. Wieder krampfte sich mir das Herz in der Brust zusammen. Aber ich trat vorwärts, meine Last auf den Armen.

„'Haltet euren Kantschu bereit!' sagte der Schurke zu den Kosaken, die um ihn standen.

„Dann wendete er sich zu mir: 'Mein Herr Wohltäter, ist es Ihre feste Absicht, die Dame hier nicht bloß in diesem Saale, sondern auch durch's ganze Leben auf Ihren Armen zu tragen?' Ich nickte. 'Und Sie, mein verehrtes Fräulein?' Aber die Unglückliche lag in tiefster Ohnmacht. 'Sie ist bewußtlos,' stammelte ich. 'Dann tut es mir leid, mein Herr Wohltäter,' fuhr der Beamte fort, 'aber ich muß Ihnen leider die Einwilligung verweigern. Im Interesse der Humanität und Menschenwürde muß ich darauf bestehen, daß der beiderseitige Wille durch ein lautes, vernehmliches 'Ja!' deklariert werde. Da ich übrigens nicht aus Neugierde, sondern teils aus Pflicht, teils aus rein menschlicher Anteilnahme den Vorgängen in diesem Saale mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt bin, so kann ich Sie auf das bestimmteste versichern, daß nicht Sie es sind, dem die Neigung dieser jungen Dame gehört. Ich will damit Ihren persönlichen Vorzügen nicht nahe-

treten, aber es ist eben einem andern vor Ihnen gelungen, dies Herz sich zuzuwenden — jenem Herrn dort!'

„Er deutete auf den Fälscher. ‚Nur im Übermaß des Glücks, von ihm erwählt zu sein, ist die junge Dame vorhin zusammengebrochen. Darum bitte ich Sie, mein Herr Wohltäter, nicht zwei Herzen zu trennen, die sich fest und innig fürs Leben gefunden! Ihnen winkt ein schönerer Ersatz: jene reife, begehrenswerte Schönheit, welche nur widerwillig am Arme Ihres Nebenbuhlers hängt. Also — changez, messieurs!'

„‚Hund!' schrie ich und wollte mich auf ihn stürzen.

„Aber da sauste ein furchtbarer Hieb auf mein Haupt herab. Blutend, bewußtlos stürzte ich nieder. . . .

„Als ich erwachte, ordneten sie eben den Hochzeitszug zur Kapelle. Die Vettel, welche mir der Schurke zugewiesen, kniete neben mir, wusch mir das Blut vom Haupte und hielt mir Essig unter die Nase.

„‚Du gefällst mir,' krächzte sie, ‚du sollst es gut bei mir haben!' Sie richtete mich empor, legte meinen Arm in den ihrigen und zerrte mich vorwärts. Ich war noch immer halb betäubt und folgte willenlos.

„Sie schleppte mich in die Reihe, die sich eben langsam zur Kirche in Bewegung setzte. Ich litt nicht mehr, während ich so hingezerrt wurde — es war zu viel über mich gekommen — ich hatte kaum mehr die dunkle Empfindung meiner selbst.

„Aber während ich mich so mechanisch weiterschleppte, fühlte ich, wie mich eine schwere Hand am Kragen

ergriff. ‚Bruder!‘ grunzte mir eine grobe Stimme ins Ohr, ‚deine Dicke gefällt mir. Möchtest du nicht mit mir tauschen? Die meinige ist nicht so dick, aber dafür jünger.‘ Es war mein Hintermann, der Baschkire. Die er vorwärtszerrte, war ein mageres, häßliches, schwarzhaariges Weib, ohnmächtig oder einer Ohnmacht nahe. Der Ausdruck einer grenzenlosen Verzweiflung lag auf ihren Zügen und machte sie vielleicht noch häßlicher. Aber just dies zog mich an. Das Weib, welches so entsetzlich leiden konnte, hatte doch mindestens ein Herz, war doch mindestens nicht ganz verderbt, und darum — gleichviel, was sie hierher gebracht — meiner doch mehr würdig, als die grinsende Bettel an meiner Seite.

„Ich rüttelte mich zusammen. ‚Abgemacht!‘ raunte ich dem Baschkiren zu ...

„Wir überschritten eben die Schwelle der Kapelle, der Zug staute sich einen Augenblick. Wir nutzten den Moment. Wohl krächzte die Bettel auf, aber der Baschkire wußte sie zur Ruhe zu bringen, und als sie ihn näher anschaute, schien er ihr sogar zu gefallen. Das Weib aber, welches nun ich am Arme führte, hatte in seiner dumpfen Verzweiflung den Wechsel wohl kaum bemerkt.

„So gelang es. Wir wurden getraut. Erst als wir aus der Kapelle traten, wurde unser Peiniger der Änderung gewahr. Dann ließ er mich freilich dafür büßen“ — der unglückliche Mann preßte die Zähne aufeinander und wurde noch blasser — „er ließ mich furchtbar dafür büßen, aber er konnte es nun doch nicht

mehr ändern. Der Pope hatte es ja unter Anrufung Gottes ausgesprochen, daß uns nur der Tod noch trennen könne!"

Der Erzähler verstummte.

„Und wer war das Weib, mit dem Sie getraut wurden?" fragte ich endlich.

„Gleichfalls eine Deportierte, welche begnadigt worden. Eine Jüdin, namens Gittel Reismann — sie hatten ihr in der Taufe den Namen Xenia gegeben."

„Und warum" — eine neue Frage schwebte mir auf den Lippen, aber ich wagte es nicht, sie auszusprechen.

„Was das Verbrechen meiner Frau gewesen? Auch das kann ich Ihnen erzählen, und es ist in ihrer Art eine kaum minder lustige Geschichte, als die meine!"

Reb Nüssan hatte bisher still und teilnahmsvoll zugehört. Aber nun, wo von seiner Glaubensgenossin die Rede war, richtete er sich auf und rückte unruhig hin und her. Die Gittel hieß nun Xenia, aber ein jüdisch Kind war sie doch. Es war ihm offenbar peinlich, daß nun ein Christ von ihr sprechen wollte, gleichviel, daß es der eigene Gatte war.

„Pani Walerian!" sagte er und kratzte sich hinter dem Ohr. „Die Geschichte von Polen und wie es Ihnen gegangen ist, das können Sie erzählen. Aber was wissen Sie von der Jüdischkeit? Jüdischkeit ist etwas ganz Besonderes. Verzeihen Sie, Pani Walerian — verstehen Sie denn, warum die Gittel ins Unglück gekommen ist? Mir scheint, das können Sie nicht verstehen!"

„Laßt nur!“ wehrte ich ab. „Ich werde es mir schon zurechtlegen.“

Aber Reb Nüssan ließ sich nicht so abweisen.

„Sie?“ fragte er. „Verzeihen Sie — aber was für einen Rock tragen Sie da? Einen deutschen Rock! Und haben Sie Schaufäden an der Weste? Verzeihen Sie — aber Sie haben keine. Also — was werden Sie viel von der Jüdischkeit verstehen?“

„Laßt nur!“ wiederholte ich, „Ihr dürft ja dann auch sprechen.“

„Dann sprechen? Gut! Im Wagen! Aber kommen Sie in den Wagen! Pani Walerian, leben Sie hundert und zwanzig Jahre und seien Sie gesund und glücklich, aber wir müssen jetzt fort, mein Herr und ich. Denn heute ist Freitag, und in den Sabbath hinein fahre ich nicht, und bis Czapowka haben wir noch acht Werst.“

Und erst als dieser dritte Sturm siegreich abgeschlagen war, konnte Walerian erzählen.

„Vielleicht hat der Jude recht,“ begann er, „vielleicht ist wirklich etwas in diesem Schicksal, was sich ein Mensch anderen Glaubens schwer zurechtlegen kann. Denn die Schwesterliebe allein kann es doch wohl nicht gewesen sein, welche dieses junge scheue Geschöpf dazu stählte, in Kampf und Gefahr zu gehen. Auch der Glaube wird da mitgespielt haben. Und dieser Glaube ist so dunkel, so geheimnisvoll! ...

Die Gittel war das Kind eines reichen Mannes in einer Stadt Podoliens, welche fast nur von Juden bewohnt wird, in Belz. Sie werden den Namen ge-

wiß oft gehört haben, es ist eine Art Mekka der Juden in Podolien und Volhynien, und sie pilgern im Herbste in Scharen dahin, um dort, in der uralten Synagoge, die großen Feiertage zuzubringen. Besonders soll das Gebet am Versöhnungstage, wenn man es in jenem Gotteshause verrichtet, von aller und jeder Sünde reinigen."

„Was reden Sie da?" fiel ihm der Kutscher ins Wort. „Verzeihen Sie, aber das verstehen Sie nicht! Die Betschul' in Belz ist gewiß ein heiliges Haus, aber deshalb ist sie doch auch nur Stein und Mörtel. Nicht deshalb fährt man zu den Feiertagen dorthin, sondern weil in dieser Stadt ein heiliger Rabbi sitzt. Zwar auch nur so ein Chassid, aber doch wirklich ein hochheiliger Mann."

„Auch die Juden in Belz," fuhr Walerian fort, „stehen im Rufe besonderer Frömmigkeit, und nirgendwo werden die tausend Vorschriften des Talmuds so ängstlich befolgt und gewahrt. Auch der alte Naftali, der Vater der Gittel, war sehr fromm; er gehörte sogar zu den Frömmsten. Und da er, wie gesagt, auch sehr begütert war, so erfreute er sich großen Ansehens. Die Gittel, sein ältestes Kind, war kaum zehn Jahre alt, als sich schon Bewerber um sie einfanden, wenn nicht zur Heirat, so doch zur Verlobung. Aber Naftali übereilte sich nicht. Er war Witwer und hatte außer der Gittel noch ein Kind, einen Sohn, der um sechs Jahre jünger war. So konnte er seiner Tochter auch eine große Mitgift bestimmen, und darum war ihm kein Freier gut genug. Als die

Gittel dreizehn Jahre alt war, traf ihn ein schweres Unglück: er erblindete. Aber dies erschütterte weder seinen Stolz noch sein Gottvertrauen. ‚Ich kann doch zufrieden sein, pflegte er zu sagen. ‚Naftali Reismann tauscht auch als Blinder mit keinem Menschen!‘“

„Verzeihen Sie, aber lachen muß ich!“ rief Nüssan. „Hat er sich selbst bei dem Namen genannt, welchen ihm die Christen gegeben haben?! ‚Naftali Reismann, — es ist ihm gewiß nicht eingefallen! An diesen Namen erinnert man sich wirklich nur, wenn man einen Paß braucht, oder — Gott behüte! — zu Gericht gehen muß, oder — Gott behüte! — zur Assentierung. Aber sonst? Nie! Sondern er wird gesagt haben: ‚Naftali Feigeles‘, weil seine Mutter Feige geheißen hat — oder ‚Naftali der Belzer Oscher‘ (Krösus von Belz), denn so hat man ihn genannt —“

„Nüssan,“ gebot ich entschieden, „alles übrige im Wagen!“

„Verzeihen Sie, Naftali Reismann, hehe!“

Aber das Lachen klang sehr gezwungen, und grollend schob er sich zur Seite.

„Die Leute fühlten sich als Kinder des Glücks,“ fuhr der Pole fort, „und wären es geblieben, läge nicht eben Belz in Rußland. Ihr Unglück kam in der Tat nur aus einer echt russischen Veranlassung. Es geschah dies im Jahre 1850; die Gittel war damals siebzehn, ihr Bruder Ruben elf Jahre alt. Elf Jahre! — das gilt sonst in der ganzen Welt nicht als das militärpflichtige Alter. Im Reiche der Knute war es

sonst auch nicht der Fall, sondern just eben nur in jenen Jahren. Nikolai Pawlowitsch brauchte Soldaten: beim Löschen des ungarischen Brandes waren viele Ströme Blutes vergossen worden; nun sollte überdies der Türke dran. Man rekrutierte im ungeheuren Reiche mit fieberhaftem Eifer. Damals waren Konskription und Dienstzeit noch nicht reguliert. Man ging also sehr einfach zu Werke: man umstellte das Dorf oder die Stadt, trieb die Jünglinge zusammen, wählte die Tauglichen aus und steckte sie auf Lebenszeit in den Militärrock. Das heißt: den Alternden oder Invaliden ward dieser Rock doch wieder ausgezogen, und sie hatten die freie Wahl, hinter jeder ihnen beliebigen Hecke sich aufzuhenken oder Hungers zu sterben. Kurz: Soldat werden hieß und heißt noch heute in Rußland, bei lebendigem Leibe tot sein. Darum wurde und wird niemand gerne Soldat, wes Standes und Volkes er auch sei, nicht einmal der vertierte moskowitische Bauer, dem doch eine gewisse hündische Anhänglichkeit an den Zar durch dasselbe Mittel beigebracht wird, durch welches man den Jagdhund anhänglich macht: durch den Stock. Aber am bittersten traf jene Maßregel die Polen und die Juden, wenngleich beide aus sehr verschiedenen Gründen. Den Juden war dies Reich nicht aus nationalen Motiven verabscheuenswert, nicht darum der Dienst für den Zar bitterer als der Tod; aber die Juden nehmen überhaupt nicht gern tödliche Waffen zur Hand —"

Doch da war Rüssan wieder da.

„Hören Sie!" sagte er, „das werde ich doch nicht

erſt im Wagen ſagen, ſondern gleich hier, Ihnen ins Geſicht. Was ſind Sie? Pani Walerian, ein Pole ſind Sie, und darum haſſen Sie den Juden. In Sibirien waren Sie und ein ‚Gezwungener‘ ſind Sie, aber Pole bleibt Pole. Sie ſagen, die Juden ſind feig. Kommen Sie her, ich werde Ihnen zeigen, ob ich feig bin! Aber im guten! — ich werde Ihnen erklären, warum wir nicht gern Soldat werden, beſonders bei dem Moskowiter nicht. Erſtens, was geht uns der Zar an? Er iſt gegen uns, als wären wir Hunde — ſollen wir gegen ihn ſein, als wäre er unſer Vater?! Zweitens, ein Soldat iſt kein Jude mehr, er muß chriſtlich eſſen und ſelbſt am Verſöhnungstage exerzieren, ſo verliert er das Jenſeits. Und was hat er in dieſem Leben? Er hat es ſchlechter als ein Hund; er iſt tot für ſeine Verwandten und ſeine Verwandten für ihn. Aber die Hauptſache, ſage ich Ihnen, iſt doch: er muß leben, als wäre er kein jüdiſch Kind!“

Wieder würdigte Walerian die Rede keines Wortes, den Sprecher keines Blickes.

„Die Juden werden nicht gerne Soldaten,“ ſprach er weiter, „die Tatſache war auch dem Zar kein Geheimnis. Und er wußte wohl, daß hier jene Mittel nichts nützten, welche er dagegen bei anderen mit Erfolg angewendet. Wohl wurden auch die Judenſtädtchen umzingelt, aber man fand die Vögel zum größten Teile ausgeflogen. Das Geld hatte den Schlauen den Weg zu den Regierungskanzleien geöffnet, und ſie wußten ſchon mehrere Wochen vorher,

welche Maßregeln man plante. Von den Gefangenen aber machte sich mancher durch Geld wieder los, und was zurückblieb, war armes, schlecht genährtes, halbverkrüppeltes Gesindel.

„Dagegen half, wie gesagt, kein gewöhnliches Mittel, und der Zar wählte ein außergewöhnliches. Es war furchtbar brutal, es sprach aller Menschlichkeit Hohn, aber es verbürgte den gewünschten Erfolg. Man fuhr fort, auch auf die militärpflichtigen Juden Jagd zu machen, aber mit noch größerem Eifer griff man auf sieben- bis zwölfjährige Knaben und schickte sie nach der Assentierung in die neugegründeten Soldatenkolonien. Damit war ein Doppeltes erreicht: man wurde der Knaben leichter habhaft, weil ein Kind schwer aus dem Elternhause flüchten kann, und man konnte diese verkümmerten Sprößlinge einer weichlichen Rasse zweckmäßig erziehen und willige, robuste Kriegsmaschinen aus ihnen machen. Drakonische Maßregeln gegen die Bestechung förderten die Ausführung. Kurz — der Zar konnte zufrieden sein, obwohl die Sterblichkeit unter den kleinen, bejammernswerten Rekruten schrecklich groß war und nur jeder zweite, oft nur jeder dritte die Kolonie erreichte und heranwuchs. Aber dem beugte man dadurch vor, daß man gleich von vornherein die doppelte Anzahl der Pflichtigen aushob. Ein ganz schlichtes Mittel, und daß dadurch doppelt so viele Existenzen geknickt wurden, als just unbedingt notwendig — was lag daran?!

„Kein Wort kann wohl die Verzweiflung schildern, welche sich damals der polnisch-russischen Judenschaft

bemächtigte. Aber es war keine stumpfe Verzweiflung, welche die Hände im Schoße ruhen ließ. Alle Sehnen dieser energischen Volksseele spannten sich; ging es doch um das, was ihnen das Heiligste war, um Gott und ihre Kinder!

„So lange die Kinder in Rußland blieben, gab es kein Entrinnen. Denn es war damals in der Geschichte jenes Reiches wohl der einzige Fall, wo selbst der Rubel viel von seiner Allmächtigkeit einbüßte, der Rubel, welcher doch sonst in diesem tüchtigen, sittlichen Staatswesen ein noch absoluterer Herrscher ist, als der Zar. Aber wohin mit den Kindern? Nach Österreich, nach Preußen? Beide Staaten lagen damals in den Banden des ‚großen Nikolaus', des ‚Pfeilers der Ordnung', und ließen darum an ihren Grenzen von ihren Soldaten und Beamten nicht bloß die eigenen, sondern auch die russischen Polizeigeschäfte verrichten.

So blieb denn Rumänien als die einzige Zuflucht, und bald entwickelte sich längs der Pruthgrenze ein geheimes, verwegenes Treiben. Durch das podolische und bessarabische Gouvernement wurden in den Zwischenräumen von vier bis fünf Meilen Stationen eingerichtet: in einsamen Dorfwirtshäusern oder in einer Kellerei vor der Stadt oder im Vorhof einer abgelegenen Betschule. Gelang es dem jugendlichen Flüchtling, unbehelligt eine dieser Stationen zu erreichen, so war er auch so gut wie gerettet. Denn zwischen diesen Zufluchtstätten bestand ein regelmäßig organisierter Verkehr. Die Knaben blieben den Tag

über geborgen und wurden nachts immer um eine Station weiter geführt, gewöhnlich noch überdies mit Tuch umwickelt, als Warenballen. Bei Lipkany war die letzte Station, von da wurden sie auf Kähnen über den Fluß geführt, nach der Moldau, wo ihre Glaubensgenossen sie empfingen und für sie sorgten."

„Obwohl es fremde Kinder waren," schaltete Nüssan ein, „und obwohl es schon reichere Leute auf der Welt gibt, als moldauische Juden. Wir müssen doch nicht gar so böse Hunde sein, wie die Polen sagen!"

„Auf die Dauer," fuhr Walerian fort, „konnte es natürlich den Russen nicht entgehen, daß eine geheime Macht ihre Absichten durchkreuzte und ihnen just die besten Bissen entführte. Ein hoher Preis wurde auf die Enthüllung des Geheimnisses gesetzt, aber obwohl vielleicht hunderttausend Menschen darum wußten, so muß man doch der Wahrheit die Ehre geben und konstatieren, daß sich kein Verräter darunter fand. Die Entdeckung wurde zufällig herbeigeführt."

„Ja, hier ganz in der Nähe," fiel ihm Nüssan ins Wort. „Der Kutscher hat Roth-Moschele geheißen. Der fährt ganz gemächlich nachts auf der Straße am Dnieſter und drinnen liegen zehn Knaben in Kotzen eingewickelt. Begegnen ihm auf einmal dreißig Kosaken. ‚Was führst du da?' — ‚Pferdedecken', sagte Moschele ganz ruhig. — ‚Lade sie ab.' — Moschele erschrickt nicht, wirft die zehn Ballen auf die Erde, und von den Kindern muckst sich keines, sie sind ohnehin halbtot vor Schreck. Aber da sticht ein Kosak mit

seiner Pike in einen Ballen, und das arme angestochene Jüngel schreit. So ist das Ganze aufgekommen. Wie der Russe erst eine Station gewußt hat, hat er auch alle anderen erfahren, und das Retten hat aufgehört. Zwanzigtausend Menschen sind deshalb ins Unglück gekommen, die Jungen unter die Soldaten, die Alten nach Sibirien. Zwanzigtausend!"

„Die Zahl ist zu hoch gegriffen," bemerkte Walerian, „aber nach Tausenden mögen die Opfer jener nächtlichen Enthüllung immerhin zählen. Und durch eine Tücke des Zufalls trat nun erst, nachdem jener Rettungsweg abgeschnitten war, nachdem sich selbst des Mutigsten und Schlauesten tiefste Hoffnungslosigkeit bemächtigt, die Gefahr an das Haus Naftalis heran. Bisher hatte er nur aus Mitleid an der Not seiner Glaubensgenossen regen Anteil genommen und sie durch Geldspenden unterstützt, aber er selbst hatte für seinen Ruben nichts zu fürchten, sowohl der Polizeimeister als der Militärkommandant von Belz waren durch pekuniäre Verpflichtungen völlig in seiner Hand. Da mußte der Offizier abmarschieren, und der Beamte kam in eine Untersuchung, welche ihn Amt und Freiheit kostete. Und bei ihren Nachfolgern war die Furcht größer als die Geldgier. Der alte reiche Mann geriet in tiefste Verzweiflung; er mußte tatlos zusehen, wie ihm die Gefahr immer näher kam, den einzigen Sohn zu verlieren. Er selbst war blind, und unter seinen Glaubensgenossen fand sich niemand, der es versuchen wollte, den Knaben nach der Moldau zu schmuggeln; um alles Geld der Welt wollte es niemand

mehr tun. Da nahm die Gittel ihr Herz in beide Hände und erklärte dem Vater, sie werde es versuchen.

Es war dies ein ungeheurer Entschluß für ein zartes, scheues, siebzehnjähriges Mädchen, welches bisher, die Tochter eines reichen Hauses, zärtlich behütet, in weichem Wohlleben aufgewachsen war. Und, wie gesagt, all ihre Liebe zu Vater und Bruder reicht nicht aus, solchen Heroismus zu erklären; hier hat offenbar auch die Überzeugung mitgewirkt, daß das Werk um Gottes willen geschehe, geschehen müsse. Der alte Mann sträubte sich lange, aber in seiner hilflosen Verzweiflung willigte er endlich ein. Der Knabe wurde in Mädchenkleider vermummt, was freilich nach dem jüdischen Gesetze eine Sünde war. Aber diesmal schien der Zweck das Mittel genügend zu heiligen.

Die Kinder traten die Reise an. Die Details dieser verwegenen Fahrt hat mir die Unglückliche oft genug erzählt und sich dabei bitter angeklagt, sie sei nicht vorsichtig genug gewesen. Doch glaube ich, daß sie sich da schweres Unrecht tut. Ich glaube nach allem, was sie mir berichtet, daß sie damals eine Klugheit und einen Heldenmut bewiesen, wie sie bei einem so zarten, weltfremden Geschöpfe geradezu bewundernswürdig genannt werden müssen.

Freilich — es nützte alles nichts! Bis Lipkany kam sie glücklich, also bis hart an die Grenze. Nur noch der Fluß trennte sie von ihrem Ziele, und er schien leicht passierbar. Denn der Pruth hat dort sumpfige, dicht mit Weiden bestandene Ufer.

„Aber sie wurden noch in Lipkany abgefaßt. Durch einen sonderbaren Zufall. Sie kamen des Abends an und wollten nachts die Kahnfahrt antreten. Sie stiegen in einem Wirtshause ab und beteten dort in ihrem Kämmerchen inbrünstig, daß ihnen auch das Letzte gelingen möge. Das Kämmerchen lag zu ebener Erde; ein Russe ging vorbei und besah sich neugierig die betenden Mädchen. Und dabei fiel es ihm auf, daß sich das kleinere genau so beim Beten bewege, wie die Knaben der Chassidim; es beugte sich nach rechts und links und vorwärts, die drei Bewegungen folgten sich regelmäßig wie die Stöße einer Maschine. Das ältere Mädchen aber stand unbeweglich, wie dies der Jüdin beim Gebete vorgeschrieben. Dem Russen gingen die letzten Ukase durch den Kopf und die hohen Belohnungen, welche für Entdeckung eines Flüchtlings ausgesetzt waren. Er ging zum Polizeimeister. Eine Stunde darauf waren beide verhaftet. Am nächsten Morgen wurde Ruben in die Soldatenkolonie abgeschoben, Gittel nach Sibirien. . . ."

Der Erzähler verstummte.

„Kommen Sie," bat Nüssan, „die Sonne sinkt, in drei Stunden ist Sabbath."

Aber ich hatte noch eine Frage auf dem Herzen. „Es ist nicht müßige Neugier," bat ich, „aber hat Sie Ihre Ehe zu trösten vermocht?"

„Zu trösten?" lächelte er schmerzlich. „Für Schmerzen, wie die meinen und die meines Weibes, gibt es keinen Trost. Aber wir sind zwei Menschen, welche man in denselben Kerker gesperrt, und wenn

auch nicht in unserer Liebe, so verstehen wir uns doch in unserem Hasse. Wir gehen still und dumpf nebeneinander her, wissen wenig von dem, was in des andern Brust lebt, und sind ängstlich bestrebt, einander so wenig wehe zu tun, als möglich. Übrigens, ich bin sehr leidend, es wird wohl nicht lange mehr dauern."

Wir schieden.

Nüssan trieb die Pferde heftig an, gab aber daneben gleichwohl einen ausführlichen Kommentar zur Erzählung des Polen. Aber ich achtete nicht darauf, mir tat das Herz weh vor ohnmächtigem Mitleid.

In der Dämmerung kamen wir an einem einsamen Hause vorbei, aus dem ein dürftiges Licht strahlte. „Das ist die Dettimer Schenke," sagte Nüssan.

„Haltet!" befahl ich.

„Aber der Sabbath" — jammerte Nüssan.

Er mußte dennoch gehorchen. „Nur einige Minuten" — beruhigte ich ihn und ging auf das Haus zu.

Im Schenkzimmer brannte ein Licht, ich schaute hinein. Es war ein großer düsterer Raum, in einer Ecke brannte vor einem Heiligenbilde eine Lampe. Hart daneben stand ein Tisch, auf dem zwei Kerzen standen, die man eben anzündete. Eine Frau beugte sich über sie.

Ich konnte ihr Antlitz sehen, es waren harte, gramdurchfurchte Züge. Selbst im Gebete verklärten sie sich nicht. Denn die Frau betete; ich sah es an der Bewegung der Lippen und der Hände. Und an den letzteren konnte ich auch erraten, welches Gebet es

war: der Segensſpruch, welchen das Judenweib am Freitag abend über die Sabbathkerzen ſpricht.

Ich ſtarrte lange in dieſes Antlitz und nach den drei Lichtern, bis mich endlich Nüſſans jammerndes Bitten abrief. ...

Das war im Jahre 1871. Aber ich habe nicht vergeſſen können, was ich an jenem Frühlingstage auf der podoliſchen Landſtraße gehört und geſehen. Und dann hat es mir als Pflicht geſchienen, davon zu berichten.

# Mein Onkel Bernhard

Mein Onkel Bernhard ist eigentlich nicht mein Onkel gewesen, noch hat er Bernhard geheißen. Seine Schwester hatte einen entfernten Vetter geheiratet: das war die ganze Verwandtschaft. Aber wenn nicht nach dem Blute, so war er doch nach dem Herzen unser aller Onkel. Die ganze Familie, so weit sie noch kurze Kleider oder Knabenjacken trug, wendete sich an ihn, wenn sie etwas haben wollte. Denn er war stets von der Notwendigkeit bunter Bilderbücher und schöner Puppen tief überzeugt oder er gelangte doch leicht zu dieser Überzeugung: durch einen einzigen bittenden Blick aus Kinderaugen. Und wenn jemand etwas nicht habe wollte, Schläge oder Schelte, so flüchtete er gleichfalls zu diesem kleinen, stillen Manne. Der Onkel Bernhard schüttelte den Kopf, hielt eine kurze, aber gewichtige Rede und ging dann als Vermittler zu den Eltern. In der Regel glückte es ihm auch, das Gewitter abzuwenden, denn, von den gütigen Müttern abgesehen, auch kein Vaterherz in der Sippe konnte ihm widerstehen, wenn er in seiner milden, ernsten Weise sagte: „Schlag die Kinder nicht! Freue dich, daß sie dir leben und erblühen! Nicht jeder hat es so gut!“ ...

Es war dies vielleicht nicht sehr logisch, noch lag

darin besondere pädagogische Weisheit. Aber, wie gesagt, kein Herz widerstand diesen Worten, und geschadet haben sie wohl keinem seiner Schützlinge. Der ungeberdigste Range schämte sich, den Onkel Bernhard zu oft für sich bitten zu lassen, und schmerzlicher als die schneidigste Rute tat es jedem, wenn ihm dieser Mann endlich zürnte. Warum er so großen Einfluß auf uns hatte, war uns selbst nicht klar. Denn imponierend war er nicht, weder in seiner Erscheinung, noch in seiner Lebensstellung. Ein dürftiges, gedrücktes Männchen mit langem, hagerem, furchenreichem Antlitz, welches durch einen grauen Spitzbart nur noch länger und hagerer erschien. Dieser Spitzbart wurde allmählich weiß, aber im übrigen änderte sich das Antlitz nicht und auch die Kleidung war ewig dieselbe: ein langer, dunkelgelber Rock, im Sommer aus Nankin, im Winter aus Wolle. Außer dem Onkel Bernhard trug kein Mensch in der ganzen Stadt Czernowitz einen solchen Rock und kein Mensch führte auch eine solche Lebensweise.

Am frühen Morgen und am späten Abend machte er lange, einsame Spaziergänge und den Tag über saß er in seinem Stübchen und schrieb auf längliche Papierstreifen krause hebräische Zeichen. Das seien Beiträge für die hebräischen Zeitungen, erzählten die Leute, politische Artikel, und es sei eigentlich ewig schade, daß der kleine Mann das Deutsche nicht so gut erlernt, um für die Wiener Blätter arbeiten zu können, denn er sei nicht bloß ein großer Talmudist, sondern auch ein „scharfer Schreiber". Und ein anderer,

wirklicher Onkel, Salomon Brunnstein, pflegte immer zu sagen: „Der Zar in Petersburg soll täglich Gott danken, daß unser Bernhard nicht Deutsch kann!" Von dem Ertrag dieser Arbeiten und den Zinsen eines kleinen Vermögens lebte der Mann und ersparte noch so viel, um alle Kinder, die er kannte, häufig durch Geschenke zu erfreuen. Das war aber auch die einzige Freude in seinem dunklen, einsamen Leben, und wenn wir, ein halbes Dutzend Rangen, auf seine Stube rückten, so konnte er mit uns spielen und fröhlich sein und so herzlich lachen, daß ihm die Tränen ins Auge traten. Wir begriffen gar nicht, warum die Erwachsenen immer sagten, der Onkel Bernhard sei doch eigentlich der unglücklichste Mensch, den diese Erde trage.

Kinder sind selten scharfe Beobachter. Vielleicht waren auch jene Tränen, die ihm so jählings über die Wange rannen, keine Freudentränen. Vielleicht zuckte sein armes, zertretenes Herz nie schmerzlicher als wenn er mit den fremden Kindern lachte und spielte. . . .

Alles an diesem Manne hatte seine Geschichte: die Furchen im Antlitz, der lange, gelbe Rock und die länglichen Papierstreifen. Es soll auch alles erzählt werden und sorglich der Reihe nach; nur von dem langen, gelben Rock berichte ich zuerst. Dieses sonderbare Kleidungsstück war aus einem Kompromiß hervorgegangen, welches der Onkel Bernhard mit seiner Schwester Henriette abgeschlossen: er hatte im Schnitt gesiegt und sie in der Farbe. Als er vor manchem Jahr aus seiner Heimatstadt in Russisch-

Podolien nach Czernowitz gekommen, weil er nun niemand mehr auf Erden hatte, als eben diese Schwester, da trug er jenen langen, schwarzen Talar, wie ihn die Juden des Ostens zu tragen pflegen, und nannte sich, wie er seit seiner Geburt hieß, Berisch Reinmann. Aber die Schwester lebte nicht umsonst bereits seit fünfzehn Jahren in der deutschen Stadt, sie war aus einer schlichten Hendl Reinmann eine emanzipierte Henriette Schwarzenthal geworden und mühte sich, nun auch den Bruder mit den Segnungen einer vorgeschrittenen Kultur zu beglücken. „Du mußt Bernhard heißen," sagte sie ihm, und der kleine Mann remonstrierte ein wenig und fügte sich dann und hieß Bernhard. „Du mußt einen deutschen Rock tragen," gebot sie; aber dem setzte er hartnäckigen Widerstand entgegen, nicht aus Abneigung gegen die Kultur, sondern weil er sein Leben lang den langen, weiten, bequemen Rock getragen. Aber sie fuhr fort, ihn zu bestürmen, und so ließ sich Bernhard seinen neuen Talar aus dunkelgelbem Stoff machen. Das war keine „jüdische" Tracht mehr, und Henriette war zufrieden.

Weitere Versuche, ihren Bruder „deutsch" zu machen, unterließ sie. Er selbst aber rang freilich, still und verschämt, nach demselben Ziele, ohne daß es jemand genau wußte. Er nahm Unterricht in der Sprache, die er bisher nur in einem korrumpierten Jargon gesprochen. Der alternde Mann wendete lange Jahre daran, das Hochdeutsche zu erlernen. Viele mögen nach diesem Quell westlicher Bildung sehnsüchtig

gedürstet, viele mögen schmerzlich danach gerungen haben, aber vielleicht noch nie ein Mensch so innig, so eifrig, wie dieser kleine „jüdische Schreiber". Warum? Ihn trieb nicht der Durst nach Wissen, nicht die Hoffnung, das mühsam Errungene einst gut verwerten zu können, ihn trieb keine Eitelkeit — sondern sein Herz, das zertretene Herz, welches sich rächen und andere warnen wollte. Bernhard Reinmann wollte ein „deutscher Schreiber" werden, er wollte in deutschen Zeitungen gegen Rußland schreiben. „Was habe ich davon," seufzte er, „wenn ich für den ‚Hamagid' und den ‚Ibri' arbeite? (Die beiden Hauptblätter in hebräischer Sprache.) Palmerston liest nicht den ‚Hamagid' und Thiers liest nicht den ‚Ibri'. Ja, wenn ich für die ‚Ostdeutsche Post' schreiben könnte, oder gar für die ‚Augsburger Allgemeine'!" Aber dieser Herzenswunsch ging nie in Erfüllung. Er erlernte das Hochdeutsche so weit, um jedes Buch lesen und verstehen zu können, zum Schreiben kam er nicht, sei's, daß ihm der Mut fehlte, oder daß er wirklich zu spät begonnen, um die Schwierigkeiten bewältigen zu können. Je älter er wurde, desto tiefer nagte diese vergebliche Sehnsucht an seinem Herzen. „Was" — fragte er oft seine Besucher, indem er wehmütig von den krausen Schriftzeichen aufblickte, „was tue ich jetzt? Ich flüstere! Ich aber möchte schreien, daß mich die Gewaltigen dieser Erde hören und sich ihrer Brüder erbarmen!" ...

Nun quält ihn dieses Dürsten längst nicht mehr und seine Seele ist befreit von jedem Weh, auch von

dem bitterſten, das ſie bedrückt: der nagenden Erinnerung an das gemordete Glück. Denn mein Onkel Bernhard iſt tot, ſchon lange, lange Jahre. Die Kinder weinten ſehr, als man ihn begrub, denn Kinder ſind egoiſtiſch in ihrer Liebe. Aber die älteren Leute und ſeine Freunde meinten: „Ihm war der Tod ein Erbarmer! Nun ſieht er Weib und Kinder wieder, nach denen er ſich ſo ſehr geſehnt!“ Auch mein Onkel Brunnſtein ſprach ſo, nur fügte er noch hinzu: „Der Zar in Petersburg kann ſich freuen, daß Beriſch Reinmann geſtorben iſt, ehe er in der ‚Oſtdeutſchen Poſt‘ ſeine Geſchichte erzählt hat.“

Mein Onkel Brunnſtein war ein guter und kluger Mann, aber ich glaube, daß er da doch dieſe Geſchichte überſchätzt hat. Ich, der ich ſie nun erzähle, bin fern davon. Und was gar den Zaren in Petersburg betrifft, ſo hat ſie gar keinen Bezug auf ihn. Aber ich glaube, es iſt doch der Mühe wert, zu erzählen, *wie* Beriſch Reinmann der unglücklichſte Menſch wurde, den die Erde trug.

*Wie*? Im Grunde nur durch ein Mißverſtändnis. Aber wehe dem Staate, in welchem ein ſolches Mißverſtändnis paſſieren kann. „Das iſt der ſchlimmſte Fluch ſchlechter Menſchen,“ ſagt ein Weisheitsſpruch des Orients, „daß ſie nicht gut werden können, ſelbſt wenn ſie wollen.“ Das iſt der Fluch tyranniſcher Staaten, daß ſie nicht gerecht ſein können, ſelbſt wenn ſie wollen, daß ſie auch da zermalmen müſſen, wo ſie ſich mühen, zu erheben und zu beglücken. . . .

Unzählige wiſſen, gleich mir, um die Geſchichte

dieses Mannes. Wäre die Wahrheit nicht ohnehin allimmer die einzige Göttin, der ich diene, so zwänge mich schon dieser äußere Grund, nichts hinzuzufügen, nichts zu verschweigen.

Berisch Reinmann war bis in sein vierzigstes Jahr ein glücklicher Mensch. Armer Eltern Sohn, hatte er sich aus eigener Kraft ein ansehnliches Besitztum, einen fröhlichen Hausstand geschaffen. Er war Getreidehändler in einer kleinen Stadt des russischen Podoliens, dicht an der österreichischen Grenze. Das ist ein Handel, zu dem viel Klugheit und Glück gehören. Die Ernte wird, bei den verlotterten Verhältnissen der dortigen Edelleute, die nicht zuwarten können, gewöhnlich schon im Frühling an den Händler verkauft, so daß ihn, nicht den Grundbesitzer, alle Not eines Mißjahres trifft, freilich auch aller Segen eines guten Jahres. Man kann da, trotz aller Vorsicht, arm werden, freilich auch in kurzer Zeit zu Reichtum gelangen. Reinmann wurde reich. Zudem hatte er ein liebes Weib und zwei blühende Kinder. Das Weib war kränklich, die Ehe war lange Jahre kinderlos geblieben, um so ängstlicher hegte und pflegte der Mann den Segen, der ihm so spät, fast nicht mehr erhofft, gekommen. Auch sonst hatte er allen Grund, mit seinem Geschick zufrieden zu sein. Er hatte einen ausgezeichneten Ruf unter seinen Mitbürgern und war sich bewußt, ihn durch Wohltätigkeit und Ehrlichkeit vollauf verdient zu haben. Mit den Behörden kam er gut aus, weil er die Welt nahm, wie sie ist. Er wußte, daß die beiden Gewaltigen seines Heimat-

städtchens, der Richter und der Polizeimeister, nicht berechtigt seien, Geschenke von ihm zu fordern, aber wenn sie es taten, so gab er ihnen den gewünschten, nicht eben niedrig bemessenen Tribut. Er hatte keinen Grund, sie zu fürchten, aber er wußte, daß sie ihm leicht das Leben sauer machen konnten, wenn sie wollten. „Jeder tut's," dachte er, „ich werde Rußland nicht anders machen."

Da starb der alte Polizeimeister, ein neuer trat an seine Stelle. Ich würde den Namen gerne nennen, aber er ist mir im Laufe der Jahre entfallen. Der Mann war eine habgierige Bestie; wer es gelinder ausdrücken wollte, würde lügen. Er hatte in der Armee gedient und war da seiner Trunksucht und einer schmutzigen Geschichte wegen entlassen worden. Aber einer der mächtigsten Beamten des Gouvernements Podolien war sein Vetter. Wer einen solchen Vetter hat, braucht in Rußland nicht zu sorgen; der schimpflich Entlassene erhielt jenes Amt, welches ihn auch in Ehren reichlich nähren konnte. Zu einem ausschweifenden Leben, wie er es führte, reichten freilich die regelmäßigen Einnahmen nicht hin, auch jener ungesetzliche Tribut nicht, den ihm die Leute, wie dem Vorgänger, ohne Widerrede zollten. Er erhöhte den Tribut, er ließ sich jede Amtshandlung, zu der er verpflichtet war, bezahlen — die Leute murrten, aber sie fügten sich. Reinmann war der reichste Jude im Orte, er hatte darum mehr zu leiden, als die anderen; er mußte nicht bloß die größten Summen opfern, sondern auch im Vergleich zu seinem Vermögen größere, als die

anderen Glaubensgenossen; aber er war gleichwohl der einzige, der nicht murrte. „Ich werde Rußland nicht anders machen," wiederholte er resigniert sein Sprüchlein und zahlte.

Aber gerade diese Resignation ward ihm zum Verderben. „Wenn dieser Jude," dachte der Polizeimeister, „tausend Rubel zahlt, ohne eine Miene zu verziehen, so wird er jammern, wenn ich zweitausend von ihm verlange, aber er wird sie bezahlen." Und danach handelte auch der Edle bei der nächsten Gelegenheit, die er vom Zaune zu brechen wußte.

Er irrte. Der Jude jammerte nicht. Wohl aber sagte er, nachdem er das Geld auf den Tisch gezählt: „Herr, Sie richten mich zugrunde. Das ist keine Übertreibung, ich kann es Ihnen nachweisen. Ich will nicht Ihre Großmut anrufen, aber seien Sie klug! Ein kluger Wirt schlachtet nicht die Kuh, die ihm Milch gibt!"

Der Polizeimeister wurde verlegen. Dann half er sich durch einen feinen Scherz: „Ihr seid ja keine Kuh, Berisch, sondern ein Jude, also ein Schwein! He! he!"

Berisch verzog keine Miene. Wer als Jude in Rußland und Polen aufwächst, wird solche Scherze gewohnt. „Beherzigen Sie meine Worte," sagte er nur noch zum Abschied.

Der Polizeimeister beherzigte sie wirklich — durch volle vier Wochen. Dann schickte er zu Reinmann und ließ ihn um ein kleines Darlehen bitten.

„Wieviel?" fragte der Jude den Boten.

„Tausend Rubel!"

„Die gebe ich nicht. Geht!"

Der Bote, ein junger, untergeordneter Beamter, stand starr vor Staunen. So hatte noch nie ein Jude mit ihm zu sprechen gewagt, wenn er im Auftrage des Gewaltigen kam. „Bist du verrückt?" fragte er.

„Geht!"

Es war etwas in dieser Stimme und dem Ausdruck der Augen, was den jungen Menschen fast unheimlich berührte. Er ging rascher, als er gekommen.

Der Polizeimeister schäumte vor Wut. Eine Stunde darauf erhielt Reinmann eine offizielle Vorladung, sofort auf dem Amte zu erscheinen.

Er kam auch sogleich.

„Warum leihst du mir die tausend Rubel nicht?" begann der Polizeimeister.

„Wenn ich darum amtlich vorgeladen bin," war die Antwort, „so will ich Ihnen den Grund zu Protokoll sagen."

„Ich werde dich zugrunde richten!"

„Das haben Sie ohnehin halb getan. Für die andere Hälfte will ich mich wehren!"

„Wehren? — gegen m i ch! Weißt du, wer mein Vetter ist!"

„Der Zar ist er nicht!"

Der Jude wurde entlassen; dem Polizeimeister fiel es nämlich, trotz allen Nachdenkens, nicht ein, warum er den Mann eigentlich amtlich hatte vernehmen wollen.

Einige Tage darauf — es war gegen Ende Juni

— wußte er es. Eine verschollene, längst nicht mehr gehandhabte Verordnung verbietet es den Juden, christliche Diener und Taglöhner zu halten. Reinmann beschäftigte das ganze Jahr hindurch an fünfzig christliche Schaffner und Fuhrleute und zur Erntezeit oft ein halbes Tausend Mäher.

Als ihm der Polizeimeister das Verbot publizierte, erbleichte er, faßte sich aber rasch.

„Ich werde an das Gouvernement rekurrieren," erklärte er. „Um meinetwillen, wie um meiner Leute willen. Ich werde gänzlich ruiniert, aber auch sie werden brotlos. Und s i e sind ja rechtgläubige Christen!"

Die Entscheidung kam, bereits nach einer Woche: der Polizeimeister habe nach dem Gesetze gehandelt. Dem unbefugten Querulanten wurde eine Mutwillensstrafe auferlegt.

Der Jude war verzweifelt, aber die Teilnahme seiner Glaubensgenossen rettete ihn aus der Not. Sie standen ja gut mit dem Polizeimeister, sie durften christliche Arbeiter halten. So übernahmen sie denn alle Rechte und Pflichten Reinmanns. Er kam dabei nicht ohne schweren Verlust weg, aber das Schlimmste war vermieden.

Bis zum Herbste blieb alles ruhig. Der Polizeimeister schien des tödlich gehaßten Mannes nicht mehr zu gedenken. Da wurde in einer Oktobernacht des Juden Haus von Polizisten umstellt und durchsucht, er selbst aus dem Bette gerissen und ins Gefängnis geschleppt. Mit Ketten gefesselt, lag er dort acht Tage auf faulendem Stroh, bei Wasser und Brot. Endlich

erfuhr er, weſſen er beſchuldigt wurde: er habe ſeinem Nachbar, dem Küſter, ein Säckchen Getreide geſtohlen. Dasſelbe war bei der Hausſuchung im Keller vorgefunden worden, und der Küſter hatte durch Eid erhärtet, daß das Säckchen Weizen ſein Eigentum ſei und ihm kürzlich abhanden gekommen.

Das war auch gewiß kein Meineid. Aber ebenſo wenig zweifelte jemand, wie das Säckchen in des Juden Haus gekommen: durch die Poliziſten ſelbſt, bei der Hausſuchung.

Die Familie des Unglücklichen bot alles auf, ihn aus dem Kerker zu befreien, oder mindeſtens aus den Händen ſeines Todfeindes. War in der Tat ſeine Schuld ſo offenkundig, ſo hatte die Polizei kein weiteres Anrecht auf ihn, ſondern die judizielle Inſtanz, der Stadtrichter. Ein tragiſches Zuſammentreffen ſpornte noch dieſen Eifer der Verwandten. Das Weib Reinmanns, ohnehin immer kränklich und hinfällig, war einige Tage nach ſeiner Verhaftung an den Folgen des Schrecks und aus Kummer verſchieden. Sie mühten ſich daher doppelt, den beiden verwaiſten Kindern mindeſtens den Vater baldmöglichſt zurückzugeben.

Der Stadtrichter war ihnen dabei behilflich, vielleicht auch nicht ohne äußere Gründe — gleichviel! er beſtand energiſch auf ſeinem Rechte, den Gefangenen ausgeliefert zu erhalten. Der Polizeimeiſter tat es gleichwohl erſt dann, nachdem er von den Verwandten fünfhundert Rubel hierfür erhalten.

Die Unterſuchung dauerte kurz. Der Angeſchuldigte wurde, trotz des corpus delicti, freigeſprochen. Das

Gericht, hieß es in dem Urteil, habe gleichwohl die Überzeugung gewonnen, daß ein Mann von dem Charakter und Vermögen Reinmanns sich unmöglich so weit habe vergessen können, seinem Nachbar ein Säckchen Weizen zu stehlen.

Auch dies Urteil mag, trotz der Unschuld Reinmanns, einiges Bargeld gekostet haben; es ging aber nicht anders.

Als der Jude wieder in sein Haus trat und den Tod seines Weibes erfuhr, entlud sich sein Schmerz in heißem, tagelangem Weinen. Dann aber wurde er merkwürdig ruhig, so ruhig, daß es den Kindern und Verwandten fast unheimlich war. „Jetzt will ich erst mein eigentliches Recht suchen," sagte er, und wenn sie ihm sein eigenes weises Sprüchlein vorhielten: „Du wirst Rußland nicht anders machen," so schüttelte er den Kopf und sagte: „In diesem einen Stück muß ich es versuchen, wenn nicht um meinet-, so doch um Gottes willen. Er, der Ewig-Gerechte, soll auch hier nicht zuschanden werden!"

Was er plante, erzählte er niemand. Man erfuhr es erst später, daß er habe nach Petersburg gehen und dem Zaren seine Geschichte erzählen wollen.

Ein Zufall, scheinbar günstig, ersparte ihm die Reise. Ein Mitglied des kaiserlichen Hauses sollte in den nächsten Tagen auf seinem Wege aus dem Ausland nach Kiew ein Nachbarstädtchen passieren und daselbst Nachtruhe halten. Dem Großfürsten ging ein guter Ruf voraus; man sagte ihm nach, daß er eben so edel wie energisch sei; man freute sich,

daß ihm ein wichtiger Verwaltungsposten in Kiew zugefallen.

Der Ruf trog nicht, das sollte auch Berisch Reinmann erfahren. Es kostete ihn viel Geld und Mühe, noch am späten Abend eine Audienz bei dem hohen Herrn zu erhalten; aber als er vor ihm stand, da schien auch alles gewonnen. Der junge Prinz hörte ihn trotz der Ermüdung leutselig an und geriet in tiefste Erregung. „Entsetzlich," rief er und rang die Hände; die Tränen traten ihm in die Augen. Seine rein menschliche Anteilnahme, wie sein Patriotismus hatten gleichen Anteil an dieser Erregung. „Ich danke Ihnen!" rief er. „Sie haben recht, derlei darf die Sonne nicht bescheinen!" Er notierte sich alles ausführlich. „Ich werde den Fall untersuchen lassen, strengstens, sofort, wenn ich in Kiew anlange. . . . Ich werde das Gouvernement anweisen. . . ."

„Das Gouvernement?" fiel ihm der Jude ins Wort. Und er erzählte ihm die Geschichte von dem Vetter.

Wieder geriet der Fürst in tiefste Erregung. „Das ist ja furchtbar!" rief er. „Dann sind ja auch jene Verleumdungen, welche elende Buben im Auslande —"

Er stockte. Es übermannte ihn, daß ja dann jene Männer im Exil keine „elenden Buben" seien und ihre Anklagen keine Verleumdungen. . . .

Er wendete sich ab. Dann trat er das gebückte Männchen hart an. „Lügen Sie nicht?" fragte er und bohrte ihm die blitzenden Augen ins Antlitz.

Der Jude hielt den Blick ruhig aus. „Es ist alles wahr," sagte er feierlich. „So wahr, als mir meine Kinder teuer sind; so wahr als ich hoffe, dereinst wieder mit meinem Weibe vereinigt zu sein!"

„Gut!" sagte der Großfürst nach einer Pause. „Ich werde die Untersuchung von Kiew aus direkt führen!"

. . . Drei Wochen waren seit dieser Unterredung vergangen, da erhielt der Polizeimeister eines Morgens ein Telegramm aus Kiew, aus der Kanzlei des Großfürsten. Es lautete: „Der Kaufmann Berisch Reinmann ist zum Zweck amtlicher Untersuchung unter strengster Bewachung sofort hierher einzuliefern."

Der Unhold jubelte. Nun hatte er ja sein Opfer wieder in den Krallen. Das Telegramm legte er sich so aus, daß das Obergericht das freisprechende Urteil des Stadtrichters bemängelt habe und die Untersuchung wegen Diebstahls neuerdings eröffne.

Er ließ Reinmann verhaften, fesseln und stellte ihm einen Zwangspaß aus: „Inquisit, von Kiew requiriert." Dann beorderte er zwei Kosaken, die den Unglücklichen von Station zu Station, das heißt: von Gefängnis zu Gefängnis, befördern sollten. „Besonders gefährlich," schrieb er noch überdies hinein, und um jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen, befahl er auch zugleich, wie die Kosaken den Mann eskortieren sollten: zwischen den beiden Pferden, die beiden Arme an die Steigbügel gebunden . . .

Das war alles, was er vorläufig für seinen Todfeind tun konnte. Aber für dessen Kinder konnte

er mehr tun. Es waren dies ein sechsjähriger Knabe und ein vierzehnjähriges Mädchen. Die blieben nun ganz verlassen, die Mutter war tot, der Vater in Haft. Das Gesetz schreibt vor, daß in solchen Fällen sich die Behörde der Verlassenen annehmen müsse. Der Polizeimeister nahm sich ihrer an und versorgte sie. Den Knaben steckte er in das nächste griechisch-orthodoxe Kloster. Welchem Hause er aber das Mädchen anvertraute, das zarte, reine, bisher ängstlich behütete Kind, das — sträubt sich die Feder, niederzuschreiben . . .

Es dauert lange, bis man von der Grenze nach Kiew kommt, besonders wenn man die Reise in der Art machen muß, wie Berisch Reinmann. Hätte ihn nicht eine wilde, verzweifelte Energie aufrecht erhalten, er wäre wohl den unsäglichen Mühsalen dieser Wanderung erlegen.

Endlich, endlich war Kiew erreicht. Zwei Tage saß er dort im Kerker, da trat am dritten Morgen in aller Frühe ein junger Offizier, ein Adjutant des Großfürsten, in seine Zelle.

„Kommen Sie!" rief er ihm atemlos entgegen. „Der Großfürst ist trostlos über das Mißverständnis, dessen Opfer Sie geworden sind. Er erwartet Sie in seinem Schlosse!"

„Ein Mißverständnis!" murmelte der gebrochene Mann und ließ die Tränen fließen, die ihm ungestüm aus den Augen brachen. Alle Qual hatte er tränenlos ertragen, die jähe Rettung warf ihn fassungslos nieder.

Auch der Adjutant war erschüttert. Er geleitete den Wankenden sorglich zum Wagen und hob ihn hin-

ein. „Der Großfürst wird Ihnen alles aufklären," sagte er. „Ich bin überzeugt, Sie werden die glänzendste Genugtuung erhalten."

Der Jude nickte stumm. „Mein armes Weib wird doch nicht wieder lebendig," dachte er, „und was ich gelitten habe, kann mir auch niemand ersetzen und vergüten."

Laut aber fragte er: „Gnädiger Herr, wie ist es zugegangen?"

Der Adjutant konnte es ihm ganz genau erzählen.

„Ein Mißverständnis!" betonte er. Es war in der Tat nur ein solches. Als der Großfürst in Kiew ankam, erinnerte er sich seines Versprechens und ließ den Präsidenten des Tribunals zu sich bitten, um den Fall mit ihm zu beraten. Der Präsident empfahl, den Juden nach Kiew kommen zu lassen, um vor allem ein sicheres Substrat der Anklage zu gewinnen und ferner, weil dieser Hauptzeuge hier unbeeinflußt bleiben könne. Denn er erinnerte sich aus seiner Praxis manchen Falles, wo derartige Untersuchungen zu keinem Resultate geführt — man hätte nämlich inzwischen auf die Beschädigten durch Drohungen oder Geld so energisch eingewirkt, daß sie sich urplötzlich nicht mehr für beschädigt erachteten. Der Großfürst meinte, er glaube nach dem Eindruck, den ihm der Mann gemacht, wohl nicht an eine solche Gefahr, stimme aber im übrigen zu, daß er hierher gebracht werde.

In seinem Eifer übernahm er es selbst, dies zu veranlassen, und sagte seinem vortragenden Rat: „Sorgen Sie dafür, daß der Kaufmann Berisch Rein-

mann aus B. sich baldmöglichst hier einfindet." Aber ein vortragender Rat führt natürlich solche Aufträge nicht selbst aus. Er sagte darum einem der Departementschefs der Kanzlei: „Der Großfürst wünscht, daß der Kaufmann usw. baldmöglichst hierher gebracht wird. Sie bürgen mir für die genaue Ausführung, es ist eine Amtssache." Worauf der Departementschef seinem Sekretär auftrug: „Lassen Sie den Kaufmann usw. sofort unter allen Vorsichtsmaßregeln und strengster Bewachung zum Zwecke amtlicher Untersuchung hierher schaffen." Der Sekretär aber wendete sich natürlich sofort telegraphisch an jene Behörde, welcher die Vollziehung solcher Aufträge für ihren Sprengel oblag, an das Polizeiamt von B.

Der Jude schwieg, als ihm der Adjutant diese Geschichte auf dem Wege zum Schlosse erzählte, und nickte nur immer, als verstünde sich alles von selbst, was da geschehen, und als müßte er es billigen. Dann, nachdem er eine Weile mit geschlossenen Augen dagesessen, schlug er sie plötzlich voll auf und sagte mit lauter, harter Stimme einen hebräischen Spruch vor sich hin.

„Was heißt das?" fragte der Offizier.

„Ein Spruch unserer Väter," war die Antwort. „Übersetzen läßt er sich schwer."

Dieser Spruch aber, einer der düsteren, dunklen Sätze der Kabbala, lautete: „Aus Fluch wird Fluch und aus Sünde wird Sünde bis ins letzte Glied. So aber die Sünder fühlen, daß ihr Maß voll ist, und ihnen graut vor Gottes Gericht und sie wollen

büßen und sühnen, so wird er ihren Verstand verwirren und aus der Sühne wird wieder Sünde werden, auf daß sich an ihnen erfülle, was sie verdient."

Der Großfürst empfing ihn freundlich und doppelt freundlich, als er sah, wie furchtbar der Unglückliche sich in den wenigen Wochen verändert. „Es soll Ihnen Gerechtigkeit werden," versprach er und hielt auch sein Wort, so weit er konnte.

Acht Tage später stand der abgesetzte Polizeimeister in Kiew vor dem Großfürsten. Auch der Jude war zugegen. Anfangs leugnete der Mann heftig, je Erpressungen geübt zu haben und „hielt es unter seiner Würde, sich gegen einen solchen notorischen Dieb zu verteidigen." Aber mitten während des Verhörs wurde dem Großfürsten ein Telegramm überbracht, welches eben aus B. eingelangt. Die Polizisten hatten dem dorthin entsendeten Untersuchungskommissär gestanden, daß sie jenes Säckchen mit Getreide vom Polizeimeister vor der Haussuchung erhalten und mitgenommen, um es dann geschickt im Keller zu „finden".

Da leugnete der Elende nicht mehr, sank in die Knie und winselte um Gnade.

Schon zwei Tage darauf stand er vor den Richtern. Reinmann wohnte der Verhandlung auf der Zeugenbank bei.

Die Prozedur war kurz. Das Urteil lautete auf zwanzigjährige Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken und Ersatz der erpreßten Summen an Reinmann.

Nach der Publikation erbat sich der Ruchlose das Wort. Er sagte: „Ich weiß, daß es keine Appellation

gegen das Urteil gibt und nehme es an. Um aber dem hohen Gerichtshofe zu beweisen, daß ich im Grunde meines Herzens doch ein guter Mensch bin, will ich den Juden hier aus der Besorgnis reißen, die ihn gewiß um seiner Kinder willen erfüllt. Ich habe gut für sie gesorgt, mein Herzensfreund!"

Der Jude beugte sich zitternd vor und heftete seine Augen in Todesangst auf das Antlitz des Feindes.

„Sehr gut!" fuhr dieser langsam fort. „Was zunächst deine Tochter betrifft, so habe ich sie zu einer Frau gegeben, die sich bereits manches vereinsamten jungen Mädchens angenommen hat, zur alten Iwanowna — du kennst sie, Berisch?"

Er kannte sie. Seiner Brust entfuhr ein Schrei, so wild, so schrill, daß die Richter entsetzt von ihren Sitzen auffuhren ...

„Und was deinen Sohn betrifft," fuhr der Unhold fort, „so mußt du mir gleichfalls dankbar sein! Er wird nicht in der Hölle braten wie du, ungläubiger Jude! Die hochwürdigen Mönche haben ihn getauft, er wird in Christi Reich eingehen!"

Da griff sich der Unglückliche ans Herz und sank ohnmächtig zu Boden. —

Man fürchtete anfangs, er werde wahnsinnig werden oder sterben vor Schmerz. Aber das Menschenherz kann mehr erdulden, als man gewöhnlich glaubt. Berisch Reinmann blieb leben.

Der Großfürst sorgte dafür, daß ihm die Tochter sofort zurückgegeben werde. Den Sohn konnte auch er dem Vater nicht zuwenden, hier hatte sein Macht ihre

Grenze. Wer in den Schoß der herrschenden, rechtgläubigen Kirche in Rußland aufgenommen worden, darf ihr nicht wieder entzogen werden. Schon der Versuch ist ein Kapitalverbrechen, welches mit dem Tode bestraft wird — noch heute!

Berisch Reinmann blieb in B., weil sie ihm die Tochter sterbenskrank ins Haus gebracht, und harrte ihrem Tode entgegen. Er wußte, daß sie nicht genesen könne — sie hatte zu Furchtbares erduldet ... Nach ihrem Tode übersiedelte er nach Czernowitz. Das ist die Geschichte von meinem Onkel Bernhard.

# Martin der Rubel

Als ich unseren Martin zum erstenmal sah, trug er nur ein Hemd, noch dazu kein reines, denn es war Freitag und er wechselte es nur jeden Sonntag morgens. Als ich ihn zuletzt sah, im Frühling 1877, war er sehr elegant gekleidet, hatte einen feinen Pelz aus Edelmarder und obendrein die Verdienstmedaille, den Stanislaus- und den Takovaorden. Freilich lagen zwanzig Jahre dazwischen, aber es weist doch immer auf besondere Fähigkeiten, wenn man als achtjähriger Knabe nur ein Hemde an hat und als achtundzwanzigjähriger Mann so viele schöne Sachen.

Besondere Fähigkeiten? Ja wohl! Aber nicht Fähigkeiten des Geistes, sondern des Charakters. Ich denke, es ist der Mühe wert, von dieser Karriere zu erzählen. Nicht um des Martin Barsczynski willen — bewahre! Aber es gibt sehr viele, wie er ist. Wie viele, weiß freilich außer Gott nur die russische Geheimpolizei.

Beginnen wir mit dem Ei der Leda, was diesmal den hochwürdigen Herrn Konstantin Barsczynski bedeutet. Der Name heißt zu deutsch „Suppenmann", aber „nomen — omen!" das läßt sich da wahrhaftig nicht sagen! Der Herr Konstantin war der Sohn armer ruthenischer Bauersleute aus der Vorstadt

Wygnanka bei Barnow. Mit Schlägen und Hirsebrei ward er aufgezogen und geriet durch einen Zufall, statt als Schafhirt auf die Heide, als Fibelschütz auf die letzte Bank der polnischen Klosterschule, wo man die Ruthenen duldete. Das war aber eine unangenehme Gegend, die Wetterregion, wo sich die Schläge der Mönche entluden. Nachdenklich rieb sich der junge Bauernlümmel seinen Rücken und — saß plötzlich in der vordersten Bank. Er war Pole geworden und wollte eben zum römisch-katholischen Ritus übertreten, als sich der griechisch-unierte Seelsorger von Wygnanka ins Mittel legte und seinem Ritus das Schaf zu retten suchte. Das war leicht, denn Konstantin bedang sich nur aus, daß man ihn durch acht Jahre im Gymnasium zu Tarnopol erhalte. Dies schien wirklich ein bescheidener Preis für eine unsterbliche Seele und das Geschäft ward abgeschlossen. Konstantin blieb griechisch und ein Ruthene, kam nach Tarnopol und saß da acht Jahre. Damit ist zugleich seine Haupttätigkeit während der Schulzeit erwähnt. Daneben bemühte er sich, die so nötige Verbindung zwischen Lehrern und Schülern herzustellen, indem er ersteren mitteilte, was sie von letzteren interessieren konnte. Und neben dem Sitzen und Denunzieren betrieb er endlich auch seine Studien, aber langsam und ohne unersättlich zu sein.

Im Gegenteil! Er war darin sehr genügsam, teils weil seine Haupttätigkeiten ihn hinderten, teils weil er trotz aller List ein dummer Junge war. Auch wollte er ja nur Theologie studieren und war wohl der

Ansicht, daß das Wort Gottes durch eigene Kraft auch im dunkelsten Hirn genügend leuchte. Jedenfalls brauchte man damals als künftiger Theologe keine Maturitätsprüfung zu machen. So kam denn Konstantin ins Seminar zu Przemysl und tat, was er früher getan: er saß sehr viel, denunzierte viel und studierte wenig. Als aber die Zeit der Prüfungen heranrückte, da dachte Konstantin reiflich nach und beschloß, wenn auch mit einigem Widerstreben, sich in die Nichte eines einflußreichen Domherrn zu verlieben. Diese Leidenschaft fachte er mit zäher Ausdauer in seinem Herzen an und es gelang ihm, obwohl eine starke Willenskraft dazu nötig war, denn das Mädchen war häßlich, aber arm, alt, aber es hatte einen schlechten Ruf. Endlich, vier Wochen vor der Prüfung, konnte Konstantin sein Herz nicht mehr bezähmen, er gestand dem Mädchen seine Liebe. Sie war erstaunt, sprach aber mit dem Domherrn; dieser war erstaunt, sprach aber mit den Examinatoren; die Herren waren erstaunt, ließen aber den Konstantin durch, obwohl er auf die Frage nach dem Konzil zu Nicäa nichts zu erwidern wußte, als nach vielem Nachdenken: „Heilige Väter waren dort, welche lange beisammen gesessen sind!" Das war wenigstens nicht unrichtig und der Kandidat wurde approbiert.

Gleich darauf verließ ihn seine Willenskraft, mit der Willenskraft die Liebe und als ehrlicher Mann schrieb er dem Mädchen offen, wie es nun um sein Herz stehe. Schrieb's, wartete die Antwort nicht ab und ging nach Tarnopol, sich um eine Pfarre zu be-

werben. Dort lebte ein Mann, der zwar arm war, aber sehr vielen Einfluß und eine erwachsene Tochter hatte. Das Mädchen war jung, hübsch, aber es hatte bereits geliebt und der Beweis hierfür war schon anderthalb Jahre alt. Nun — Konstantin hatte keine deutschen Dichter gelesen, also auch Hebbels „Maria Magdalena" nicht; der Mann „konnte darüber hinaus", er heiratete das Mädchen und sollte eben eine stattliche Pfarre erhalten, als von Przemysl her das Wetter anzog und des Domherrn Nichte sich über ihm entlud. Die Heirat war nicht mehr rückgängig zu machen, aber Konstantin erhielt wenigstens die erbärmlichste Pfarre im Lande. Das war ein verhungertes Heidedörfchen an der Grenze, welches bezeichnend genug „Czortówka" heißt, „Teufelsörtchen". Da saß nun der hochwürdige Barszynski und außer einem jährlichen Familienzuwachs gewann er geringes Besitztum, und außer der Suppe im Namen war wenig Eßbares im kleinen, moderigen Pfarrhäuschen auf der Heide ...

Es ging ihm aber auch sonst recht schief. Der ruthenische Landklerus besteht aus braven, ehrenhaften Männern, welche es übel aufnehmen, wenn einer aus ihrer Mitte sich so stark über Herzensempfindungen täuscht, wie Konstantin in Przemysl, oder so leicht über eine Kleinigkeit hinwegsetzt, wie Konstantin in Tarnopol. Der Hochwürdige in Czortówka war ein Verfemter, und seine Amtsbrüder verkehrten nur so viel mit ihm, als sie mußten. So war er denn auf seine Bauern angewiesen; aber auch diese wichen ihm aus, wo sie konnten. Sie mußten sich von ihm taufen

und kopulieren lassen, und wenn er sie dabei aus Leibeskräften schindete, so mußten sie es ertragen; aber dafür noch ein freundliches Gesicht zu zeigen, hielten sie für überflüssig. Im Pfarrhause selbst aber gab es wohl viele Abwechslung, denn bald prügelte Konstantin sein Weib, bald das Weib ihn, jedoch gewährte dies, bei Lichte besehen, auch nur geringe Freuden. So hatte Konstantin schließlich nur einen einzigen Freund und Tröster, den Schnaps. Aber Schnaps kostet Geld und wenn ein armer Pfarrer trinkt, so hungern Weib und Kind und sein Erstgeborener hat selbst im achten Jahre kein anderes Bekleidungsstück als ein Hemd ...

Damit ist erklärt, warum Martin Barsczynski zum erstenmal, da ich ihn sah, nur eben ein Hemd trug. Ich bin sein Altersgenosse und war also damals nicht zu scharfer Beobachtung geeignet; gleichwohl fiel mir diese geringfügige Bekleidung auf und ich faßte sie von meinem erhabenen Standpunkte aus scharf ins Auge. Diese Erhabenheit ist sowohl moralisch als körperlich zu nehmen, denn erstens trug ich damals mehr als ein Hemde, sogar einen neuen Frühlingsanzug; zweitens saß ich in der Kutsche meines Vaters, welcher in Erfüllung seiner Amtspflicht nach Czortówka gekommen war und mich an dem wunderschönen Frühlingstage mitgenommen hatte. Da saß ich denn vergnüglich in der Kutsche, während er im Dorfe seinen Kranken nachging, und bewunderte den Martin und ließ mich von ihm bewundern. So glotzten wir Buben uns eine lange Weile an, bis ich endlich fragte: „Du, warum trägst du keine Hosen?“ Er schaute mich er-

staunt an, steckte den Finger in den Mund, sog daran, doch war offenbar die Antwort nicht darin, denn plötzlich fragte er: „Warum trägst du Hosen?“ Nun war ich sehr verblüfft und meinte zaghaft, das täten ja alle. Aber Martin schüttelte den Kopf. „Nur die Männer!“ sagte er. „Mein Vater trägt auch welche.“ — „Wer ist denn dein Vater?“ fragte ich. Er zuckte die Achseln und deutete über den Rücken mit dem Finger nach dem Pfarrhause. „Dort!“ sagte er geringschätzig. Und dann fügte er rasch hinzu: „Er ist heute wieder besoffen!“ — „Warum?“ — „Weil gestern eine Leiche war.“ Der Zusammenhang war mir nicht ganz klar, aber ich kam nicht dazu, mich darüber zu instruieren, denn Martin fuhr mit großer Entschiedenheit fort: „Was er gestern verdient hat, versäuft er heute. Mein Vater ist ein Lump. Meine Mutter sagt es immer. Meine Mutter sagt, daß mein Vater nicht bloß ein Lump, sondern auch ein Schurke ist. Ein Schurke sein, sagt meine Mutter, kann nicht jeder, dazu muß man Verstand haben. Der Vater, sagt sie, ist ein dummer Schurke. Der Vater, sagt sie — o weh! . . .“

Der letztere Ausruf war wohlbegründet. Unser Kutscher Fedko, ein ältlicher, schweigsamer Mensch, welcher bei den Pferden stand und bisher langsam, aber nachdrücklich die Peitsche hin und her geschwungen, hatte damit plötzlich das Hinterteil des Knaben fein, aber gut getroffen. Heulend lief Martin davon und rieb sich die Stelle.

„Der junge Hund,“ murmelte Fedko grimmig, „ja, ja, Unkraut trägt keine Rosen!“

Das war meine erste Begegnung mit unserem Martin und sie blieb mir in Erinnerung, schon deshalb, weil sie auch für mich eine kleine Unannehmlichkeit im Gefolge hatte. Denn Fedko erzählte meinem Vater von unserer Unterredung und der nahm sie mir gewaltig übel. „Mit bösen Buben sprichst du mir nie wieder," verbot er kategorisch.

Aber — das Verbotene reizt. Als ich ein Jahr später den Martin auf dem Wochenmarkte zu Barnow gewahrte, machte ich mich doch wieder an ihn. Ich hatte ihn sofort erkannt, obwohl er viel prächtiger auftrat, als damals in Czortówka. Er trug eine Hose, noch mehr: Stiefel, Rock und Hut, freilich alles sehr schäbig und defekt. Die Veränderung reizte meine Neugier, ich ging näher und schaute ihn an. Auch er erkannte mich sofort und streckte mir zur Begrüßung die Zunge entgegen. Dann aber sagte er stolz: „Siehst du — Hosen! Auch Stiefel! Jetzt weiß ich auch, warum ich damals nur ein Hemd getragen habe: Weil wir kein Geld gehabt haben, der Vater hat alles versoffen. Jetzt säuft er auch noch, aber der Pfarrer von Wolowce ist gestorben und mein Vater versieht die Pfarre und verdient viel Geld. Lange wird aber die Freude nicht dauern. Die Mutter sagt immer: der Vater hat viele Feinde, der Vater ist dumm und schlecht — man wird ihm die gute Pfarre nicht lassen. Mein Vater — o weh! —"

Es ist nicht Willkür, wenn ich auch diese zweite Rede unseres Martin mit einem Weheruf schließen lasse. Ich gebe nur der Wahrheit die Ehre, es hat

sich wirklich so begeben. Diesmal war freilich nicht unser Fedko zur Hand, aber eine blasse, magere Frau in altmodischer, verblichener Kleidung, die Mutter, welche plötzlich ihre knochigen Finger um das Ohr des Knaben krallte. Er lief davon, sie ihm nach, ich hinterdrein. Aber im Gewühle des Marktes kamen sie mir aus dem Gesichte.

Zwei Jahre später, im September, sollte ich den Knaben wiedersehen. Es war auf dem Platze vor dem Gymnasium zu Czernowitz und in einer Stunde, welche für mich sehr wichtig war. Da stand ich mit Papier und Tintenfaß, Lineal und „Faulenzer" gerüstet und harrte zitternd mit zahlreichen Schicksalsgenossen der schriftlichen Aufnahmeprüfung in die Parva entgegen. Und unter diesen Genossen war auch Martin Barsczynski. Er hatte einen neuen Anzug, sogar eine Pelzmütze, welche sehr bewundert wurde, und trat darum stolz auf. Ich war sehr erstaunt, der Bursche hatte nichts gelernt, wie konnte er es wagen, sich dieser Prüfung zu unterziehen, welche damals in meinen Augen die strengste war, die überhaupt denkbar ist. Aber Martin war guten Mutes, er sprach sogar deutsch, freilich just nicht flüssig.

„Gut Kopf," sagte er, „Professor nicht hinauswerfen. Schlecht Deutsch — macht nix." Dann aber erzählte er mir im gewohnten Ruthenisch, er habe in den beiden letzten Jahren fleißig gelernt und sei nun reif, das Gymnasium zu besuchen. Man habe ihn nach Czernowitz geschickt, obwohl da ein deutsches Gymnasium sei, weil die Mutter Verwandte im Orte

habe. „Also hat dein Vater jetzt Geld?“ fragte ich. — „Freilich!“ erwiderte er stolz. „So einen Haufen!“ — „Hat er also die Pfarre in Wolowce?“ fragte ich. — „Bah!“ sagte Martin verächtlich, „wir haben sie nicht bekommen, aber wozu brauchen wir das? Man kann auch in Czortówka gut leben, wenn man viel Geld hat. Und Geld haben wir jetzt — Rubel, Bruder, R u b e l.“ — „Ah!“ rief ich erstaunt. Denn ich wußte, daß ein Rubel noch mehr sei, als ein ganzer Gulden. „Und wer gibt euch die Rubel?“ fragte ich. — „Ein Herr hinter der Grenze,“ war die stolze Antwort. Aber gleich darauf fügte der kleine Halunke verächtlich hinzu: „Gewiß ein Esel, sagt die Mutter. denn wenn er kein Esel wäre, sagt sie, so würde er einem Kerl, wie meinem Vater, kein Geld geben!“

Hier schloß die Unterredung. Denn in der Türe des Gymnasiums erschien der gute, alte Onufri, der Schuldiener, und lud uns ein, in den Prüfungssaal zu treten. Und während wir so zaghaft an ihm vorbeidefilierten, wurde er nicht müde, uns zu versichern, daß die Professoren Lang und Nessel gute Menschen seien, und daß bei dieser Prüfung selten jemand durchfalle. Es sind viele Jahre her, Lang ist tot, Nessel ist tot, der alte Onufri ist tot, aber noch heute sehe ich sein rotes, gutmütiges Gesicht, wie es uns Mut zuschmunzelt. Und noch heute höre ich's, wie mir Martin wieder Deutsch radebrechend sagt: „Wenn hier man hinauswirft — nach Rußland gehen — ich!“ O Martin, das war für dein ganzes Leben ein prophetisches Wort! ...

Ich weiß nicht, ob wirklich bei dieser Prüfung selten jemand durchfällt; Tatsache ist, daß Martin und ich durchkamen und im ersten Semester nebeneinander saßen. Ich kann nicht sagen, daß mich diese Nachbarschaft sehr entzückte. Der Bursche war ganz gescheit und wußte sich angenehm zu machen, aber das Blut seines Vaters regte sich in ihm. Wenn er von einem unserer harmlosen Streiche Wind bekam, so ließ es ihm keine Ruhe, er mußte zum Ordinarius. Dieser, ein gutes, kleines Männchen — Prammer hieß er — pflegte die Schuldigen stets zu strafen, aber stets begann er auch: „Wie mir ein erbärmlicher Kerl, ein Spion erzählt hat ..." Darauf riefen wir stets, wie aus einem Munde: „Barsczynski!" Das ging einige Monate fort, bis der Junge einmal von einigen Mitschülern so grimmig durchgeprügelt wurde, daß er einige Tage nicht zur Schule kommen konnte. Als er endlich zu mir kam, sich das Vorgetragene einzeichnen zu lassen, war er sehr zerknirscht. „Mein Vater," jammerte er, „hat mir gesagt, daß ich alle verraten muß, weil ich mich dadurch beliebt mache. Und meine Mutter hat mir gesagt: du wirst ein Schurke, wie der Vater, werde wenigstens ein gescheiter Schurke." Damals lachte ich darüber, heute überläuft es mich kalt, wenn ich an diese Bekenntnisse eines Kindes denke. Und darum glaube ich auch recht gehabt zu haben, wenn ich die Geschichte dieses Ritters vom Takovaorden vom Ei der Leda begonnen.

Damals erzählte er mir auch Näheres über die Rubel. „Da kommt einmal, weißt du, ein Herr zu

uns auf Besuch, ein feiner Herr in einem Zobelpelz und mit Brillengläsern. Der Vater kennt ihn nicht, aber wie er seinen Namen sagt, wird er sehr freundlich. Der Herr spricht mit dem Vater, bleibt bis zum Abend. Die Mutter schickt mich um Wein und Fleisch ins Wirtshaus; ich bin sehr erstaunt, frage: wozu? Die Mutter: zum Nachtmahl! Ißt man denn auch zum Nachtmahl Fleisch? frage ich. Geh, befiehlt sie. Und wie ich zurückkomme, fängt sie an zu kochen und zu braten. Es ist vielleicht Schwindel, sagt sie, und wenn kein Schwindel, so ist es eine Schurkerei, aber ein Nachtmahl kann man dran wagen. Ich schleiche mich zu des Vaters Tür, horche, was er mit dem Herrn spricht. Der hält dem Vater eben eine lange Rede, ich verstehe aber kein Wort davon. Wie er fertig ist, lacht der Vater: Gut, das sind so Redensarten, aber die Sache ist sehr gefährlich, was bieten Sie? — Gefährlich?! nicht im geringsten! erwidert der Herr und dann reden sie wieder miteinander, ohne daß ich ein Wort verstehe. Plötzlich höre ich: Tausend Rubel! — aber da ist auch schon die Mutter da und prügelt mich vor der Türe weg."

Ich machte mir damals nicht viele Gedanken über diese Erzählung, auch in den nächsten Jahren nicht. Je mehr Martin heranwuchs, um so weniger sprach er von diesen Geschichten, erzählte auch nicht wieder, was die Mutter über den Vater zu sagen pflegte. Im übrigen blieb er sich gleich: der Denunziant und darum der Prügelknabe der Klasse. Seine Versuche, sich populär zu machen, pflegten ein klägliches Ende

zu nehmen. Dies mochte ihm aber doch mit der Zeit unangenehm geworden sein und in jener wichtigen Periode unserer Entwicklung, da wir aus dem Unter- ins Obergymnasium traten, ging eine Wandlung mit ihm vor. Er wurde keck und trotzig auch den Lehrern gegenüber. Und da Knaben nichts lange nachtragen, so galt er bald als Haupthahn der Schule, besonders unter seinen Landsleuten, den Ruthenen. Denn urplötzlich hatten sich diese als eine besondere Fraktion zusammengetan.

Seltsame Dinge begaben sich damals an unserem Gymnasium. Wer über mich die Achseln zuckt, daß ich dem Leser Zeit und Lust zumute, verschollene Schulgeschichten anzuhören, tut mir ein wenig unrecht. Das „Gymnasium Czernoviciense germanicum", lange Jahre auf Hunderte von Meilen die einzige deutsche Anstalt des österreichischen Ostens, war keine gewöhnliche Schule. Die Geschichte ihrer Schicksale und Stimmungen ist in nuce die Geschichte des vielgerühmten, vielgeschmähten „Kulturtragens nach Osten". Hart rangen Licht und Finsternis um ihren Besitz, das Licht deutscher Kultur, die Finsternis engherzigen Dünkels kleiner Nationalitäten. Sie ward gegründet, als noch der Josefinismus in unseren Gauen nachklang, als man noch von einem deutschen Kulturstaat Österreich träumte. Damals wurde überall, die italienischen Provinzen ausgenommen, in lateinischer und deutscher Sprache tradiert. Ein halbes Jahrhundert später stand nur noch das Czernowitzer Gymnasium unverändert aufrecht, die Gymnasien in

Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, in Kroatien, Dalmatien und Krain, in Südtirol und im tschechischen Böhmen hatten die Landessprache akzeptieren müssen. Wer allein gegen den Wind steht, muß manchen harten Stoß erdulden. Das Gymnasium erhielt sich deutsch, einerseits, weil sich die Deutschen der Bukowina hiefür einsetzten, anderseits, weil der Ruthene und Rumäne es einander nicht gönnten. Die Regierung schützte es wohl auch, aber sie allein hätte es nicht wahren können, so wenig, als ihr dies anderwärts gelungen. So ist das Geschick dieser Schule typisch für das Geschick deutscher Kultur im Osten: sie blüht nur da, wo Deutsche selbst für sie eintreten, und die gegenseitige Eifersucht die Gegner im Schach hält. Der Kampf um die Anstalt begann 1860 und setzte sich bald heimlich bald offen bis zu dem Tage fort, da die deutsche Universität Czernowitz gegründet und damit diese Kulturfrage auf Jahrzehnte hinaus entschieden ward. In meine und Martins Schuljahre fielen die ersten Kämpfe. Im Lande selbst blühte noch anscheinend tiefer Friede. Anders in unserem Schulzimmer. Es war schwer zu sagen, wie er gekommen, aber plötzlich war der nationale Hader da. Ruthenen und Rumänen standen sich schroff gegenüber, verblüfft blickten die Deutschen drein und taten sich endlich zu einer dritten Gruppe zusammen. An den Kämpfen zwischen der lateinischen und slawischen Rasse nahmen wir nicht teil, kämpften überhaupt nur dann, wenn „beide Frieden machten und uns selbst am Schopf erwischten". Aber selbst in Friedenszeiten bot damals

so ein Czernowitzer Schulzimmer einen sehr sonderbarlichen Anblick. In dem einen Winkel hockten die Ruthenen und sangen: „He, ihr Slawen, he! noch immer starb nicht unseres Volkes Ruhm!“ im andern sangen die Rumänen: „Teures Land, das Schönheit kleidet, o du liebe Moldau mein!“ und im dritten standen wir Deutschen und — stritten darüber, was wir singen sollten: ob „Was ist des Deutschen Vaterland?“ oder die Volkshymne?! Wir konnten es nicht entscheiden und blieben darum gewöhnlich stumm. Ach! wie oft habe ich später an diese Schulstunden denken müssen! Besonders in der schönen Zeit vom Februar bis zum November 1871 und dann von 1879 ab, in der Ära der „Versöhnung“ ... Da blieben und bleiben auch wir erwachsenen Deutschen gegenüber dem Geheul der andern stumm, weil wir es untereinander nicht entscheiden können, ob wir die österreichische Hymne anstimmen sollen oder das Lied vom deutschen Vaterland! ...

Die unerhörte Wandlung hätte natürlich auch dann unsern Lehrern auffallen müssen, wenn sie nicht in direkte Mitleidenschaft gezogen worden wären. Doch war auch dies der Fall. Da denunzierte ein Ruthene einen rumänischen Lehrer, daß er die „Slawen“ beschimpft, da zeigte ein Rumäne den deutschen Lehrer Lang an, daß er sich über die „jetzigen Römer“ lustig gemacht. Das führte natürlich zu langwierigen Vernehmungen, Untersuchungen und Protokollen, welche die Aufregung nur noch mehr steigerten. Vergeblich strich unser Direktor Wolf seinen langen Schnurr-

bart und wetterte: „Unfug! Unfug, der nicht geduldet werden darf!“ Der nationale Hexensabbat ließ sich weder durch seinen Schnurrbart, noch durch sein Lieblingswort vertreiben. Und vergeblich suchte er auch dahinter zu kommen, wie die Bewegung entstanden. Die Ruthenen meinten, die Rumänen hätten angefangen, und die Rumänen, daß die Ruthenen begonnen. Das erstere klang wahrscheinlicher. Die Ruthenen waren ja überall, in Österreich wie in Rußland, stumme Dulder, welche hier unter der Faust des Polen, dort unter der Knute des Moskowiters unterducken mußten. Aber anderseits sind auch die Rumänen der Bukowina just keine aggressiven Naturen. Dachte man reiflicher darüber nach, so mußte man zugeben, daß hier das Unwahrscheinliche wahr geworden. Die Ruthenen waren bisher in der Tat „Karnickel“ gewesen, aber gleichwohl hatte es sich hier erfüllt: „Karnickel hatte angefangen!“

Diese seltsame Erscheinung hatte auch eigentümliche Ursachen. Selbstverständlich offenbarte sie sich nicht bloß an unserer Schule oder in der Bukowina überhaupt, sondern noch weit mehr in Galizien. Überall, wo Ruthenen wohnten, war, mindestens in einzelne, ein neuer, fremder Geist gefahren: Kampflust, nationaler Stolz, und, was das Bedenklichste war, Abneigung gegen das Staatswesen, dem sie bisher wahrlich die treuesten Bürger gewesen. Die große Masse des Volkes, die Bauernschaft, blieb freilich dieser Strömung fern; dieselbe ergriff nur die Intelligenz: Lehrer und Popen.

Eigentümliche Ursachen, wie gesagt, hatten das herbeigeführt. Bis zum Jahre 1860 hatte die österreichische Regierung die Ruthenen leidlich geschützt, oder, mit anderen Worten, sie hatten keinen schlimmeren Druck zu erdulden als Deutsche, Polen und Rumänen. Das hatte sich seit den Tagen des Oktoberdiploms gewandelt. Die Reaktion hatte im Osten die Politik verfolgt, ein Volk durch das andere im Schach zu halten — die Verfassung gab dort ein Volk dem anderen preis. Nicht etwa de jure, auch keineswegs absichtlich, aber de facto gestaltete es sich so. Den Barbaren Halb-Asiens war die Verfassung, die konstitutionelle Freiheit an sich höchst gleichgültig, ideale Güter hatten für sie keinen Wert. Nur der Deutsche steht in Österreich so hoch, die Freiheit um der Freiheit willen zu lieben. Mit den übrigen Stämmen mußte man feilschen, um sie zu Anhängern der Verfassung zu machen. Speziell in Galizien stand nun die Frage so: entweder stützte sich die Regierung auf die Ruthenen, Deutschen und Juden, und dann blieben die Polen wie bisher gegen sie in Opposition, oder sie stützte sich auf die Polen und gab ihnen die genannten drei Stämme preis. Die Entscheidung konnte anscheinend gar nicht zweifelhaft sein. Polnisch waren nur die Städte Westgaliziens, der Kleinadel und ein Bruchteil der großen Grundbesitzer, gegen die Polen das gesamte Ostgalizien und im Westen der Bauernstand. Niemand konnte sich also einer Täuschung darüber hingeben, welche der beiden Parteien mächtiger sei. Hierzu kam die Art, in welcher sie sich zur Ver-

fassung stellten. Die Deutschen Galiziens jubelten ihr entgegen, ebenso die Juden, weil sie ihnen endlich die vollen Bürgerrechte gewährte. Was die Ruthenen betrifft, so kamen sie ihr gleichfalls, wenn nicht begeistert, so doch sympathisch entgegen. Diese drei Stämme forderten auch keinerlei besondere Konzessionen, sie stimmten darin überein, daß die Verfassung allen Völkern gleich viel gewähren müsse, wie die Reaktion bisher allen gleich wenig gewährt. Anders die Polen. Sie machten kein Hehl aus ihrem tödlichen Hasse gegen den von Schmerling vertretenen Zentralismus, sie erklärten ausdrücklich, sie würden die Verfassung nur dann akzeptieren, wenn man vorher ihre Wünsche erfülle. Und der geforderte Preis war kein geringer! Sie verlangten nicht etwa Gleichberechtigung, sondern Herrschaft, unbedingte Herrschaft ihrer Nationalität in Schule und Amt! Sie bemäntelten nicht einmal diese brutale Forderung, mit frechstem Zynismus ward sie ausgesprochen. Und die Regierung? Die Entscheidung konnte nicht zweifelhaft sein, wiederhole ich, aber wir leben im Reiche der Unwahrscheinlichkeiten — die Regierung entschied sich für die Polen!

Warum? Weil an der Spitze der Landesverwaltung ein Mann stand, dessen Verbindungen einflußreicher waren als Vernunft und Gerechtigkeit: Graf Goluchowski! Und ferner: weil wir Deutschen in Österreich nun einmal die traurige Gewohnheit haben, uns gar so leicht imponieren zu lassen. „Verderben wir es mit den Polen nicht," dachte man in Wien, „die anderen drei Nationalitäten des Landes sind

ja ohnehin verfassungstreu". Daß es eine Sünde gegen den Geist jeder liberalen Verfassung sei, drei Nationalitäten schuldlos dem Terrorismus der vierten auszuliefern, daß eine solche Vergewaltigung auch gerade nicht geeignet sei, in der Verfassungstreue zu bestärken, daran dachte man nicht. Die Polen traten in den Reichsrat, nachdem sie vorher die deutschen Lehrer und Beamten aus dem Lande gejagt und die Verwaltung Galiziens in einem Geiste organisiert, als wäre es keine österreichische, sondern eine königlich polnische Provinz. In welcher Weise sie hierfür dem Gesamtstaate ihre „Dankbarkeit" erwiesen, ist bekannt: sie stimmten prinzipiell gegen die Verfassung, sofern man ihre Stimmen nicht durch weitere Konzessionen ad hoc erkaufte. Aber wenig bekannt, selbst im westlichen Österreich nicht genügend bekannt, ist die verzweiflungsvolle Lage, in welche nun die unterdrückten Nationalitäten gerieten. Die Deutschen waren als Kulturträger oder Kolonisten ins Land gekommen, im Auftrage, mit Unterstützung der Regierung. Nun sah dieselbe Regierung teilnahmslos zu, wie man die deutschen Gymnasien und Universitäten polonisierte, die deutschen Theater schloß, die deutschen Zeitungen unterdrückte, die deutschen Kolonien vergewaltigte. Dieselbe Regierung, welche gleichzeitig durch Veranstaltung des Frankfurter Fürstentags in ihrer Art „nationale" Politik trieb! Welche Verzweiflung, welche Bitterkeit mußte die armen Deutschen im Osten erfüllen, welche man auf die entlegenen Posten gestellt und nun einsam, schutzlos verderben ließ! Noch

schlimmer erging es den Juden. Der Buchstabe der Verfassung war freilich für sie, aber die polnische Verwaltung legte ihn in ihrer Weise aus. Der wütige, fanatische Haß der Polen gegen die Juden trug da Früchte, wie sie die Sonne des neunzehnten Jahrhunderts, außerhalb Rumäniens, nirgendwo beschienen. „Werdet Polen!" rief man den Juden zu, und wehrte gleichzeitig ihre Annäherung mit Fußtritten und Geißelhieben ab. „Werdet gebildet!" rief man ihnen zu und unterdrückte gleichzeitig jedes geistige Leben, welches sich in ihnen regte, beförderte gleichzeitig — schöne Seelen finden sich — von Staats wegen die Ausbreitung des Chassidismus! Aber die schlimmsten Früchte trug die Verfassung für die Ruthenen. Dieses unglückliche Volk hatte während der Reaktion wenigstens ruhig an der Entwicklung seines geistigen Lebens arbeiten dürfen und die Berührung mit dem deutschen Kulturelement hatte es darin gefördert. Auch hatte es in politischen Dingen nicht schwereren Druck zu erdulden gehabt, als seine Todfeinde, die Polen. Und nun setzte ihm dieser Todfeind den Fuß auf den Nacken, politisch und geistig! Die Polonisierung wurde systematisch betrieben, jede ruthenische Liedersammlung wie ein Hochverrat angesehen und unterdrückt. Die Ruthenen hatten viel erduldet, schweigend erduldet — gegen diesen Druck empörte sich selbst ihr leidgewohnter Sinn. Österreich hatte ihre Treue dadurch gelohnt, daß es sie gefesselt dem Feinde ausgeliefert; die Verfassung, welche sie so aufrichtig begrüßt, hatte ihnen Zustände ge-

bracht, mit denen verglichen die Zeiten des Absolutismus golden waren. Sunt certi denique fines — auch die Ruthenen verloren die Geduld, auch sie kamen zur Erkenntnis, daß der Patriotismus keine unbegründete Empfindung sein dürfe.

Gleichzeitig vollzog sich in ihrem nationalen Leben eine Änderung von anscheinend größter Wichtigkeit. Man weiß, daß die Hauptmasse der Ruthenen oder Kleinrussen in Rußland wohnt. Die Regierung des Zaren hatte sie bisher mit derselben plumpen Brutalität behandelt, wie jede andere fremde Nationalität. Sie hatte alles aufgeboten, um dieses scharf ausgeprägte, selbständige Volkstum zu entnationalisieren, die Kleinrussen in Großrussen zu verwandeln. Die Gelehrten sollten nur in großrussischer Sprache schreiben, die Dichter in dieser Sprache dichten. Wagten sie es gleichwohl, sich ihrer Muttersprache zu bedienen, so wurden ihre Werke konfisziert, sie selbst ins Exil geschickt. Das hörte plötzlich auf und noch mehr: die Regierungsbehörden in Kiew nahmen die Kleinrussen unter ihren offiziellen Schutz. Der Zar, hieß es, halte es für seine Pflicht, die geistige Entwicklung eines so begabten slawischen Bruderstammes aus ganzer Kraft zu fördern. Dieselben Bemühungen, welche bisher durch Kerker und Exil bestraft worden, wurden nun durch Orden und honorierte Dozenturen belohnt. Es entstanden Zeitungen in kleinrussischer Sprache, welche in der Tat sehr verdienstlich wirkten, indem sie das geistige Leben auf allen Gebieten anregten. Was ihren politischen Teil betrifft, so variierten diese

Blätter hauptsächlich zwei Themen: den Enthusiasmus für Rußland, welches endlich ihrem Volkstum gewährt, wonach es lange gedürstet, und den Haß gegen Österreich, welches ihre Stammesgenossen knechte. Und nun erwäge man, wie solche Stimmen auf das verbitterte Gemüt der galizischen Ruthenen wirkten, wirken mußten! War's ein Wunder, daß (insbesondere unter den Schülern und Studenten) die Sympathien für Rußland stark ins Kraut schossen?

Freilich blieb diese Bewegung stets in gewissen Grenzen und nahm nie einen gefährlichen Charakter an. Die ruthenischen Bauern, diese besten Österreicher, fuhren fort, für den „Kaiser im goldenen Haus zu Wien" zu schwärmen, und erfuhren nie, was in den Kreisen ihrer Lehrer und Popen vorging. In der Intelligenz aber gab es doch immerhin einige besonnene Männer, welche der plötzlichen Großmut Rußlands nicht trauten. Sie erkannten, daß diese Schwenkung nichts weiter sei, als der Versuch, Gimpel ins Garn zu locken. In der Tat widersprach ja diese plötzliche Protektion eines fremden Volkstums so sehr den Traditionen, ja den faktischen Interessen des moskowitischen Absolutismus, daß sie unmöglich Selbstzweck sein konnte, sondern eben nur ein Mittel zum Zweck, welches man fallen ließ, sobald der Zweck erreicht war. Rußland nahm nur deshalb urplötzlich die volksbeglückende Maske vor, um die Slawen Österreichs und der Türkei zu kaptivieren und hiedurch der Realisierung seiner freundnachbarlichen Gesinnungen gegen diese beiden Staaten näher zu kommen. Aber

man weiß — besonnen bleiben, wo nationale Gefühle sprechen, immer nur wenige. Viele Popen, viele Lehrer begeisterten sich für Rußland. Und wo ideale Motive nicht wirkten, da wirkte — der Rubel. In jedem Kreise gab es mindestens einen Mann, der Geld und Broschüren zu verteilen hatte. Für Barnow und Umgegend hatte der hochwürdige Herr Konstantin Barszynski diese Aufgabe übernommen.

Die Russen hatten da ihren Mann gut und schlecht gewählt, je nachdem man's nimmt. Gut, weil der brave Konstantin keinerlei patriotische oder moralische Bedenken kannte und sich willig auch zum Spion hergab, sofern man ihn nur entsprechend dafür bezahlte. Schlecht, weil niemand dem Ehrenmann recht traute und sich seine Tätigkeit daher notgedrungen auf die Verteilung von Broschüren an junge Leute beschränkte. Vielleicht hätte er übrigens auch für die Rubel Abnehmer finden können, sofern er gewollt hätte. Aber Konstantin wollte nicht. Er war der Ansicht, daß es vor allem notwendig sei, zunächst sich selbst fortwährend in den Sympathien für Rußland zu bestärken. Was er empfing, brauchte er nicht zu verrechnen, das war ja „Vertrauenssache". Und so gedieh denn Konstantin auf seiner mageren Pfarre immer besser und wurde allmählich ein wohlhabender Mann.

Minder gut gedieh die russische Sache in der Gegend, welche seiner Obhut anvertraut war. Ich hatte Gelegenheit, dies zu beobachten, da ich alljährlich in den Ferien in meiner Heimat war. Wenn man die Ruthenen bitter über Österreich klagen hörte,

so war dies nicht die Schuld des Konstantin, sondern unmittelbar der Polen und mittelbar der Regierung. Auch der Hinweis, daß es den Brüdern in Rußland besser gehe, war just nicht notwendig auf Rechnung der Agitation zu setzen. Während man aber anderwärts exaltierte Reden vernahm, häufig bedenklichen Broschüren begegnete, wohl auch kleinen Demonstrationen beiwohnen konnte, deren Regisseur sicherlich der Rubel war, weil sie sonst gar nicht im Charakter dieses Volkes liegen — blieb es in und um Barnow still, recht still. Das kränkte den hochwürdigen Konstantin nicht sehr, um so mehr aber seinen Martin. Er wirkte auch „aufklärend" auf die Massen ein, wo er konnte, und bekam darum einmal von den Bauern in Biala furchtbare Prügel. Das machte ihn vorsichtiger und er hielt sich nur noch an Seminaristen und junge Lehrer. Viel mag er auch da nicht gewirkt haben.

Da ich unseren Martin dergestalt alljährlich durch zwei Monate in Galizien wirken sah, so wurde mir auch früh klar, was er während der übrigen zehn Monate am Gymnasium zu Czernowitz in der Bukowina trieb. Mit einer Verschlagenheit, die in so jungen Jahren nicht häufig sein mag, wußte er dies zu verbergen, schob auch immer andere vor und trieb sein Handwerk im geheimen. Wenn unsere Ruthenen urplötzlich ein schönes, neues Lied zu singen wußten, in welchem der Zar als Väterchen figurierte, so sang zwar unser Martin nicht mit, „weil er eine schwache Stimme habe," aber er hatte es gelehrt. Wenn während der Lehrstunden eine Karte zirkulierte, auf-

welcher von der Adria bis zum Ural alles rot angestrichen war: „Slawisches Kaisertum" — unser Martin hatte sie mitgebracht, beschaute sie jedoch anscheinend mit dem naivsten Erstaunen. Und wenn es plötzlich wieder auf der Wiese hinter dem Volksgarten, wo wir uns an den freien Nachmittagen zu finden pflegten, aus nationalen Gründen blutige Köpfe setzte, so hatte zwar unser Martin alles angestiftet, hielt sich jedoch selbst klüglich zurück, mahnte wohl auch, wenn schon die Püffe flogen, zu friedlicher Eintracht. In allen nichtpolitischen Dingen aber, und was insbesondere die Disziplin betrifft — da war er freilich keck und trotzig, weil er sich sonst bei seinen Gefährten um allen Respekt gebracht hätte. In all' dem war solche schlaue, kaltblütige Zähigkeit zu erkennen, daß ich mich oft fragte, ob diesem siebzehnjährigen Burschen überhaupt eine ideale Regung zuzutrauen sei. „Wirkte" er da in der Tat aus Überzeugung oder als Sohn seines Vaters oder — wurde er selbst bezahlt?! Er schenkte mir hier und da, selten, aber doch häufiger, als mir lieb war, die Ehre seines Besuchs, um die deutschen Aufgaben mit mir zu „besprechen". Und bei einem solchen Besuche fragte ich ihn einmal: „Du, ist der feine Herr im Zobelpelz, der einmal bei deinem Vater war, vielleicht auch bei dir gewesen?" — Er wurde blaß. „Der kam ja, um Getreide zu handeln . . ." — „So?" sagte ich. „Aber weißt du vielleicht noch, was die Mutter vom Vater gesagt hat?" — Er schwieg lange, dann lachte er. „Häusliche Zwistigkeiten, weißt du! Jetzt weiß ich, welch trefflicher Mann mein

Vater ist! Und wenn er auch vielleicht von Freunden jenseits der Grenze eine kleine Unterstützung genommen hat, wen geht das an?" — „Mich nicht," meinte ich, „aber nimmst du auch schon solche kleine Unterstützungen?" — Er wurde wieder blaß, dann rot und rief endlich nach langer Pause entrüstet: „Ich bin nicht, wie mein Vater, ich lasse mich für meinen Patriotismus nicht bezahlen!" — damit ging er. Er war da aus der Rolle gefallen, aber äußerst geschickt und nach langer Überlegung. Von jener Stunde ab taxierte ich unseren Martin als: „Martin — den Rubel".

Ich tat ihm da kein Unrecht. Dies wurde offenbar, als die russische Regierung in Czernowitz ein Konsulat errichtete. Wer etwa Konsulate nur vom Standpunkt der Handelspolitik zu beurteilen gewohnt war, der mußte sich über diese Errichtung sehr verwundern. Der Handel der Stadt ist ziemlich bedeutend, aber er ist teils Binnenhandel, teils vermittelt er den Verkehr zwischen Deutschland und Rumänien. Die Handelsbeziehungen zu Rußland sind höchst geringfügig, ebenso der Personenverkehr zwischen der Bukowina und Bessarabien. In der Tat hatte der neue Konsul so wenig offizielle Geschäfte, daß er sich voraussichtlich sehr langweilen mußte. Der Mann langweilte sich aber gar nicht, im Gegenteil, er entwickelte eine rastlose Tätigkeit. In welchem Sinne? Er braucht wohl kaum gesagt zu werden. Die Früchte zeigten sich auch bald. Während bisher nur die ruthenischen Schüler etwas aufgeregt waren, wurden es nun auch einige

Popen, einige Lehrer. Bald bezeichnete man im Lande einen griechisch-katholischen Priester, der sich auch als Heilkünstler und Wunderarzt versuchte, offen als russischen Agenten. Mit unserem Martin aber ging eine große Wandlung vor, äußerlich und innerlich. Äußerlich trat er mit einer Eleganz auf, wie sie in unserer Schule bisher unerhört gewesen, und hatte überhaupt goldene Tage. Aber auch die innere Wandlung war groß. Er trug bisher seinen Patriotismus versteckt, nun aber offen. Er war bisher ziemlich fleißig gewesen, nun wurde er faul. Er habe, meinte er, den deutschen Plunder nicht mehr nötig und „mein Freund, der Konsul, wird schon für mich sorgen!" In der Tat ging er im Konsulat aus und ein, er sei dort, erzählte er jedermann, „Sekretär und Übersetzer". Das war vielleicht richtig, gab er sich doch auch sonst alle Mühe, jeden Ruthenen ins Russische zu übersetzen. Die klassischen Sprachen interessierten ihn aber nun weniger und so kam's, daß er in der Septima (Unterprima) stecken blieb. Das war Ende Juni 1866. Gleichzeitig ereilte ihn ein anderes Unglück. Der Krieg brach aus und dem bedrängten Österreich wurde die Mehrzahl der Ruthenen wieder treue Bürger. Der Staat hatte ihnen schweres Unrecht getan, sie grollten ihm, aber in der Stunde der Not standen sie doch wieder gut und brav zu den alten Fahnen. Als die Gymnasiasten und Studenten der Bukowina sich zusammentaten und dem Landeschef, dem trefflichen wackeren Baron Myrbach anboten, ein Freikorps zu bilden, da fehlten auch die Ruthenen nicht. Martin war damit höchst

unzufrieden — das ließen wir passieren. Als aber am Abend des 4. Juli die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz einlief, hielt er in einem Biergarten eine kleine Freudenrede, und die ward ihm übelgenommen. Seine eigenen Landsleute und Gesinnungsgenossen erbaten sich von uns die Ehre, ihn durchprügeln zu dürfen, und taten dies so ausgiebig, daß wir anderen aus Menschlichkeit intervenierten. Daraufhin verschwand Martin, tauchte auch im Herbste nicht mehr auf, weder im Gymnasium, noch im Konsulat.

Erst im Dezember 1867 kam er mir wieder zu Gesichte; er oder richtiger nur sein Name. Es war in Wien, im seligen „Akademischen Leseverein". Da fand ich einmal am schwarzen Brette einen Aufruf an die „Slawen", sich an der Gründung eines „Allgemeinen literarischen Vereins" zu beteiligen, und im Namen des Komitees zeichnete: „Martin Konstantinowitsch Barszynski, stud. phil." Diese Unterschrift bewies auch, daß unser Martin unter der Hand einen kleinen Wechsel der Nationalität vorgenommen, denn die Ruthenen führen des Vaters Namen nicht — nur die Russen. Als ich ihm kurz darauf im Leseverein begegnete, bestätigte er mir dies in seiner Weise. „Ich nenne mich auch Konstantinowitsch," sagte er, „weil ich von dem Irrtum zurückgekommen bin, daß Ruthenen und Russen verschiedene Stämme sind. Sie sind e i n Stamm und weil die Russen vorgeschrittener sind, müssen wir Ruthenen uns nicht auf Kleinigkeiten steifen. E i n Stamm und alle Slawen e i n e Familie

und Friede und Eintracht ..." — „Schon gut," sagte ich, „bei der letzten Beseda hat Polizei einschreiten müssen, um die Kroaten und Tschechen wieder auseinander zu bringen." — „Mißverständnisse!" erwiderte er leichthin, „kennen wir uns erst, dann achten wir uns auch. Dazu soll eben der Verein dienen, den wir gründen! Wahrscheinlich werde ich Präsident." — „Ich gratuliere!" sagte ich. „Aber woher dein plötzliches Interesse für Literatur?" — „Literatur?" sagte er langgedehnt und zuckte die Achseln. „Ich bitte dich, was kann man nicht alles ‚Literatur' nennen! Aber," fügte er rasch hinzu, „auch für Literatur interessiere ich mich, natürlich nur für slawische!" — Dann aber erzählte er mir, wie er überhaupt in die Lage gekommen, an der Wiener Hochschule Vereine zu gründen. Er war nach Ungarn gegangen und hatte sich dort „für Geld und gute Worte" ein Maturitätszeugnis verschafft. Das war damals ein beliebter Ausweg aller Faulenzer und Dummköpfe, bis später Hasner diesem Unfug, der allmählich eine traurige „berechtigte Eigentümlichkeit" Österreichs geworden, dadurch beseitigte, daß er ungarische Maturitätszeugnisse nur dann als gültig betrachten ließ, wenn der Kandidat seine Studien an einem ungarischen Gymnasium gemacht. Doch mußte sich Martin da sehr beeilt haben; denn im Mai und Juni war er in Moskau gewesen, als Pilger in jener famosen Schar, welche sich angeblich auf eigene Kosten zur slawisch-ethnographischen Ausstellung begeben, in Wahrheit auf des Zaren Kosten, um der Welt zu beweisen, daß Alexander Nikolajewitsch

der Heiland und Erlöser sei, zu welchem die Slawen Österreichs emporblickten. Er wurde nicht müde, die Pracht dieser Ausstellung, die Leutseligkeit des Zaren, die Begeisterung der Bevölkerung zu schildern. „Und diese Ansprachen!“ rief er aus. — „In welcher Sprache seid ihr denn begrüßt worden?“ fragte ich. — „Nun — Slawisch!“ — „Aber es gibt ja keine slawische Sprache!“ — „Ich meine Russisch!“ — „Aber das habt ihr ja nicht alle verstanden, höchstens einige!“ — „Manchmal auch Französisch!“ gestand er zu. — „Aber das konnten ja auch die wenigsten von euch?! Sind keine Reden gehalten worden, die ihr alle verstanden?“ — „Hm! ja!“ sagte er zögernd. „Ja — in deutscher Sprache! Aber daran seid ja ihr schuldig, warum habt ihr uns ‚germanisiert‘, warum habt ihr uns eure Sprache aufgedrängt?“

Ich erinnere mich nicht mehr, welche Antwort ich ihm darauf gegeben; jedenfalls muß sie sehr deutsch gewesen sein, denn er verließ mich mit einiger Beschleunigung. Doch kehrte er immer wieder zu mir zurück und sprach mich an, wenn wir einander begegneten, was ziemlich oft geschah — im „Akademischen Leseverein“, welcher Studenten aller Nationalitäten und Parteien umfaßte. An Gesprächsstoff fehlte es nicht, denn es ging damals sonderbar zu an der Wiener Hochschule, sehr sonderbar. An glühendem Eifer, an wilder Bewegtheit standen jene Tage sicherlich den Märztagen kaum nach, aber sie unterschieden sich doch sehr von jenen. Damals handelte man auch, jetzt redete man nur, damals war die ganze Studenten-

schaft einig, jetzt in unzählige Parteien geteilt, welche sich bitter befehdeten, damals dominierte die große Freiheitsfrage, jetzt die Frage der Nationalitäten! Es hat wohl nie einen Versammlungsraum gegeben, der ein größeres Tohuwabohu von Ansichten und Überzeugungen umfaßte, als der große Lesesaal jenes Vereins in den ersten Monaten von 1868. An jedem Tischchen saß eine andere Partei, und wer da eintrat, las die Zeitungen seiner Partei und debattierte dann darauf los. Die Sprachen konnte man noch zählen — etwa ein Dutzend — die Zahl der Parteien aber war wirklich kaum festzustellen. Unter den Deutschen allein gab es deren fünf! Erstens die „Zentralisten", welche sich auch „Groß-Deutsche" oder „Groß-Österreicher" nannten. Sie haßten Preußen, verwarfen den Dualismus und träumten trotz Königgrätz und ungarischer Krönung von einem großen deutschen National- und Kulturstaat, welcher unter dem Szepter der Habsburger alle Lande vom Rhein bis zum Pontus Euxinus umfassen sollte. Zweitens die „Demokraten", welche einem kaum minder utopischen Programm huldigten: Republik in Deutschland, mit Einschluß Deutsch-Österreichs. Drittens die „Klerikalen", welche ohne weitere politische Gesichtspunkte alles haßten, was gegen Rom war. Viertens die „Dualisten", auch speziell „Deutsch-Österreicher" genannt, welche den Norddeutschen Bund bloß durch die Wucht der Verachtung, aber nicht durch Waffengewalt bekämpft wissen wollten, die Dezemberverfassung wie ein Heiligtum verehrten und sich insbesondere vor Giskra beugten.

Endlich die zahlreichste Partei, welche wohl die Hälfte der gesamten Studentenschaft umfaßte: die „Deutschnationalen". Sie jubelten Bismarck zu, begeisterten sich für den Ausbau des deutschen Einheitstaates und standen dem Bürgerministerium sehr kühl gegenüber. Ebenso gab es unter den Ungarn drei Parteien: die „Deakisten", die „Kossuthianer" oder „Unabhängigen" und die „Klerikalen". Die Rumänen schieden sich in zwei Gruppen: die „Nationalen", welche von einem Dako-Rumänischen Königreich träumten, und die „Österreicher", welche sich insbesondere aus der Bukowina rekrutierten, und treu zum Staate standen. Je nach dem Kronlande schieden sich auch die Italiener in „Italianissimi", aus dem Trentino und Triest, und „Austriaci", aus Dalmatien, weil die jungen Leute aus Spalato und Ragusa wohl fühlten, daß mit dem Untergang der österreichischen Herrschaft auch ihrem Volkstum das letzte Stündlein geschlagen. Das wären also bisher zusammen zwölf Parteien, unter den Slawen aber gab es deren mindestens dreißig. Ganz abseit standen die Polen, welche nach außen einig auftraten, obwohl sie in Wahrheit in drei Parteien zerfielen, welche sich grimmig bekämpften: Aristokraten, Demokraten und Klerikale. Unter den übrigen Slawen waren zunächst die „historischen" Parteien oder „Separatisten" zu unterscheiden. Sie hielten zähe an der Eigenart der einzelnen Stämme fest und waren der Ansicht, daß zunächst die Entwicklung des Kulturlebens jedes einzelnen Stammes angestrebt werden müsse. Das war das theoretische Programm,

in Wahrheit wurden sie von Neid und Eifersucht getrennt. So gab es eine spezifisch tschechische, slowakische, ruthenische, eine spezifisch slowenische, serbische, morlakische, endlich eine spezifisch kroatische Partei. Unter den Kroaten gab es sogar zwei separatistische Richtungen, die „Nationalen" und die „Starcevicianer". Im Gegensatz hierzu standen die Panslawisten, welche doch wieder in eine demokratische und kaiserlich russische Partei zerfielen. Erstere stellte als ihr Programm eine Föderation slawischer Republiken auf, das Programm der letzteren lautete natürlich kurz und bündig: Vereinigung unter russischem Szepter. Das Haupt der „Demokraten" war ein geistvoller, vielbelesener, aber durch seine schreckliche Verwahrlosung unheimlicher Mensch, der Mediziner Sergei Wassiliewitsch Nikanow, ein Russe aus dem Charkower Gouvernement. Er hatte zuerst in Charkow, dann in Zürich studiert, hielt sich nun angeblich zu gleichem Zwecke in Wien auf, studierte jedoch hier ausschließlich die slawischen Studenten. Für seine Person bedürfnislos, wie Diogenes, gab der blasse, hagere Mensch gleichwohl viel Geld aus, um andere zu gewinnen und an seine Person zu fesseln. Dieser zynische Mensch, dieser krasse Nihilist war gleichwohl ein Fanatiker seiner Überzeugung: er glaubte an die „heilige Sache der roten Republik" unter den Slawen. Er, der die Berechtigung des Eigentums leugnete, alle Tugenden als Gewohnheiten erklärte, verwendete gleichwohl von den Geldern, die ihm aus Genf und London zuflossen, nur das Notdürftigste auf seinen

Unterhalt, litt Hunger und Kälte und ließ andere praſſen, ſofern ſie nur ſeine Broſchüren laſen und ſeinen Theorien zuſtimmten. Unſerem Martin war dieſer Sonderling höchſt unbequem, denn wohl war auch er Panſlawiſt, aber daneben kaiſerlich ruſſiſch. Und wohl war er glücklicher als Nikanow, da ſich ihm viele exaltierte Tſchechen, Ruthenen und Serben anſchloſſen, dennoch empfand er die gleichzeitige Wirkſamkeit dieſes grundehrlichen Fanatikers wie ein Damoklesſchwert über ſeinem Haupte. Nicht mit Unrecht, wie wir ſpäter ſehen werden.

Wer ſich jenes Getriebe von Parteien vergegenwärtigt, welches die vorſtehenden Zeilen nur eben anzudeuten, nicht zu ſchildern vermocht, wer hierzu erwägt, daß es junge, leidenſchaftliche Studenten waren, die ſo in verſchiedenen Lagern zerſplittert gegen einander ſtanden, wird leicht erkennen, daß es damals an der Wiener Hochſchule mehr intereſſant als behaglich zuging. Ich begreife heute nicht, wie wir damals überhaupt noch dazu kamen, Kollegien zu beſuchen, oder gar Prüfungen zu machen. Die fieberhafte Aufregung wollte gar nicht enden, ſie war in Permanenz erklärt. Wie all die Parteien ſich durcheinander ſchoben, hin und her drängten und bekämpften, welche ſeltſamen Allianzen und Kompromiſſe da geſchloſſen und gebrochen wurden, wie es in den einzelnen Vereinen zuging und wie erſt in den allgemeinen Studentenverſammlungen, wo wir aneinander gerieten — dies alles gehört zu jenen Dingen, die kaum eine Feder gebührend ſchildern kann. Es handelte ſich meiſt nur

um lächerliche Kleinigkeiten; die Zusammensetzung eines Ballkomitees und dergleichen — aber mit welcher leidenschaftlichen Glut ward da deklamiert, verhandelt, gewählt und gestimmt! Wir Deutschen waren stets in eminenter Majorität, aber selten einig, und gewöhnlich siegte eine Partei über die andere mit Hilfe der Ungarn oder Slawen. Dann mischte sich freilich einige Scham und Reue in den Jubel der Sieger — besser wurde es nicht. Nach wie vor standen sich Deutschnationale, Demokraten und Österreicher schroff gegenüber. Übrigens hatte das nicht viel zu sagen — in der Folge hat das Leben an uns allen diese Gegensätze abgeschliffen. Es geschah dies naturgemäß: die Aufgabe der Deutschen in Österreich liegt so klar, daß schließlich auch jeder halbwegs klare Kopf darüber nicht im Zweifel bleiben kann.

Anders bei den Slawen. Der Riß, der diese trennte, war in Wahrheit ein tiefer, ja unüberbrückbarer. Der Gegensatz zwischen Separatisten und Panslawisten war etwas Lebendiges, kein bloßes Streiten um Prinzipien, sondern eine praktische Frage, deren Entscheidung zunächst für das geistige Leben und damit für das gesamte Schicksal dieser Stämme von ungeheurer Wichtigkeit war. Kaum minder groß war der Gegensatz zwischen den Panslawisten selbst. Daher schnitt innerhalb der slawischen Studentenschaft der Kampf der Parteien viel tiefer ein, als unter den Deutschen oder Ungarn, daher wurde er hier mit allen Mitteln, mit fast wahnsinniger Leidenschaft geführt. Sergei Wassiliewitsch Rikanow und Martin Kon-

stantinowitsch Barszynski waren von vornherein Todfeinde, sie mußten es sein. Denn unser Martin war in der Tat der Führer und Agitator der kaiserlich-russischen Partei; über seine Absichten, über den Ursprung seiner Geldmittel war niemand im Zweifel. Auch ging er ruhig, ja mit einer gewissen Ostentation im russischen Botschaftspalais in der Wollzeile aus und ein. Er mußte sehr viel Geld erhalten, denn er verwendete sogar Ansehnliches auf die Zwecke, für die man es ihm gab und sich selbst zu vergessen, lag nicht in seinem Wesen. Sein „Allgemeiner literarischer Verein" kam zustande, erfreute sich sogar vieler Mitglieder, denn bei den Versammlungen war das Bier frei und auf einige Gelder kam es dem Herrn Präsidenten nie an. Ich gestehe: Martin verstand seine Sache gut, denn er präsentierte trefflich nach außen und wühlte rastlos nach innen. Seine Tätigkeit mußte notgedrungen eine vielseitige sein, erstlich galt es, die Separatisten zu überzeugen, ihre kleinen Vereinigungen zu sprengen und sie ins Lager des „Allgemeinen Vereines" hinüberzuziehen, zweitens mußten die Gewonnenen recht gedrillt und zusammengehalten werden, endlich galt es, Nikanow und seinen Anhang im Schach zu halten und sorglichst zu beaufsichtigen. Das letztere war vielleicht das Schwerste. Denn Nikanow war seinem Gegner an Geist und Bildung überlegen und sein glühender, derber, selbstloser Fanatismus mußte naturgemäß auf jugendliche Gemüter stärker wirken, als die kalte, glatte List des eleganten Barszynski. Und wo der nicht, wirkte das Geld, welches nichts

von seiner Zauberkraft verlor, auch wenn es aus der Tasche eines zerlumpten Nihilisten kam. Denn Nikanow schien der Ansicht, man dürfe einen Rock nicht ablegen, bis dieser sich selbst ablege und in Stücken von den Schultern falle. Seine Anhänger schämten sich, mit ihm auf der Gasse zu verkehren und wenn er so, die schäbige Pelzkutschma auf dem haarumstarrten Haupte, mit bleichem, hagerem, verkniffenem Gesichte, mit unheimlich glühenden Augen auf dem Universitätsplatz stand, so mochte sich manche mitleidige Seele bewogen finden, ihm einen Kreuzer zukommen zu lassen. „Der Bettler," sagte auch Barszynski verächtlich. Gleichwohl genierte ihn, wie gesagt, dieser Bettler sehr. Wenn Martin in der Anwerbung von „Brüdern" glücklicher war, so geschah es nur, weil seine Deklamationen viel plausibler klangen. Man glaubt eher an die offizielle Macht eines Riesenstaates, als an die Kraft eines versteckten, zerfahrenen, verfolgten „Komitees". Hinter dem einen Programm standen Hunderttausende von Bajonetten, hinter dem anderen bloß einige tausend Abenteurer, verstreut nach allen Richtungen der Windrose. Auch darf man nicht vergessen, daß es *slawisches* Material war, welches die beiden bearbeiteten — Söhne stummer, an Gehorsam gewohnter Stämme, welche das Ducken gleichsam mit der Muttermilch eingesogen.

Wer erwägt, wie wenig sich beide in acht nahmen und wie beide den nackten, schlichten Hochverrat predigten, dem wird es seltsam erscheinen, daß sich die österreichische Polizei so gar nicht um diese Dinge

kümmerte. Aber es war so. Die Polizei hatte anderes zu tun. Nicht etwa, als ob sie den Studenten geringe Beachtung geschenkt hätte, uns Deutsche bewachte sie mit Argusaugen und wenn bei einem Kommers der Name „Bismarck" fiel, so trugen es die offiziellen und nicht offiziellen Vertreter der heiligen Hermandad gewissenhaft in ihre Notizbücher ein und es fehlte nicht an Vorladungen, Untersuchungen, Auflösung von Burschenschaften und dergleichen. Die beiden feindlichen Brüder aber ließ man ruhig gewähren und die Polizei richtete erst ihr Augenmerk auf dies Treiben, als sie mit der Nase darauf gestoßen wurde.

Von wem? Von den beiden Herren selbst! Es ist eine kuriose Geschichte, welche sich übrigens in slawischen Kreisen mehr als einmal wiederholt hat. Wenn die guten Leute gegeneinander nicht mehr aufkommen können, so rufen sie den Staatsanwalt zu Hilfe. In unserem Falle begab sich die Sache wie folgt.

Bekanntlich wurde im Hochsommer 1868 zu Wien das Schützenfest gefeiert. Bereits Monate vorher war die Wiener Studentenschaft in fieberhafter Aufregung, die Deutschnationalen waren gegen eine Beteiligung, die Österreicher und Demokraten für eine solche. Je sichtlicher die welfisch-kleindeutsche Tendenz des Festes hervortrat, desto höher gingen die Wogen der Bewegung. Eine allgemeine Studentenversammlung sollte über die Frage entscheiden. Auch die Slawen erschienen und Nikanow beorderte seine Leute, gegen eine Beteiligung zu stimmen. Martin hatte gleiches im Sinne, aber als er die Haltung Nikanows gewahrte,

ward er urplötzlich ein begeisterter Freund des Festes. Und da sein Anhang groß war, so wurde die Beteiligung mit starker Majorität beschlossen. Nach der Versammlung trafen beide Parteien zusammen und Nikanow verhöhnte seinen Gegner, weil er ein „germanisches Fest" unterstützt, Martin blieb die Erwiderung nicht schuldig und Nikanow gab ihm eine Ohrfeige. Worauf Martin nichts übrig blieb, als Nikanow zu fordern, der freudig annahm. Nun aber dachte Martin nach, reiflich und lange, und eine Frucht seines Nachdenkens war ein langer Brief an die Polizei, der über Nikanows Tätigkeit die schätzbarsten Aufschlüsse gab. Das Schreiben war anonym, aber es enthielt so zahlreiche positive Angaben, daß die Polizei eine Haussuchung bei Nikanow vornahm, welche in der Tat jene Angaben als begründet erwies. Nikanow wurde eingezogen, Martin triumphierte. Aber nicht lange. Nikanow gestand, was er nicht leugnen konnte, aber er mochte den Todfeind nicht auf dem Terrain lassen, welches er selbst aufgeben mußte. So gab er denn seinerseits einige Notizen zur Biographie unseres Martin und auch hier war bald die Richtigkeit der Denunziation erwiesen. Nun saßen die beiden panslavistischen Brüder in demselben Hause und hatten immerhin einige Tage Gelegenheit, über ihre Mission nachzudenken.

Aber nur einige Tage! Denn man wollte von offizieller Seite keinen Lärm schlagen, unterschätzte wohl auch die Früchte, welche die Tätigkeit der beiden Herren bereits getragen, und hielt es für das Klügste,

wenn man beide in aller Stille unschädlich machte. Sie waren russische Untertanen, auch Martin, welcher seine österreichische Staatsbürgerschaft rechtzeitig abgelegt. Man wies sie aus, und die Sache war beendet, die wenigen Protokolle wurden Makulatur.

Mit Nikanow traf ich später nur noch einmal zusammen, im Mai 1872, in Baden-Baden. Er war noch immer derselbe zerlumpte, fanatische, ehrliche Mensch und bewohnte ein kleines Dachstübchen bei den „drei Königen". Er sei Korrespondent verschiedener Blätter, erzählte er mir, und sehr beschäftigt. Ich glaubte ihm nur das letztere, im Hinblick auf die starke russische Kolonie. Seitdem habe ich nie wieder von ihm gehört ...

Anders aber unser Martin. Ich habe ihn seit jener Katastrophe noch zweimal gesehen und einmal von ihm gelesen. Wohl setzt sich daraus kein vollständiges Bild zusammen, aber ich schreibe ja hier weder einen Roman, noch eine Biographie, sondern nur den Bericht darüber, was mir bekannt geworden über die edlen Bestrebungen eines Menschen, der weniger als Individuum in Betracht kommt, denn als Typus.

Wohin er sich im Juli 1868 gewendet, als er Österreich verlassen mußte, weiß ich nicht. Ich vermute, er war bald wieder da, und zwar in Böhmen. Ich schließe dies daraus, daß er 1871, als ich ihm begegnete, auf das genaueste mit den tschechischen Verhältnissen vertraut war, so, wie es nur nach jahrelangen Studien möglich. Auch gab er mir da unter anderem

eine Schilderung jener berüchtigten Versammlung am Ziskaberge bei Prag, 28. September 1868, die er sich schwerlich aus Zeitungsberichten zusammengelesen hatte. Gewiß aber ist, daß der gute Martin vor jenem Tage, den wir Österreicher, aus verschiedenen Gründen, nie vergessen sollten, jenem 10. Januar 1870, da der Friede von Knezlac geschlossen wurde, in Dalmatien war und sich nicht bloß ethnographischer Studien halber unter unseren südlichsten Mitbürgern aufhielt, welche selbst so schöne lange Nasen haben und anderen Leuten nicht einmal ihre kürzeren lassen wollen. Denn über seine dortige Tätigkeit liegt mir ein origineller Beweis vor, ein Feuilleton der „Moskauer Zeitung" vom Februar 1870, jenes Blatt der Professoren Katkow und Leontjew, welches einst in Rußland eine größere Macht gewesen, als je ein anderes Journal in irgendeinem Staate. Hoffentlich hat es auch minder naive Publizisten in seinem Dienste gehabt, als den anonymen Verfasser jenes Feuilletons „Charakterköpfe aus Montenegro", welches mir ein Jugendfreund, der einst mit mir und Martin auf derselben Schulbank gesessen und heute einsam unter Wölfen und Huzulen als Landpfarrer in den Karpathen haust, wenige Wochen nach Erscheinen übersendet hat. Ich habe den Ausschnitt treulich aufbewahrt und übersetze folgende Stelle wörtlich:

„Du junges Rußland, wie bist du brav und heldenkühn, wie bist du stolz und edel! Aus deinem Adlerhorst heraus, von der urkräftigen gesunden Erde unseres heiligen Landes fliegst du auf stolzem Fittich in den entarteten Westen hinein! Wo die Be-

drängten deines gewaltigen Stammes bluten, bist du zu finden. Du bringst ihnen mit glühenden Worten das Bewußtsein der Freiheit bei, du lösest die Fesseln ihres Armes, du bewaffnest ihn gegen die Dränger! Nicht bloß das Licht deines Geistes, auch das Blut deiner Adern gehört den Unterdrückten!

Du junges Rußland, wie bist du herrlich! Und doch! — so vielen ich schon begegnet, die mir in ihrer selbstlosen Hingabe an die Interessen unseres Stammes fast wie Halbgötter erschienen sind — keinen Herrlicheren noch hat mein Auge geschaut, als jenen Heldenjüngling, den ich am Hofe zu Cettinje jüngst kennen lernen durfte. Es ist mir ein Stolz, daß mir der Edle so rasch befreundet worden, um mir sein Leben zu erzählen! Es ist mir ein Stolz, daß ich hier davon berichten kann! Es wird euch allen auf der fernen, teuren Heimatserde ein Stolz sein, davon zu lesen.

Ich schmücke nicht aus, hier ist die Wahrheit herrlicher, als alle Phantasie! Vernehmt denn das Leben eines echten Sohnes Rußlands! Martin Konstantinowitsch Barschtschinskoi ward im Sommer 1848 auf seines Vaters Schlosse im Gouvernement Jekaterinoslaw geboren. Pracht und Herrlichkeit umgaben seine Wiege, denn Konstantin Jegoriewitsch Barschtschinskoi war einer der reichsten Edelleute Südrußlands — vierzigtausend Seelen saßen auf seinen Gütern. Reich, verehrt und mächtig, wie ein Halbgott, entbehrte er nur eines Glückes: eines E r b e n! Ihr könnt euch denken, wie er jubelte, als ihm Martin geboren ward, ihr könnt euch denken, welche Erziehung der Knabe erhielt! Vortrefflich, aber in echt slavischem Geiste ward er gebildet, nicht im Westen, wo sogar das bißchen Gelehrsamkeit in Fäulnis geraten, sondern im ehrwürdigen Moskau. Der Jüngling ward stark wie ein Riese, schön wie Apoll, klug und weise, wie die Eule des Altertums. (Was das heißen soll, weiß ich nicht, vermutlich eine Anspielung auf den heiligen Vogel der Pallas Athene. A. d. V.) Darum nützte er auch, als ihm sein Vater vor drei Jahren starb, seinen Reichtum und seine Selbständigkeit, nicht um aus dem Sumpfe der Zivilisation zu trinken, sondern um unserer gemeinsamen Mutter Slawa ein Ruhm zu sein. So war er insbesondere in jenen Ländern zu finden, wo das entartete Österreich, nach

außen so schwach, nach innen stark genug zu sein glaubt, um unseren Brüdern die Kehle zuzuschnüren: in Böhmen, in der Slowakei, in Krain, in Galizien, im, nebenbei bemerkt, rein slawischen Banat! Mutig setzte er seine eigene Person ein, großmütig verwendete er sein ungeheures Vermögen, um den Samen der Zukunft auszustreuen. Auch bei dem letzten Kampfe, wo sich slawische Heldensöhne und schwarzgelbe Schergen gegenüber standen, hat er nicht gefehlt. Auf die erste Kunde von dem Konflikte war er von Agram aus mit einem Häuflein Gleichgesinnter herbeigeeilt. Was Österreich wollte, ist bekannt: das freie Volk in der Crivoscie in sein Schergengewand kleiden — ‚Landwehrgesetz' hieß es dort! Aber nicht umsonst heißen die Crivoscianer ‚Helden der Berge', nicht umsonst war Barschtschinstoi mit seiner Heldenschar herbeigeeilt! An ihrer Tapferkeit brach sich die Macht der Schergen. — Der Ausgang ist bekannt! Nun ist Barschtschinstoi hier und genießt am Hofe jene Auszeichnung, die ihm gebührt. Mich hat er wiederholt durch längere Unterredungen geehrt, in welchen ich auch seinen politischen Scharfblick, seine genaue Kenntnis des morschen Österreich bewundern lernte. ‚Österreich,' sagte er mir, ‚hat nur einen einzigen Staatsmann: Dr. Ladislaus Rieger, nur einen einzigen Gelehrten: Dr. Franz Palacky, nur einen einzigen General: Rodich! Und die drei Männer sind Slawen!' Möge man diese Worte an der Moskwa und Newa beherzigen ..."

Mein Freund, der Pfarrer, bemerkte dazu: „Hier ist die Wahrheit herrlicher, als alle Phantasie! Unser Martin ist doch ein Kapitalkerl! Macht sogar Karriere nach rückwärts und wird als Sohn eines Edelmanns geboren! Was aber seine Karriere nach vorwärts betrifft, so befürchte ich: er endet höher, als ihm lieb ist! Mir wenigstens würde, wenn ich an seiner Stelle wäre, jedes Hanffeld, an dem ich vorüberginge, unangenehme Gedanken wecken ..."

... Achtzehn Monate waren vergangen, seit ich

Brief und Blatt erhalten, ich hatte des „Heldenjünglings“ nicht mehr gedacht, auch auf politischem Gebiete begab sich damals bekanntlich vieles, was noch mehr interessierte, als russische Wühlereien. Der Februar 1871 hatte uns das „Faschingsministerium“ gebracht und der September den Höhepunkt des wüsten Hexensabbats. Da war jene Zeit, wo sich Murawieffs fürchterliches Wort: „Es ist schon Sünde genug, als Pole geboren zu sein!“ in Österreich an den Deutschen erfüllte und man hatte diese Zeit mit feinstem Takte gewählt — jetzt, wo alle anderen Deutschen in einem fest gegründeten Reiche vereinigt worden, galt es ja, uns in der Liebe zu unserem Vaterlande ausgiebig zu bestärken! Ich lebte damals als Student in Graz und erfreute mich, seit ich einer Kommersrede wegen abgestraft worden, einer zärtlichen Aufmerksamkeit seitens der Polizei. Diese Grazer Stadtpolizei hatte damals überhaupt sehr viele Sorgen, denn ich glaube nicht, daß sich in irgendeiner anderen Stadt Österreichs die Entrüstung gegen Hohenwart und Konsorten energischer offenbarte, als in der Murstadt mit ihrer wackeren, ernsten Bevölkerung, welche freilich für hohle Köpfe nur eben aus gähnenden Pensionisten besteht. Mit fieberhafter Spannung folgte man dem Feldzuge, welchen die deutschen Landtage gegen das Ministerium begonnen; es regnete Kundgebungen aus der Gemeindestube; der geringfügigste Anhaltspunkt zu einer Demonstration wurde gierig aufgegriffen; wenn nachmittags die Wiener Blätter ankamen, sammelte sich in den Straßen um jeden, der eine Zeitung hatte,

eine Schar von Zuhörern; wildfremde Menschen riefen einander auf der Straße wie einen Gruß zu: „Pereat Jirecek!“ Ich hatte eben eines Nachmittags — es war in den letzten Septembertagen, in der Herrengasse — mit einigem Behagen solche Kleinigkeiten studiert, als ich plötzlich einen eiligen Schritt hinter mir hörte und sich eine Hand vertraulich auf meine Schulter legte — der gute Martin.

Ich trat einen Schritt zurück und sah ihn etwas sonderbar an, aber dieser liebenswürdige Mensch wollte mich nicht verstehen. „Fürchte nichts für mich!“ sagte er unbefangen; „ich bin ganz legitim hier! Die Ausweisung ist längst zurückgenommen, wir haben endlich, gottlob, ein Ministerium, welches Recht und Gesetz hoch hält. Es tut mir wirklich leid, daß ich aus dem Staatsverbande ausgetreten bin, jetzt ist es wieder eine Freude, ein Österreicher zu sein, jetzt endlich wieder!“ Dann wendete er rasch die Rede auf Persönliches, brachte mir Grüße aus der Heimat, woher er eben kam, und köderte mich damit wirklich für eine Unterredung. Ich sprach ihm von jenem Feuilleton. „Sand in die Augen!“ lachte er. „Übrigens hätte die Sache bald einen tragischen Ausgang für mich gehabt. Meine vierzigtausend Seelen haben dem guten Nikita — übrigens wirklich ein Held, auf Ehre ein Held! — so gewaltig in die Augen gestochen, daß er mich am Hofe behalten und mit einer Nichte verheiraten wollte. Du kannst dir meine Verlegenheit denken! Nach Montenegro gehe ich auch nicht wieder, so herrlich das Land sonst ist!“ — „Wohin sonst?“ — „Nach

Pest!" — er lachte — „wenn auch auf starken Umwegen!" — „Warum lachst du so verschmitzt?" — „Das wirst du in einigen Tagen verstehen!" versicherte er, wieder ganz ernsthaft. Dann erzählte er mir jene tschechischen Geschichten. Wir waren dabei vor meiner Wohnung angelangt und er ging seiner Wege.

Einige Tage später hielt mich ein Kroate auf der Straße an und sprach mir von unserem Martin. Es war dies der Historiker Dr. F., ein guter Bekannter, mit dem ich trotz seines nationalen Fanatismus gern verkehrte, weil er eine grundehrliche Haut und ein gebildeter Mensch war. Dieser sanfte, scheue Gelehrte war seiner politischen Überzeugung nach ein Starcevicianer, also ein kroatischer Ultra, als solcher nicht bloß ein Todfeind Ungarns, sondern auch der „Sonderbestrebungen" der Serben und Slowenen — es gebe nur eine südslawische Nation: die Kroaten, versicherte er, und historisch wie ethnographisch sei nur ein „Groß-Kroatien" dort zur Existenz berechtigt.

„Welcher geniale Mensch!" rief der ehrliche Mann begeistert, „obwohl ein Russe, ein Edelmann, ist er doch mit Leib und Seele uns Kroaten von der Starcevicpartei ergeben!" — „Ein Edelmann?" — „Nun ja — Sie sind ja sein Gespiele auf dem Schlosse seiner Väter gewesen!" Darauf schilderte ich dem Manne die Pracht dieses „Schlosses" in Czortówka. Er wurde bleich; „wenn er in allem so gelogen hat," murmelte er erschreckt und ging betrübt von dannen.

Acht Tage später las ich in den Zeitungen von dem „Aufstande von Rakovitza". Der tolle Starcevic

hatte mit einem Advokaten und einem Feldwebel von jenem Örtchen aus ein „Groß-Kroatien" zu begründen versucht. Zwei Tage dauerte der Rummel. Einige hundert Grenzer waren durch Geld und Versprechungen aufgewiegelt, mit trefflichen Gewehren bewaffnet worden. Ihre Offiziere hatten sie gefangen genommen und zogen gegen Karlstadt. Da kam Mollinary von Ogulin angerückt und zersprengte sie. Ein kläglicher, wahnwitziger Putsch! In wessen Interesse es lag, einen Feuerbrand unter die ungarischen Slawen zu werfen und so die Magyaren zu lähmen, lag klar. In dem des Ministeriums Hohenwart nicht — eine so grelle Illustration für die Folgen seiner Politik konnte es nicht brauchen. Der Putsch ward ja auch in der Folge ein Nagel zu seinem Sarge! Sicherlich kam die Aufmunterung aus einer Stadt, die weiter gegen Norden liegt, als Wien. Man grübelte damals viel darüber, woher die Aufrührer das viele Geld genommen. Unser Martin hätte es gewiß genau sagen können.

Nach Pest ist er damals nicht spaziert — mindestens auf jenem „Umwege" nicht. Aber anderes muß ihm anderwärts geglückt sein. Ich schließe das aus seinem Äußeren, als ich ihn zum letztenmal sah.

Es war dies im Mai 1877, im Speisesaale des Hotel Metropole. Ich erkannte ihn sofort, trotz der großen Eleganz seines äußeren Menschen, trotz der Verdienstmedaille, trotz des Stanislaus- und des Takovaordens. Er sah mich nicht und ich mochte ihn nicht ansprechen, auch aus Neugier nicht, ich sah ja, was er nun geworden: ein Spion höherer Sorte.

Und wo er sich seine Lorbeeren geholt, sagte mir der Orden auf seiner Brust. Sah übrigens etwas verlebt aus, der teure Genosse meiner Kindheit. An seiner Seite saß ein junges Frauenzimmer, nicht übel, aber mit echt russischer Knollennase. Sie rauchte wie ein Dampfschlot und trank Likör, wie ein alter Wachtmeister. Offenbar eine barmherzige Schwester aus Moskau, die im serbischen Lager Werke der Menschenliebe verrichtet.

So — das ist alles, was ich von Martin weiß. Vielleicht war es genug, um auch anderen davon zu erzählen. Was in den zehn Jahren, die seit unserer letzten Begegnung liegen, aus dem talentvollen Menschen geworden ist, weiß ich nicht anzugeben. Weder er noch sein Name sind mir in all der Zeit vor Augen gekommen. Möglich, daß ihn ein früher Tod ereilt, möglich, daß seine Verdienste nicht die gebührende Schätzung gefunden und er sich in untergeordneter Stellung um sein Adoptivvaterland verdient machen muß, möglich, daß er inzwischen Gründe gefunden, seinen Namen zu wechseln. Nur eines ist unmöglich: ein anständiger Mensch mit ehrlichem Erwerb ist Martin der Rubel nicht geworden.

# Die Literatur der Kleinruſſen

Mehr als ein anderes Kulturvolk haben wir Deutsche fremde Literatur übersetzt und gewürdigt, und wenn irgendwo, so ist in unserer Sprache der herrliche tiefe Gedanke einer Weltliteratur kein bloßer Traum mehr. Kein Traum, aber noch lange nicht schöne, lebendige Wirklichkeit. Viel Arbeit ist getan, größere bleibt übrig. Noch fehlt mancher unsterbliche Dichter in unserem Pantheon und das ist schmerzlich, aber weit schmerzlicher ist, daß uns noch ganze Literaturen fehlen. Denn solche Lücken treffen nicht bloß den geistig Genießenden, der gerne „von West und Osten Zaubertränke kosten" will, sondern auch den Geschichtschreiber der Kultur, ja der politischen Geschehnisse. Für stumme Völker sprechen ihre Dichter, und wo der Arm gebunden ist, da wird das Lied zur Tat. Und wäre dies Lied auch etwa nur ein hilfloses Stammeln, gering an Wucht und Wert, arm an rein poetischer Kraft, es verdiente gehört zu werden in jenem Lande, welches „das Herz Europas" ist. Aber noch fühlbarer wird der Entgang, wenn dies Lied voll und kräftig klingt, schön und herzbeweglich, wenn es — von allen anderen Gründen abgesehen — auch um seiner selbst willen gekannt zu werden verdient.

Und das gilt von jener Literatur, auf welche hier

hingewiesen werden soll. Das Volk ist stumm, aber aus den Liedern seiner Dichter klingt sein Leid und Schicksal — und diese Dichter sind Poeten von Gottes Gnaden, einer unter ihnen ein unsterblicher Genius. Ich meine die Literatur der Kleinrussen (auch „Ruthenen" oder „Russinen" genannt). Nur ihr Volkslied hat in Deutschland einige Beachtung gefunden, die Werke ihrer Dichter sind unbekannt geblieben. Vielleicht weiß hier und da ein Gebildeter, daß Taras Szewczenko ein Poet ist, den an Kraft und Tiefe der Begabung kein Dichter eines anderen slawischen Stammes übertrifft; aber das ist wohl auch alles. Wir beschäftigen uns viel mit den Literaturen der Polen und Russen, und es ist recht so: sie sind unserer Mühen wert und werden es von Jahr zu Jahr mehr. Aber von jener Literatur, die zwischen beiden steht, wissen wir nichts. Das ist ein herbes, unverdientes Geschick; herb und unverdient, wie das gesamte Schicksal dieses unglücklichen Volkes. Ehern liegt dieses dunkle Los auf seinem Dasein; seit Jahrhunderten und wahrscheinlich für Jahrhunderte. Es kann sich nicht selbst erlösen, andere Erlöser sind fern. Zäh und geduldig erträgt es sein Geschick, von keiner Hoffnung erquickt, aber auf seinem Schmerzensgang mitleidig geleitet von dem Klagelied seiner Poeten ...

Man kann das Geschick der Kleinrussen nicht erwähnen, ohne seiner Dichter zu gedenken, denn wo fände es sich erschütternder, als in ihren Versen? Und ebenso wäre es unmöglich, diese Dichter zu charakterisieren, ohne des Fluches zu erwähnen, der ihr Volks-

tum getroffen. Nach beiden Richtungen hin seien hier Andeutungen gegeben, welche dem Leser des Westens zum mindesten das Wichtigste vermitteln sollen.

## I

„Unsere Helden sind tot, unser unvergleichlicher Ruhm begraben, aber noch lebt ein Unvergleichliches in unserer Mitte, größer, als bei allen Völkern der Erde: unser Unglück!" Dies bittere Wort eines ukrainischen Gelehrten ist ein Wahrwort. Das zahlreiche Volk der Kleinrussen, seßhaft von den Abhängen der Karpathen bis in die Steppenländer jenseits des Don, ist einst geistig regsam, politisch mächtig und voll kriegerischen Ruhms gewesen, wie kein anderer slawischer Stamm. Schon in jenen grauen Tagen, da sich die ersten Spuren staatlichen Lebens auf dem Boden des heutigen Rußland gewahren lassen, galten sie als die Führer in Krieg und Frieden, und ihre ansehnlichste Stadt, Kiew, mindestens im nationalen Bewußtsein, als das Zentrum Rußlands. Freilich gelang den Fürsten von Kiew die Aufrichtung eines Einheitsstaates nicht; jeder Gau behielt seinen eigenen Lenker, und durch innere Zwietracht, wie durch Erbteilungen bildete sich sogar allmählich jene Masse von Teilfürstentümern aus, mit der verglichen selbst die wirre Kleinstaaterei des mittelalterlichen Deutschlands leicht übersehbar erscheint, aber kam es überhaupt zu einer gemeinsamen Aktion, einem Eroberungs- oder Beutezug gegen Westen oder Süden, einem Verteidigungskampfe gegen

die von Osten her vordrängenden Mongolen, dann fiel den Kleinrussen die Hauptrolle zu.

Gleich unverkennbar ist ihr Übergewicht auf geistigem Gebiete. Sie waren es, welche dem Norden und Osten das Christentum überbrachten; in ihrer Mitte erblühte, unter dem sittigenden Einfluß der neuen Lehre, unter dem belebenden Hauch einer bewegten Geschichte, das Epos und die Annalistik; die kirchliche Rhetorik und die Legende traten bald hinzu. Das „Lied vom Heereszuge Igors", die „Annalen" des Nestor, das „Paterikon" des Höhlenklosters, die Predigten des Kyrill von Turow sind kleinrussische Sprachdenkmäler, durch freie, frische Kraft und Naivetät ausgezeichnet. „Das war," urteilt Pypin, „in der äußeren Geschichte die Epoche kühner Taten; auf dem Gebiete geistiger Kultur die Zeit lebhafter Tätigkeit, denkwürdige Anfänge der Literatur und poetischer Schöpfungen." Was der Süden erzeugte, nahm der Norden auf; seine ältesten Sprachdenkmäler sind durchweg nur Übersetzungen der oben erwähnten Hauptwerke; an sich war er poetisch wie politisch steril. Eine ähnliche Erscheinung, wenn auch nicht so scharf ausgeprägt, begegnet uns ja auch in demselben Abschnitt, dem XI. und XII. Jahrhundert, der deutschen Geschichte; hier wie dort ist es kaum auszudenken, wie viel reicher und harmonischer sich die Geschicke der Nation ausgestaltet hätten, wenn die Führung dauernd dem Süden verblieben wäre; hier wie dort fiel sie später naturgemäß an den mit fremden Volkselementen vermischten Norden. Weiter freilich ließe sich die Parallele

nicht zwanglos durchführen, aber immerhin mag es den Leser, der den hier behandelten ethnographischen Verhältnissen ganz fremd gegenüber steht, halbwegs orientieren, wenn er den Gegensatz zwischen klein- und großrussischem Wesen ähnlich auffaßt, wie den zwischen süd- und norddeutscher Art, und in dem einen Punkte trifft sogar der Vergleich ganz zu, daß es auch hier dem sonst so viel reicher veranlagten Süden doch an dem einen und wichtigsten gebrach: an staatenbildender Kraft. Über einen gewissen Respekt im Frieden und die Herzogswürde im Kriege brachten es die Fürsten der Poljanen, deren Hauptstadt Kiew war, und deren Land damals einzig „Rus“ (Rußland) hieß, nicht hinaus. Ackerbauer und Krieger zugleich, von ungestümem Freiheitssinn erfüllt, widerstrebten die einzelnen Stämme jedem strengeren Zusammenschluß.

Darum unterlagen sie getrennt dem Erbfeind, dem sie vereint vielleicht widerstanden hätten. Mit ungeheurer Wucht brausten die Mongolen über Rußland hin, die Bewohner wurden zu Sklaven gemacht, der Boden verwüstet; auch Kiew sank — 1240 — in Schutt und Asche. Der Norden konnte sich wieder erholen, weil sich hier die verheerende Springflut jäh verlief, wie sie gekommen; der reichere, fruchtbarere Süden aber lockte die Eroberer, wenn nicht zu bleibendem Wohnsitz, so doch zu häufiger Wiederkehr. So schloß um die Mitte des XIII. Jahrhunderts die erste Epoche der kleinrussischen Geschichte, zugleich die einzige, in welcher sich das gesamte Volk der vollen Unabhängigkeit erfreute, und mit der Freiheit verendete auch zunächst

alles geistige Streben unter den Hufen der Mongolenrosse. Ein gleich jähes und gänzliches Verstummen all der Stimmen, durch welche eine erwachende Nation spricht, läßt sich selten in der Geschichte nachweisen. Im Unglück vergangenen Glücks zu gedenken, mag — wenigstens nach dem Worte des großen Italieners — dem einzelnen nur ein Quell bitteren Schmerzes sein, einem Volke aber ist's immer auch ein Quell heilsamer Ermannung. Kein Wunder also, daß die Kleinrussen später so oft die Tage ihrer ersten vollen Unabhängigkeit heraufbeschworen und dies noch heute tun; kein Wunder, daß sie mit einer Art leidenschaftlicher Pietät an den Literaturdenkmalen jener grauen Zeit hängen. Sie tun recht daran, denn es sind zugleich Beweise der Bildungsfähigkeit und poetischen Kraft ihres Stammes; kein anderes altslawisches Epos kann sich mit dem „Lied vom Heereszug Igors" messen, und einer Erscheinung, wie den „Annalen" des Nestor begegnen wir kaum irgendwo auf ähnlicher Bildungsstufe. Daß die Kleinrussen aber noch anderweitigen Grund zu eifersüchtiger Sorge um diese ehrwürdigen Denkmale haben, soll später klar werden, wenn wir erzählen müssen, wie man ihnen diesen nationalen Schatz zu verfälschen und zu entwenden gesucht.

Die Katastrophe von 1240 bedeutete den Kleinrussen nicht bloß den Untergang ihrer einzelnen, selbständigen Staatswesen, sondern auch die Abscheidung von ihren großrussischen Vettern; von da ab sind der Süden und der Norden in Sprache und Kultur, in ihrer staatlichen und teilweise auch in ihrer religiösen

Entwicklung durch fast vier Jahrhunderte getrennte Wege gegangen. Im Norden, wo die heimischen Fürstentümer unter dem Anprall der Mongolen aufrecht geblieben waren oder sich doch immer wieder aufzurichten vermochten, sobald dieser Anprall vorüber gegangen, vollzog sich allmählich eine politische und geistige Zentralisation; Moskau und Nowgorod wurden nicht bloß die Hauptorte mächtiger Großfürstentümer, sondern auch — insbesondere das erstere — Stätten einer eigentümlichen, freilich überaus beschränkten und früh erstarrten, aber doch immerhin nationalen Kultur; stetig vollzog sich die Assimilation der fremden, asiatischen Volkselemente im Norden und Osten, fast ebenso stetig die Entwicklung zum Einheitsstaate. Anders im Süden. Die Hauptmasse des Volkes unter fremder Herrschaft, im zähen Kampfe um Sprache, Glauben und Eigenart die besten Kräfte aufzehrend; nur einige Stämme — im Osten die Kosaken, im Westen die Galizier — ihre Freiheit länger behauptend, aber stets durch den Einfluß widriger Verhältnisse gehemmt und an gedeihlicher Entwicklung verhindert, bis auch sie dem Sklavenlose verfielen: so stellt sich das Geschick der Kleinrussen bis in die Mitte des XVII. Jahrhunderts in den allgemeinsten Umrissen dar. Wir wollen dasselbe nun, so weit es für die Zwecke der vorliegenden Darstellung notwendig, näher ins Auge fassen.

Die mongolische Herrschaft währte kurz, die wilden Horden vermochten Reiche zu zertrümmern, nicht aufzubauen; kaum drei Menschenalter nach dem Sturze Kiews begegnen wir neuen Eroberern auf dem ver-

wüsteten Boden: um 1320 säuberte der Litauer-Herzog Gedimin diese Landschaften von den Mongolen und vereinigte Wolhynien und das Gebiet von Kiew mit seinem Reiche. Das Los der Kleinrussen gestaltete sich unter der neuen Herrschaft zunächst nicht ungünstig. Gedimin, obwohl Heide, tolerierte den christlichen Glauben, seine Nachfolger wurden selbst griechisch-orthodoxe Christen. Auch standen die Unterjochten trotz des radikalen Einschnitts, den die Mongolenherrschaft in ihre geistige Entwicklung gemacht, doch noch immer auf höherer Kulturstufe, als die neuen Eroberer; ihre Sprache, dieses nie trügende Zeugnis geistiger Trägheit oder Arbeitsamkeit einer Nation, war ausgebildeter als die litauische; sie wurde — wenn nicht in ganz Litauen — so doch innerhalb der kleinrussischen Grenzen die Staats- und Rechtssprache. Allmählich, wie sich die Halme nach dem Gewitter wieder aufrichten, wurden auch wieder geistige Bestrebungen sichtbar, die an die Kiewer Tradition anknüpften. Da aber vollzog sich ein politisches Ereignis, welches für die Geschicke der Kleinrussen von verhängnisvollster Bedeutung werden sollte: die Vereinigung Litauens mit Polen. Je inniger sich die Verschmelzung beider Länder gestaltete, je mächtiger der polnische Einfluß anwuchs, bis endlich beide Staaten zu einem polnischen Einheitsstaat wurden, um so bitterer gestaltete sich die Lage der Unterworfenen. Nicht bloß um des uralten Erbhasses willen, der sich einst — vor der Mongolenzeit — in unzähligen Kämpfen entladen, noch mehr aus politischer Raison mußte den Polen der Bestand einer

gesonderten kleinrussischen Nationalität innerhalb ihres sonst ziemlich homogenen Staates ein Dorn im Auge sein; der katholische Fanatismus gegen die Häretiker, die Furcht der aristokratischen Herren vor der altslawischen demokratischen Organisation der russinischen Bauernschaft — letzteres ein bisher kaum gewürdigter und doch sicherlich schwerwiegender Faktor — traten als wichtige Motive hinzu. Und daher begann nun ein Kampf, wie er gleich hartnäckig und zielbewußt selten zwischen zwei Nationen geführt worden, ein grausamer Kampf der Mächtigen gegen die Wehrlosen, der gleichwohl nicht mit dem völligen Siege der ersteren endete. Es ist hier nicht des Ortes, der einzelnen Stadien zu gedenken, wir begnügen uns, das Endresultat zu verzeichnen. Den Polen gelang viel: aus den freien Bauern wurden Untertanen, dann allmählich sogar, freilich sehr langsam, geduldige Hörige; die vornehmen Kleinrussen schlossen sich dem herrschenden Stamme an und verschwägerten sich mit der polnischen Szlachta; die Gebiete des westlichen Kleinrußland wurden ihrer politischen Organisation nach polnische Woiwodschaften, welche sich endlich nur durch die Sprache und den Glauben der Bauern und Kleinbürger von den anderen Gebieten der Respublica Polonia unterschieden. Aber auch diesen Unterschied und damit die Nationalität selbst hinwegzuräumen, gelang den Polen n i ch t. Die kleinrussische Sprache war zur Bauern- und Kirchensprache geworden, aber als solche erhielt sie sich; die Kleinbürger und Bauern waren zäh, die griechisch-orthodoxen Popen nicht minder. Die Polen ver-

achteten diese lingua rustica, welche in Wahrheit das reinste und wohllautendste slawische Idiom ist; aber sie hätten ihr nur durch polnische Landschulen ans Leben greifen können, und Schulen für Hörige zu gründen, das stand dem Geiste jenes Zeitalters so fern, daß es nicht einmal als Mittel zum Zweck versucht wurde. Anderes aber entsprach seinem Geiste: gewaltsame Bekehrungen. Viele Greuel sind im Namen des Allerbarmers auf Erden begangen worden, selten größere als hier ... Aus den Griechisch-Orthodoxen wurden, weniger durch das Missionskreuz des Jesuiten, als durch das Schwert des Woiwoden, wenn auch nicht überall, so doch in mehreren Landesteilen Griechisch Unierte. Die Bauern fügten sich, die Popen gehorchten, aber die nationale Sprache mußte man auch nun ihrer Kirche lassen: römisch-katholisch wurden selbst diese „Bekehrten" nicht, geschweige denn die anderen. Eine Nation von armen Handwerksleuten, von Hörigen und ihren Priestern, das wurden die Kleinrussen allmählich unter polnischer Herrschaft, aber eine Nation blieben sie doch ...

Schon daraus geht hervor, daß es hauptsächlich Waffen des Charakters waren, welche die Unterdrückten ihren Drängern entgegensetzten, Zähigkeit und Duldermut. Aber auch an geistigen Waffen hat es nicht gefehlt und es gereicht sicherlich den Kleinrussen zur hohen Ehre, daß wir selbst in dieser so düsteren Epoche ihrer Geschichte von einer Art nationaler Literatur sprechen dürfen, „von einer eigenartigen und lebendigen Bewegung der Geister, die in vielen Zügen an

die alte Zeit erinnert" (Pypin). Selbstverständlich ging sie zunächst aus geistlichen Kreisen hervor, aber ihr Zweck war nicht bloß, den Glauben, sondern in ihm und neben ihm auch das gefährdete Volkstum zu schützen. Während in Großrußland die mächtige, vom Staate geschützte und gehegte orthodoxe Kirche sich immer mehr zu ödem Formelkram versteinerte, empfand es hier die grausam verfolgte, von der Propaganda halb verdrängte Kirche naturgemäß als Lebensbedürfnis, so volkstümlich als irgendmöglich zu bleiben. Daher trat hier an die Stelle des Altslawischen, weil es dem Volke unverständlich war, nicht bloß in der Predigt, sondern auch vielfach im Zeremoniell die lebendige Volkssprache; daher begegnen wir hier um Jahrhunderte früher, als im Norden, den ersten Übersetzungen der heiligen Schriften; daher schlug hier die theologische Literatur einen derben, drastischen, durchaus praktischen Ton an, ihr Zweck war ja auch nicht die gelehrte Darstellung der Dogmen oder Anregung zu mystischer Grübelei, sondern einzig die Bewahrung des gemeinen Manns, des Bauers und Kleinbürgers, vor den Einflüsterungen der Katholiken. Diese Literatur wollte stählen und trösten, wollte rasch und in den weitesten Kreisen wirken, und darum wählte sie auch nicht die Form von Folianten, sondern von Broschüren, von fliegenden Blättern, die oft neben einem derben Holzschnitt, der etwa einige Polen in der Hölle darstellte, nur kräftige Flüche gegen den Katholizismus und eine kurze, saftige Anpreisung des „alten, einzig-echten" Glaubens enthielt. „Fürchtet

euch nicht vor den Polen," ruft z. B. der derbste und populärste Schriftsteller dieser Zeit, Johann Wiszniewski, seinen Landsleuten zu, „sondern fürchtet euch vor dem Schöpfer der Polen, der ihre und eure Seelen in seiner Faust hält. Wisset, daß unsere slawische (Kirchen-) Sprache vor Gott geehrter ist, als die lateinische, aber das zu beweisen habe ich keinen Raum." Inhaltlich wie in der äußeren Ausstattung erinnert dieser kampflustige, theologisch-politische Flugschriftenschwarm lebhaft an die Broschürenliteratur, wie sie zur selben Zeit, im XVI. Jahrhundert, die Ausbreitung des Protestantismus in Deutschland begleitete und förderte, auch fehlt es mindestens an einem geistigen Berührungspunkte zwischen beiden nicht: dem Haß gegen das römische Papsttum. So mag es auch vielleicht nicht ganz ein Zufall sein, daß die ersten Buchdruckereien auf kleinrussischem Boden von Deutschen gegründet wurden, welche im Geruche „Lutherischen Teufelsdienstes" standen und auch deshalb viel Unbill ertragen mußten; die Zahl der Offizinen wuchs übrigens — der beste Beleg für die Lebhaftigkeit der ganzen Bewegung — dennoch rasch an; es gab deren bald mehr als zwanzig, darunter die meisten in ganz kleinen Städten, oder in Klöstern, wo sie sich der Beobachtung und Verfolgung des katholischen Klerus leichter entziehen konnten. An geistiger Regsamkeit übertraf damals überhaupt der geknechtete Süden den national selbständigen Norden weitaus; aus der Zeit bis 1600 kennt man heute aus dem moskowitischen Rußland 16, aus Kleinrußland 67 Druckwerke.

Auch ein anderes Mittel, den Eifer für Glauben und Volkstum in die Masse zu tragen, bildete zuerst der Süden aus: das „Bratstwo", die „Brüderschaft", d. h. die enge soziale Vereinigung aller zu einem Kirchensprengel gehörigen Gläubigen, der als wichtigstes Recht das Patronat über ihre Kirche zustand. Wie die äußere Organisation und die Aufrichtung der kirchlichen Gemeinderechte nach deutschem Muster, dem Magdeburgischen Stadtrecht, erfolgte, ebenso läßt sich nicht bezweifeln, daß auch der leitende Gedanke aus dem protestantischen Deutschland herübergeflogen: die Organisierung der Laienschaft zum Zwecke kräftiger Einflußnahme auf die Kirche. Während die „Brüderschaften" im Norden, wo sie gleichfalls allmählich Eingang fanden, niemals zu größerer Bedeutung gelangten, es sei denn für die Branntweinproduktion, behielten jene des Südens eine ernstere und edlere Richtung; sie kneipten viel, aber sie schützten ihre Kirchen und gründeten zahlreiche Schulen; auch manche Druckerei dankt ihnen die Entstehung. Sie taten dies, weil sie — wie dies ein gleichzeitiges Aktenstück ausdrückt — erkannten, „daß sie nie in solches Verderben (durch Polen und Jesuiten) geraten wären, wenn schon ihre Väter das Wissen gepflegt hätten". Anfänglich nur für kirchlich-polemische Zwecke bestimmt, nahmen diese Anstalten bald eine populärere und weltliche Richtung; ihre Frucht war es, daß zahlreiche Bürger, auch einzelne Adelige ihrer Nationalität erhalten oder zurückgewonnen wurden. Unter den letzteren wirkten die Fürsten Kurski, Obolenski und Ostrozski auch als

Schriftsteller zu theologisch-politischen Zwecken; die meisten anderen Skribenten jener Zeit waren, wie erwähnt, Priester. Ihre Namen sind in viel späterer Zeit teilweise entdeckt und der Vergessenheit entrissen worden, denn es bedarf angesichts der politischen Verhältnisse kaum der Beifügung, daß die meisten Werke, und nun gar die Flugschriften anonym oder pseudonym erschienen. Seit die Polen durch die Union von Brest (1569) der gewaltsamen Katholisierung einzelner Landesteile gleichsam den offiziellen Stempel aufgedrückt, wurde der Druck noch viel schlimmer, aber auch der Widerstand sofort energischer. Immer heftiger klang die Sprache der kirchlichen Schriften; Flugblätter und Broschüren historischen Inhalts, welche das Volk an seine Vergangenheit erinnerten, traten hinzu. Hingegen schwieg die Kunstpoesie fast völlig; was an Versen aus jener Zeit erhalten geblieben, sind einige wenige religiöse Lieder. Um so wilder, heißer und leidenschaftlicher rief das Volkslied zum Kampf gegen die Dränger auf.

Diese Stimmen sollten nicht wirkungslos verhallen: es kamen die Tage fürchterlicher Vergeltung, das polnische Joch ward wenigstens von einigen Provinzen abgeschüttelt; „Verderben erwuchs aus der blutigen Saat", wie es im Igorsliede heißt. Es ist meines Erachtens nicht zutreffend, den Einfluß der eben charakterisierten Tendenzliteratur auf die späteren Ereignisse, wie dies z. B. auch Pypin und Kostomarow tun, allzuhoch anzuschlagen; der Wert des gedruckten Worts kann ja bei einem Volke, dessen Hauptmasse nicht lesen kann, naturgemäß nur ein beschränkter sein;

immerhin muß dieser Literatur die Bedeutung gewahrt bleiben, das Nationalbewußtsein in den höheren Schichten wach erhalten, dieselben zu lebhafter Einwirkung auf die Masse angeregt, endlich aber den geistigen Zusammenhang zwischen den Unterjochten und ihren Befreiern gestärkt, ja leidenschaftlich belebt zu haben. Mehr nicht, aber auch dies ist nicht wenig.

Diese Befreiung nämlich vollzog sich zunächst nicht im Wege einer Revolution des gesamten Volkes, sondern durch das Eingreifen eines der kleinrussischen Stämme, welcher seine Freiheit, wie bereits erwähnt, weit länger bewahrt und nie so völlig verloren hatte, wie die übrigen, der Kosaken. Sie waren auch dann noch unbezwungen geblieben, als jener andere Stamm, von dem wir oben gleichfalls angedeutet, daß er auch unter mongolischer und litauischer Herrschaft seine Unabhängigkeit bewahrt, der westliche, längst — bereits um die Mitte des XIV. Jahrhunderts — unter fremde Botmäßigkeit gekommen war, zuerst jene der Ungarn, dann (1387) die der Polen. Seither hatten die Bewohner von Halicz und Wlodimir (Galizien und Lodomirien) nicht bloß das traurige Los der anderen Stammesbrüder geteilt, sondern noch härteren Druck erlitten, schon wegen der näheren Nachbarschaft mit den rein polnischen Provinzen. Anders die Kosaken, und ihrer muß nun eingehender gedacht werden, nicht bloß, weil ihr Eingreifen das äußere Los der Nation bestimmte, sondern auch, weil Volks- und Kunstpoesie später in ihren Geschicken, ihrer Eigenart den vornehmlichsten Stoffkreis fand.

## II

Es war ein tapferes, kriegslustiges Volk gewesen, welches dem Anprall der mongolischen Horden erlegen war, und wenn sich auch die Mehrzahl dem Sklavenschicksal anbequemte und an der Scholle kleben blieb, so zogen doch Tausende und aber Tausende das Exil und die Freiheit vor. Sie wandten sich nach den fast unbewohnten Landschaften zwischen Dnjeper und Don und begannen von hier aus ihren wilden Guerillakrieg gegen die Unterdrücker, also anfangs gegen die Mongolen (Tataren), dann gegen die Litauer und Polen. Wenn Bodenstedt — in seinem sonst sehr verdienstvollen Werkchen: „Die poetische Ukraine", einer Sammlung kleinrussischer Volkslieder — betont, daß „die Notwendigkeit der Besiegten, ihr Leben durch die Flucht in entfernte Gegenden vor der Gewalt der Sieger zu wahren", die Ursache der Entstehung des Volks der Kosaken gewesen, und den „Trieb, sich zu rächen", nur als „das natürliche Resultat einer so mühevoll errungenen Sicherheit" gelten lassen will, so bleibt er für diese Behauptung den Beweis ganz schuldig und die Tatsachen scheinen mir durchaus gegen seine Auffassung zu sprechen. Selbst den Mongolen war in Südrußland, das sie dauernd beherrschen wollten, der lebendige Sklave, der ihnen das Feld baute, lieber als der tote: sie mordeten die Unterworfenen nicht, geschweige denn, daß dies die Litauer taten; die bloße Wahrung des Lebens konnte also nicht das Motiv zur Flucht sein, wobei ja ferner zu erwägen ist, daß dann

die Geflüchteten nicht sofort eine Lebensführung gewählt hätten, die wahrlich keine „Sicherung" verbürgte: rastlose Kriegszüge in die alte Heimat, Tag um Tag Gefahr und Kampf! Auch waren es ja nicht ganze Sippen, nicht Männer mit Weib und Kind, welche in die Steppe flüchteten, sondern junge Männer, deren einzigen Besitz Pferd, Lanze und Schwert bildeten, so daß gerade im ersten Jahrhundert sich ihre Zahl hauptsächlich durch neuen Zuzug, nicht durch Geburten mehrte; manche Expedition hatte denn auch nicht nur Krieg und Raub, sondern vornehmlich die Erbeutung von Weibern zum Ziele. Wenn dieser ewig bedrohende und bedrohte, ankämpfende und bekämpfte Kriegerschwarm sich dennoch nicht allein behauptete, sondern auch allmählich zu furchtbarer Macht anschwoll, so muß der Grund hierfür keineswegs, wie dies das Volkslied und nach ihm die nationalen Historiker mit fast gleicher Naivetät tun, einzig in der Heldenhaftigkeit des Volkscharakters gesucht worden; auch Polen, Litauer und Großrussen waren keine feigen und unkriegerischen Nationen. Hier wirkten eine ganze Reihe von Ursachen zusammen: die Lage und Beschaffenheit des gewählten Asyls, welches durch die Stromschnellen und Felsenhänge des Dnjeper, wie durch die Wüstheit der nächst angrenzenden Gebiete gleichsam eine natürliche Festung bildete; der rasche und gewaltige Zuzug, den die ersten Flüchtlinge aus den Reihen der in der Heimat verbliebenen Volksgenossen infolge der steigenden fremden Tyrannei erhielten; ferner die politischen und Kulturverhältnisse

der benachbarten Völker. Innere Wirren und Verfolgungen, barbarische Zustände, Raub- und Abenteuerlust führten den Kosaken zahllose Genossen fremder Stämme, Tataren, Moskowiter, selbst Polen und Litauer zu; auch vereinigten diese benachbarten Völker, durch bittersten Hader untereinander getrennt, niemals ihre Macht, um das gefürchtete Krieger- und Räubernest in der Steppe auszuheben; im Gegenteil, zogen die Kosaken gegen polnisches Gebiet, so waren sie der heimlichen oder offenen Unterstützung von seiten der tatarischen Khane oder der moskowitischen Zaren gewiß, und umgekehrt. Es ist eine Schwäche nationaler Historiker, den Mischlingscharakter des Kosakenstamms zwar nicht zu leugnen — das wäre angesichts der zahllosen Tatsachen, die ihn erhärten, unmöglich — aber nach Kräften zu ignorieren; fehlt es doch sogar an Stimmen nicht, welche ihn als den reinblütigsten Slawenstamm rühmen und seine Organisation als Muster altslawischer Kriegsverfassung! Im Gegensatz hierzu muß hervorgehoben werden, daß diese Organisation eine höchst merkwürdige Mischung slawischen Gemeinde- und asiatischen Hordenwesens war; daß sich insbesondere die ungeheure Autorität des freigewählten Hetmans im Felde — ein Zug, der die großen Erfolge der Kosaken mit erklärt — auf das Vorbild asiatischer Khane, die Wirkung des fremden Blutes zurückführen läßt, ähnlich, wie die nördlichen Russenstämme erst durch die skandinavischen Waräger, die Balkanslawen durch die finnischen Bulgaren zu starkem Zusammenschluß gelangten. Unbedingt zu-

zugeben aber ist, daß sich diese fremden Elemente, so zahlreich sie gewesen sein mögen, gleichwohl dem Hauptstamme vollständig assimilierten, daß die Kosaken nach Sprache, Glauben und Volksbewußtsein stets ein einheitliches Volk darstellten: Kleinrussen griechisch-orthodoxen Bekenntnisses.

Daher blieb denn auch ihr Zusammenhang mit der geknechteten Hauptmasse des Volkes stets aufrecht, aber er gestaltete sich erst dann wieder innig und lebendig, als sie auch das Los der anderen teilten. Wie die Kosaken allmählich unter polnische Botmäßigkeit gerieten, darf hier, wo uns die politischen Entwicklungen nur so weit interessieren, als sie die geistigen mitbestimmen, bloß kurz angedeutet werden. Aus einer Rächerschar waren die Kosaken allmählich die echten Landsknechte des Ostens geworden, sie zogen mit den Walachen gegen die Tataren, den Ungarn gegen die Walachen, dann im Frühling mit den Russen gegen die Polen, im Herbste mit den Polen gegen die Russen. Daß sie es waren, die in den Kämpfen dieser beiden großen Nationen um den Besitz der ungeheuren Ebenen zwischen Europa und Asien — das eigentliche „Halb-Asien" — entschieden, wird im Volkslied bald als Glück gerühmt, bald als Unglück beklagt; auch die erstere Auffassung läßt sich anscheinend rechtfertigen — das Kriegshandwerk wurde bis zur Virtuosität ausgebildet und brachte Wohlstand in die Steppe — in Wahrheit war dieses Mietlingsystem nur verhängnisvoll. Für eine fremde Sache verspritzte der Stamm sein bestes Blut und sank an Zahl und Kraft, wie an

moralischer Würde; aus dem gemieteten Söldner mußte allmählich ein Vasall werden. Die Hetmane der Kosaken huldigten dem Polenkönig, schon im XVI. Jahrhundert reichte die Herrschaft der Polen bis in die Steppen des Don; nicht fremde Macht, sondern der Mißbrauch der eigenen Kraft hatte dies verschuldet. Auffällig erscheint es nur, daß die Kosaken nicht an das glaubensverwandte Rußland, sondern das katholische Polen fielen, aber auch dies erklärt sich durch die größeren Geldmittel und die schlauere Politik der Krakauer Regierung, endlich durch die ausgiebigen Proben der „moscovitica fides", welche die Kosaken seitens der Großrussen erhalten hatten. Übrigens waren die Polen auch darin vorsichtig genug, die Unterworfenen das Joch nicht allzuschwer fühlen zu lassen; bis gegen Ende des XVI. Jahrhunderts blieb den Kosaken die Selbstverwaltung und die Glaubensfreiheit gewahrt, und so lange sie sich derselben erfreuten, bewegte sich auch ihre Intervention zugunsten der westlichen Stammesbrüder in engen und friedlichen Bahnen: die Hetmane veranlaßten, daß ein vertriebener Bischof wieder eingesetzt, eine geschlossene Kirche geöffnet wurde; gemaßregelte Priester fanden bei ihnen Schutz. Es war eine Art unoffiziellen, friedlich vermittelnden, nie drohend auftretenden Patronats, etwa jener Fürsorge vergleichbar, welche die österreichische Regierung vor der Okkupation Bosniens für die dortigen Katholiken erwies.

Dies wurde seit der Brester Union anders. Im Westen steigerte sich die Drangsal, im Osten begann

sie. Hier wie dort durchzogen Jesuiten, von Bewaffneten geleitet, das Land, schlossen die Kirchen, vertrieben die Popen, und machten jede Gemeinde, welche sich nicht fügen wollte, mit Feuer und Schwert katholisch. Aber während sich im Westen bloß die Erbitterung mehrte, griffen die Kosaken sofort zu den Waffen. Ein Kürschnerssohn aus Ostrog, Nalewajko, der durch Seeräuberei gegen die Türken zu Reichtum und Ansehen gekommen, stellte sich mit einem anderen Hetman, Laboda, an die Spitze der Empörer, und mit unglaublicher Raschheit, wie etwa ein einziger Feuerbrand oft die ganze ungeheure Steppe in Flammen setzt, loderte es vom Don bis nach Wohlhynien hinein in furchtbarer Entrüstung und Rachgier auf; keines katholischen Priesters, keines Adeligen Leben wurde geschont. So jäh der Aufruhr sich erhoben, so langsam und mühevoll ward er erstickt (1598). Die Polen mußten ihre beste Kraft daran wenden, aber zur Mäßigung bewog sie auch diese Erfahrung nicht. Furchtbarer, als die Greuel der Empörer, waren jene der Sieger, und gleich darauf begann wieder das „Katholischmachen", welches Wort — bezeichnend genug — noch heute unter den Kleinrussen dieselbe Bedeutung hat, wie in jenen österreichischen Gebirgstälern, wo einst die Pallasche der Ferdinandeischen Dragoner die Gegenreformation besorgten. Von da ab, durch mehr als 50 Jahre, bis um die Mitte des XVII. Jahrhunderts lastete auf dem gesamten Volke von den Abhängen der Karpathen bis in die Wolgasteppe dieselbe Tyrannei und wühlte in den Gemütern

dieselbe Empörung; als Boten flogen von West gegen Ost, von Ost gegen West dieselben Volkslieder gegen die verhaßten „Ljachen" (Polen) und weckten in jedes Brust die gleiche wilde, stürmische Empfindung. An herber Kraft, an heißem Gefühl, wie an poetischem Werte dürfen sich diese Lieder den Kampf- und Racheliedern des Westens, z. B. der Schotten, ebenbürtig an die Seite stellen. Da ruft der Rabe durch die Steppe, ob nicht bald der Kosake komme, um ihnen ihr Mahl aus Polenleibern zu bereiten; da erzählt ein Lied, wie der Pole dem Priester auf den Bart gespien und den Altar entweiht; ein drittes gedenkt der einstigen Siege der Kosaken über die Polen und fragt, ob den Enkeln der Sieger aller Mut entwichen; ein viertes — eine Perle der Volkspoesie — berichtet, wie die Polen „Schön-Annchen" auf dem Markte zu Kiew zugrunde gerichtet, ein fünftes feiert die Taten Nalewajkos und Labodas. Die beiden „Rächer" fanden bald zahlreiche Nachahmer. Immer wieder lohte während dieser furchtbaren fünf Jahrzehnte die Flamme der Empörung auf, immer wieder ward sie aufs grausamste erstickt, aber jede folgende übertraf die früheren an Verbreitung, und jene unter Taras Triasshlo und Pawliuk (1630) beschäftigte die Polen durch sieben Jahre; erst die Schlacht bei Dorowitza (16. Dezember 1637), in welcher 6000 Kosaken fielen, gab dem Lande die Ruhe wieder. Auch sie sollte nicht lange währen; was diesem zertretenen und sich immer wieder zum Verzweiflungskampfe emporreckenden Volke bis dahin gefehlt: ein hochbegabter, auch politisch geschulter Führer, das

war ihm in Bogdan Chmelnicki erwachsen. Der Mann ist unzweifelhaft die gewaltigste Gestalt der kleinrussischen Geschichte. Kosake von Geburt, in der Schule der Kiewer „Brüderschaft" zu glühendem Patriotismus und fanatischer Anhänglichkeit an den Vaterglauben erzogen, dabei durch Energie und Talent im Besitz einer für seine Zeit und sein Volk ganz ungewöhnlichen Bildung, tat er sich in polnischen Kriegsdiensten gegen die Türken so sehr hervor, daß ihn König Wladislaus IV. mit seinem besonderen Vertrauen beehrte. Aber die Hoffnung, durch seinen Einfluß auf den König das Los seiner Volksgenossen zu bessern, täuschte ihn; vom König seiner „verbrecherischen Gesinnung" wegen verstoßen, rettete er sein Leben vor den Nachstellungen der Magnaten nur durch die Flucht auf eine öde Insel im Dnjeper; von hier aus bewog er die Kosaken zu einem neuen Aufruhr. Klar erkennend, daß sich das geschwächte Volk aus eigener Kraft unmöglich befreien könne, schloß er gleichzeitig ein Bündnis mit den Tataren, schlug mit deren Hilfe die Polen, wo er sie fand, brachte ganz Südrußland unter seine Botmäßigkeit und diktierte den Polen (1649) den Frieden von Zborow: die Kosaken wurden als freies Volk anerkannt, den anderen Kleinrussen Schutz des Glaubens und der Nationalität zugesichert. Es war ein Erfolg, wie ihn das unglückliche Volk kaum je zu erhoffen gewagt: seine Leidensgeschichte schien für immer abgeschlossen.

Aber der Friede von Zborow bedeutet keinen Wendepunkt der kleinrussischen Geschichte, nur eine

lichte Episode in dem tiefen Düster. Der Nachfolger Wladislaus' IV., Johann Kasimir, der aus einem Jesuiten ein König geworden, hielt sein königliches Wort wie ein Jesuit: im Westen begann die Verfolgung von neuem, gegen die Kosaken ward ein Heer zusammengezogen. Wieder griff Chmelnicki zum Schwerte, warb diesmal die Pforte zum Bundesgenossen und schlug mit ihrer Hilfe die Polen abermals so gründlich, daß Kasimir den Vertrag von Zborow neuerdings bestätigte und beschwor. Dies hinderte ihn nicht, denselben im nächsten Jahre abermals zu brechen; insbesondere ward nun das Los der Bauern im Kiewer Gebiet ein so furchtbares, daß sie sich zum Verzweiflungskampf erhoben. Wieder eilte ihnen Chmelnicki zu Hilfe und schlug mit Hilfe der Tataren die Polen zum drittenmal. Bis tief nach Litauen hinein streiften bereits seine Scharen, als es Kasimir durch ungeheure Geldopfer gelang, den Tatarenkhan von Chmelnicki zu trennen. Von seinen Bundesgenossen verlassen und seines Volkes sicheren Untergang vor Augen, wählte Chmelnicki den einzigen Ausweg, der ihm noch blieb: er stellte sein Volk durch den Vertrag von Perejaslaw (1654) unter moskowitischen Schutz. In demselben sicherte Zar Alexei Michailowitsch den Kleinrussen volle Freiheit und das Recht nationaler Selbstverwaltung zu; der Gegenpreis war Anerkennung der Souveränetät des Zaren und Verpflichtung zur Heerfolge im Kriege. Von großrussischen Historikern wird auf diesen Vertrag ein ungemeines Gewicht gelegt, weil er „die friedliche Wiedervereinigung des Südens mit dem

Norden" bedeute und als Beweis gelten müsse, daß sich die Kleinrussen freiwillig und aus natürlicher Sympathie ihren großrussischen Brüdern angeschlossen. In Wahrheit kann hier von freiem Willen nicht die Rede sein; es war ein Schritt, zu dem die äußerste Not zwang; zweifelhaft kann es bloß sein, ob Bogdan Chmelnicki sich darüber klar war, daß die Glaubenseinheit der einzige Vorzug der russischen Herrschaft sein könne, daß an Schonung der Freiheit und der Nationalität seitens des tyrannischen, mit brutaler Kraft seinen Einheitsstaat gestaltenden Hauses Romanow ebensowenig zu denken sei, als seitens des Jesuiten auf dem Polenthron, oder ob er dies doch für möglich erachtete. Jedenfalls hielt der „große Hetman" den Vertrag ehrlich ein, ja er ist als ein Opfer seiner Vertragstreue gestorben; der Sultan ließ ihn, weil er ein Bündnis gegen seinen neuen Lehensherrn abgelehnt, 1657 vergiften; so bestimmte ihn auch sein Tod dem Lose, welches er sich durch sein Leben verdient: als Volksheld unsterblich in den Liedern seiner Nation fortzuleben. Ob sein Sohn und Nachfolger Georg derselben Gesinnung gewesen und die Fühlung mit Türken und Polen erst dann gesucht, als der Zar an die zugesicherte Selbstverwaltung der Kosaken getastet, ob im Gegenteil Georg zuerst den Vertrag gebrochen — diese Frage mag den Spezialhistoriker beschäftigen; gewiß ist, daß der Moskowitismus höchstens einer Veranlassung, aber keineswegs eines Grundes für sein Streben bedurfte, den Kosaken, trotz aller Verträge und Zusagen, ihre Sonderstellung

zu nehmen. Georg endete in Dunkel und Elend; sein nomineller Nachfolger in der Hetmanswürde, Iwan Samailowicz, war in Wahrheit bereits ein Statthalter des Zaren. Als daher der 1667 zwischen Polen und Rußland abgeschlossene Friede zu Andrussowo dem Vertrag von Perejaslaw nur zum Teil staatsrechtliche Gültigkeit gab — Kleinrußland bis an den Dnjeper verblieb den Polen und Kiew kam erst 1686 definitiv an Rußland — da konnte die politische Teilung der Nation nicht von vornherein und an sich als ein Unglück erscheinen; der größere Teil hatte den Zwingherrn gewechselt, der kleinere war unter die alte Herrschaft zurückgekehrt; es konnte sich nur darum handeln, wessen Joch sanfter zu tragen war.

Faßt man dieses politische Resultat eines jahrzehntelangen, mit der Kraft und Wucht der Verzweiflung geführten Befreiungskampfes ins Auge, so muß es als ein geringfügiges erscheinen und könnte den Trugschluß ermöglichen, daß die Bedeutung der Epoche Chmelnickis für das Geistes- und Empfindungsleben der Nation gleichfalls keine große gewesen. In Wahrheit aber war diese Bedeutung eine ungemeine und in den Folgen kaum abschätzbar. Wie viel Schweres ihnen auch von 1660 ab dies- und jenseits des Dnjeper zu tragen auferlegt war — den Kleinrussen blieb doch das Bewußtsein lebendig, daß sie seit vier Jahrhunderten zum erstenmal wieder für eine Spanne Zeit, völlig aus eigener Kraft, unter einem selbst erkorenen Führer, als eine freie und einige Nation dagestanden, welche sich dann durch einen Staatsvertrag einem glaubens-

verwandten Volke nicht unterworfen, sondern angeschlossen; mit Recht schrieben sie alles Gute und Gewaltige jener Epoche sich selbst, nicht ganz mit Unrecht das Scheitern ihrer politischen Pläne den Moskowitern zu, welche den Vertrag von Perejaslaw auch insofern nicht eingehalten, als sie das westliche Kleinrußland schließlich doch den Polen gelassen. Dieses Gefühl fand gleichsam seine Personifikation in der Gestalt Chmelnickis, sie ward zum Symbol, wie deren die große Masse ja stets bedarf; nicht jeder Hörige konnte sich als Kleinrusse fühlen, als Landsmann des „großen Hetmans" fühlte sich jeder. Ein Volk stirbt nicht so leicht, namentlich wenn es von so großer natürlicher Begabung, so ungemeiner Zähigkeit ist wie die Kleinrussen, und darum ist die in jüngster Zeit oft von ukrainischen Geschichtschreibern ausgesprochene Behauptung, daß ihre Nation ohne diese Kämpfe unrettbar verloren gewesen wäre, gewiß nicht unbedingt zu unterschreiben. Aber das mächtigste Mittel zu ihrer Entfaltung waren sie sicherlich. Die Erinnerung an die glorreiche Zeit half den dumpfen Druck der folgenden Epoche überwinden. Und ebenso groß war der direkte Einfluß dieser Kämpfe auf die dichterischen und wissenschaftlichen Strebungen der Nation; sie wurden nicht bloß zu einer unerschöpflichen Stoffquelle des Volkslieds, sondern weckten auch Kunstpoesie und Geschichtsschreibung zu neuem Leben.

Nationale Historiker pflegen diese Epoche als die „zweite Blütezeit" der kleinrussischen Literatur zu charakterisieren, zu welcher jener theologisch-politische

Flugschriftenschwarm der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts gleichsam das Präludium gebildet, und es fehlt an Stimmen nicht, die sie jener ersten Blütezeit, welcher Literaturdenkmäler von dem Range des Igorsliedes und der Annalen des Nestor entstammen, ebenbürtig an die Seite stellen. Das sind Überschätzungen, welche die unbefangene Prüfung verzeihlich finden, jedoch nicht unterschreiben kann. Aber bemerkenswert ist diese Literatur immerhin, durch ihren Reichtum und durch ihren Inhalt, und sie verdient um so höhere Beachtung, als sie ausschließlich der eigenen Kraft eines armen, unterdrückten Volkes ihr Dasein verdankt und von der Staatsgewalt in Polen und Rußland — wie wir später verfolgen werden — teils mißgünstig angesehen, teils offen bekämpft wurde.

Es war naturgemäß, daß vor allem die Geschichtschreibung erwachte, weil es als Bedürfnis empfunden wurde, das Große, welches die Nation erlebt, im Worte festzuhalten. Dies geschah sowohl in kurzgefaßten Annalen, wie in Memoiren von Augenzeugen, welche vielfach einen hohen Schwung aufweisen, so die Chronik des Samuel Weliczko, welche Chmelnicki als den Moses feiert, der die Kleinrussen aus der polnischen Herrschaft herausgeführt. Auch an Ansätzen zur wirklichen Geschichtschreibung fehlt es nicht; der wertvollste Versuch dieser Art, die „Synopsis" des Ukrainers Innozenz Gizel (1674), wurde in der Folge für großrussische Zwecke übersetzt und bearbeitet, im XVIII. Jahrhundert das populärste russische Lehrbuch der Geschichte.

Zum größten Teil nicht zu gelehrten, sondern zu praktischen Zwecken bestimmt, sind diese Werke in der kleinrussischen Volkssprache geschrieben; natürlich ist der Einfluß jener ausgebildeten Literatursprache, welche diesen Autoren daneben geläufig war, des Kirchenslawischen, unverkennbar; auch dem Polnischen wird einiges entlehnt. Wie die Geschichtschreibung ganz, so steht die Theologie zum guten Teil noch immer im Dienste des nationalen Gedankens, daneben läßt sich — im Gegensatze zu der Trägheit und Unwissenheit des großrussischen Mönchtums — ein gewisses wissenschaftliches Streben erkennen; allerdings macht es einen seltsamen Eindruck, daß diese Autoren am Ausgang des XVII. Jahrhunderts die Scholastiker des Mittelalters eifrig studieren und widerlegen, es sind dies eben die Waffen ihrer Gegner, der polnischen Jesuiten, welche nun erst näher geprüft werden. Überhaupt läßt sich nicht verkennen, wie viel die fortwährende, wenn auch feindselige Berührung mit der polnisch-lateinischen Bildung den Kleinrussen an Wissen und Erweiterung ihres Horizontes zugeführt: als das Wichtigste sei nur die Kenntnis der klassischen Sprachen und ihrer Literatur hervorgehoben. Was die Poesie betrifft, so werden wir das einzig mächtige und wahrhaft erfreuliche Erzeugnis des Volksgeistes dieser Epoche, das Volkslied, später betrachten, die Kunstdichtung ist wenig bedeutend, aber interessant.

Lieder, welche zum Singen, oder, wie die epischen „Dumen", zur Rezitation bestimmt sind, werden niemals gedruckt, ja nicht einmal aufgeschrieben. Das fällt

auch jenen Dichtern nicht bei, welche des Schreibens mächtig sind. Neben der täppisch-hoffärtigen Ansicht, daß „derlei gar nicht der Tinte wert sei," wirkt auch die tiefere mit: „Solche Lieder gehören allen". Die Erzeugung eines Liedes in jener Sprache und Tonart, welche der Volksgeist geschaffen, begründet kein geistiges Eigentum des einzelnen. Wer also mit der Feder in der Hand dichtet, fühlt sich von vornherein im Gegensatz zur volkstümlichen Tonart; er will kein „Kobsar" (Sänger) sein, sondern ein „Gelehrter". Es sind zumeist Dichtungen religiösen, ja theologischen Inhalts oder Dedikationsgedichte an mächtige Kirchenfürsten und Bojaren, viele von gewaltiger, einzelne, so das Loblied des Johannes Maksimowicz auf die Jungfrau Maria, von abstruser Länge (25 000 Verse!). Aber nicht bloß in Stoff, Ausdehnung und Tonart unterscheiden sich diese Werke von der Volksdichtung, sondern auch in der Sprache, welche polnische, altslawische, lateinische Wendungen aufweist; im Metrum, welches an die Stelle der freien gereimten Rhythmen des Volkslieds nach französisch-polnischem Muster die Silbenzählung setzt, endlich sogar im Namen, welcher gleichfalls durch Vermittlung des Polnischen dem Lateinischen entlehnt ist: „Wirszy" (Versus). Mit Recht bemerkt Pypin, daß sich die Massenhaftigkeit dieser Erzeugnisse daraus erklärt, weil sie nachgerade eine „Gewohnheit der geistlichen Seminaristen" geworden, aber ebenso zutreffend ist der Hinweis dieses trefflichen Literaturhistorikers, welcher, Großrusse von Geburt und Überzeugung, gleichwohl den Kleinrussen

vollkommen gerecht geworden, daß diese Versübungen immerhin ein Zeichen geistiger Regsamkeit sind in einer Zeit, in welcher im Zarenreich niemand freiwillig eine Feder anrührte. Auch bricht in vielen dieser „Wirszy“ die natürliche Begabung und das Nationalgefühl siegreich durch; mehrere Kirchenlieder nähern sich so glücklich dem Volkston, daß sie später zu Volksliedern wurden; auch fehlt es nicht an Hymnen auf die Großtaten Chmelnickis und anderer Hetmane; daß sie Söhne eines Volkes sind, welches sein geistiges Sonderleben verteidigt, sein politisches Sonderleben fordert, vergessen auch diese Dichter nicht, betonen es vielmehr bei allen möglichen, ja unmöglichen Gelegenheiten, z. B. beim Lobe der Dreieinigkeit. Ähnlich wie um diese epischen und lyrischen Produkte, steht es um das Drama; es entwickelt sich nach scholastischem Vorbild aus den geistlichen Spiel und ist anfangs nur eine Übersetzung der katholisch-lateinischen Mysterien ins Kleinrussische und Orthodoxe, dann folgen Originalstücke desselben Stoffkreises (von Polocki, Rostowski u. a.), bis sich endlich ein anonymer Dichter findet, welcher kühnen Griffs den nationalen Stoff auf die Bühne bringt: die Gestalt des Chmelnicki, und nicht bloß einen großen Erfolg erzielt, sondern auch Schule macht. Seither spielen selbst in den biblischen oder Heiligendramen die Interludien, welche Kleinrussisches darstellen, eine immer größere Rolle, die Auffassung ist eine drastisch-naive und tendenziös gefärbt. Der Kleinrusse erscheint als edler Mensch, der Großrusse als roher Patron; sehr schlecht kommt der Jude weg,

am schlechtesten aber der Pole. Die Aufführungen, von Schulen und Bruderschaften veranstaltet, fanden großen Zulauf. Man sieht, wie diese Literatur selbst in ihren gelehrten Ausläufern immer wieder zum Volkstümlichen, zur praktisch polemischen Tendenz zurücklenkte.

Fragen wir nun, welchem Staate diese Literatur vornehmlich angehört, so wird die Antwort vielleicht zunächst befremdlich klingen, daß sie sich unter der Herrschaft des katholischen Erbfeinds viel kräftiger entwickelte, als unter jener des rechtgläubigen Befreiers, daß die Wohnsitze der meisten Autoren und die wichtigsten Druckorte in den polnisch gebliebenen Teilen Kleinrußlands zu finden sind. Dies ist charakteristisch für die politischen Schicksale der Nation überhaupt.

## III

Die Kunst zu lernen und zu vergessen, hat keine Nation in geringerem Grade verstanden, als die Polen. Dies gilt auch von dem letzten Jahrhundert ihrer Selbständigkeit und ihrem Verhältnis zu den Kleinrussen in der Zeit von 1686 bis 1795, während welcher Jahre sie diese Untertanen sukzessive verloren, zum größten Teil an Rußland, zum kleineren an Österreich. Die Tendenz der Entnationalisierung und Katholisierung blieb dieselbe und wurde in Taten umgesetzt, wo und wie es anging, aber wenn auch der Wille ungeschwächt fortwirkte, so zwangen doch die Verhältnisse zu einer teilweisen Änderung der inneren Politik.

Der hinsiechende Staat hatte mit der inneren Zwietracht und den äußeren Gefahren so viel zu schaffen, daß ihm für gewaltsame Bekehrungen die Kraft fehlte; auch hatte man die „Bauernrevolten" — nur als solche ließen und lassen noch heute die polnischen Historiker die Kämpfe Chmelnickis, seiner Vorgänger und Nachfolger gelten, um den nationalen Charakter derselben nicht eingestehen zu müssen — fürchten gelernt und ein noch weitaus kräftigerer Zügel war die Angst vor der Einmischung Rußlands, welches stets auf dem Sprunge stand, den bedrohten Glaubensbrüdern beizustehen, als Mittel zum Zweck, Polen zu seinem Vasallenstaat zu machen. Mit Mut und Energie die letzte Konsequenz dieser Verhältnisse zu ziehen, aus der Not eine Tugend zu machen, den Dissidenten volle Glaubens- und Sprachenfreiheit zu gewähren und dadurch nicht bloß dem gierigen Nachbar die Handhabe zur Einmischung zu entziehen, sondern auch die Sympathie aller Kleinrussen, selbst jener im Zarenreich, sich zuzuwenden — zu all dem reichte die politische Einsicht, die moralische Kraft der „Respublica Polonia" und ihrer Schattenkönige nicht aus; man begnügte sich mit halben und zweideutigen Mitteln und statuierte das Kuriosum, daß derselbe Staat dieselbe Nationalität je nach dem Wohnort ein Jahrhundert hindurch verschieden behandelte. In Galizien, Podolien, Wolhynien, kurz in allen von Rußland fernliegenden Woiwodschaften wurde der alte Druck konsequent fortgeübt, nicht bloß durch Mittel der Gewalt, sondern auch der Intelligenz und der Be-

stechung, und hier gelang es denn der polnisch-jesuitischen Propaganda wirklich, im Laufe der Jahre auch den Bürgerstand und die höhere Geistlichkeit für sich zu gewinnen, so daß die kleinrussische Bevölkerung Galiziens, als das Land an Österreich fiel, tatsächlich nur, wie der polnische Spottreim besagte, aus „pop“ und „chlop“ (Priester und Bauer) bestand, in welchen das Nationalgefühl nur noch gleichsam instinktiv fortlebte. Anders in den an Rußland grenzenden Landesteilen, wo es galt, jeden Anlaß zur Einmischung fernzuhalten, ja sogar, wenn möglich, bei den unter russische Herrschaft geratenen Kleinrussen moralische Eroberungen zu machen. Hier war die Praxis eine gelinde; hier kam keine offene Gewalttat in größerem Stile vor; ja zuweilen wurden die „Ketzer“ sogar mit großer Ostentation, allerdings nur in kleinen Dingen, begünstigt. Die neuerdings aufgesprossene Literatur mußte den Polen naturgemäß ein Dorn im Auge sein, aber man ließ sie, einige kleinliche und zaghafte Hinderungen abgerechnet, gewähren. Freilich konnte diese Diplomatie der Schwäche nicht mehr nützen; die Kleinrussen hielten an ihren Gesinnungen fest; der Pole war nun einmal der papistische Erbfeind, von dem nur Schlimmes kommen konnte. Und eben darum kam so wenig Schlimmes von ihm. Nur an den Abhängen der Karpathen eine teilweise Abtötung des nationalen Lebens, in den anderen Landesteilen ein Aufschwung desselben — dies das Fazit des letzten Jahrhunderts polnischer Herrschaft.

Anders und schlimmer gestalteten sich die Schicksale

jenes größeren Teils der Nation, welcher an Rußland gefallen. Hier waltete ein starkes, ja eisernes Regiment; hier waren Herrscher und Beherrschte durch denselben Glauben verbunden und die letzteren nicht von vornherein mißtrauisch. Die moskowitische Politik gegen Kleinrußland, eine Politik voll größter Konsequenz und Rücksichtslosigkeit, läßt sich moralisch unmöglich rechtfertigen; begreiflich wird sie nur, wenn man sich die Motive klar zu machen sucht: weitaus stärker als der nationale Fanatismus, welcher die Unterdrückung und Assimilierung des schwächeren Bruderstammes als Selbstzweck anstrebte, wirkte die Tendenz, den unruhigen, der Botmäßigkeit entwöhnten, von den kriegerischen Traditionen der Befreiungskämpfe erfüllten Stamm deshalb seines Sonderlebens zu berauben, um ihn als gefügiges Glied der „stummen Herde" der übrigen Untertanen einreihen zu können. Es war wenigstens zunächst eine sozial-politische, nicht eine nationale Agitation, und sie wurde denn auch mit den Waffen der Staatsgewalt, nicht mit denen des Geistes, begonnen und bis zu einem gewissen Punkte durchgeführt. Wie es damals überhaupt um die „geistigen" Waffen Moskaus stand, soll später angedeutet werden, hier sei eine knappe Übersicht der politischen Ereignisse gegeben, nicht nur, weil sie an sich lehrreich und als Illustration zu den Phrasen des Panslavismus interessant ist, sondern auch, weil ohne sie die geistige Geschichte der Nation im XVIII. und teilweise auch im laufenden Jahrhundert ganz unverständlich wäre.

Schon der Beginn, unmittelbar nach der Annexion, fiel drastisch genug aus. Den Kosaken war das Wahlrecht ihres Hetmans gewährleistet worden, sie durften es auch üben, aber nur nach des Zaren Befehl; der erst in dieser Weise „frei und ohne Zwang" Erwählte war der bereits oben erwähnte Iwan Samailowicz. Damit war die weltliche Selbstverwaltung der Kleinrussen im Wesen beseitigt, ein zweiter Schlag zertrümmerte die kirchliche Unabhängigkeit. Der Metropolit von Kiew war in der polnischen Zeit von den Äbten der kleinrussischen Klöster aus ihrer Mitte gewählt, vom Patriarchen von Konstantinopel geweiht worden, das Ernennungsrecht des letzteren war nur ein nominelles. Nun wurde der Patriarch Dionysius durch russisches Geld bewogen, auf dieses Recht zugunsten des Moskauer Patriarchats zu verzichten, welches sofort, ohne das Wahlkapitel zu befragen, einen Großrussen, den Fürsten Tschetwertinski zum Metropoliten von Kiew ernannte. Der dritte Schritt war die Ansiedlung mehrerer tausend großrussischer Kolonisten auf dem neu errungenen Boden. Dies der Beginn, dem die Fortsetzung entsprach. Die kleineren Details der Zentralisation zu schildern, liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung; genügen mag, daß kein Mittel der List und Gewalt unbenutzt blieb. Das meiste vollzog sich in der Stille, ohne offizielle Motivierung; war eine solche unumgänglich, so wurde die „Bändigung unruhiger Elemente" oder gar die dreiste Unwahrheit vorgeschützt, daß Polen die im Süden lebenden Russen „zum Abfall von der

Rechtgläubigkeit" verleiten wolle, wovon diese mit Strenge abgehalten werden müßten. Daß es sich daneben auch um einen Entnationalisierungsprozeß handle, räumte die russische Regierung nie ein, im Gegenteil begegnen wir von Beginn an der mit aller Schärfe festgehaltenen Fiktion, daß der Süden gleichfalls von Russen bewohnt sei, deren Sprache nur eben im Lauf der Jahrhunderte durch einzelne Polonismen entstellt worden wäre.

Es ist begreiflich, daß die Kleinrussen an einer anderen Ansicht über ihre Sprache festhielten, und daß ihr Gemüt, durch die oben erwähnten und hundert andere Willkürakte tief erbittert, sich nicht durch die Versicherung beruhigt fühlen konnte; dies alles sei als Strafe für den beabsichtigten Abfall von ihrem, mit so grenzenlosem Opfermut bewahrten Glauben über sie gekommen. Schon am Ausgang des XVII. Jahrhunderts begann es zwischen Don und Wolga zu gären; im Jahre 1701 spielte sich der erste Hochverratsprozeß ab. Einige Hauptleute der Kosaken wurden verurteilt, weil sie die Meinung geäußert: Worthalten müsse gegenseitig sein, kümmere sich Moskau nicht um seine Zusagen, so seien sie auch der ihren quitt und wollten lieber dem Sultan, als dem Zaren dienen. Gleichwohl griffen die Kosaken selbst dann noch nicht zu den Waffen, als es 1705 in ihrer Nähe, in Astrachan, zu einem Aufstand kam und sich die Führer desselben um Hilfe an sie wandten; es war ein Ausbruch des altrussischen Fanatismus gegen die von Peter dem Großen dekretierte Kleiderordnung;

dieser Kampf um die Bartformen stand den Interessen der Kleinrussen zu fern. Noch mehr, sie taten freiwillig ihre Pflichten gegen die rebellischen „Raskolniks" (altgläubigen Sektierer), über welchen Beweis loyaler Gesinnung niemand erstaunter war, als Peter selbst. Die Belohnung sollte nicht ausbleiben; waren die Kosaken so gefügig, dann ließen sich auch die Zügel, statt allmählich, mit einem Ruck anziehen; schon 1706 erschien ein Ukas, welcher den Kosaken geänderte Wohnsitze anwies, gleichzeitig rückte Fürst Dolgoruki mit moskowitischen Truppen in ihr Gebiet ein, den Ukas zwangsweise durchzuführen. Da erst brach der Aufstand los, ein alter Feldhauptmann, Kondrat Bulawin, trat an die Spitze, die Truppe Dolgorukis wurde niedergemacht, ein gleiches Los traf einige von Asow her anrückende Regimenter; die Flamme griff immer weiter; der ganze Südosten des Reichs war in Gefahr, da bald die Sektierer, Tausende von Deserteuren der regulären Armee, dazu gewaltige Bauernscharen aus dem Norden mit den Kosaken gemeinsame Sache machten. Das nationale Gepräge des Aufruhrs verwischte sich immer mehr; er war zum Kampf aller unzufriedenen und verzweifelten Elemente gegen die Staatsgewalt geworden. Peter erkannte die ungeheure Gefahr, die um so größer war, als ja gleichzeitig der Krieg mit Schweden tobte, und sandte, so schwer er sie auch entbehren konnte, immer neue Truppen gegen die Rebellen, doch fochten seine Feldherren mit wechselndem Glück. Es ist ein überaus bezeichnender Zug, daß den Kosaken selbst vor ihren

Bundesgenossen zu grauen begann; sie schälten ihre Sache blank heraus, indem sie die Botschaft an den Zaren sandten: sie wünschten nur Wahrung ihres eigenen Gemeinwesens und seien daher für ihr Teil bereit, Frieden zu schließen und weiter ostwärts andere Wohnsitze zu suchen. Peter, durch das Heranrücken Karl XII. in äußerste Bedrängnis gebracht, schien geneigt, darauf einzugehen; er befahl seinen Truppen, nicht weiter vorzurücken. Da half ihm der Sieg eines Feldherrn, den der Befehl nicht erreicht, aus der Klemme. Den Anführern sank der Mut; Bulawin gab sich selbst den Tod (Juli 1708); zwei Monate später war die Ruhe gänzlich hergestellt. Durch welche Greuel der Strafe und Rache die Staatsgewalt ihren Sieg feierte, sträubt sich die Feder auch nur anzudeuten; die ungeheuerliche Grausamkeit findet wohl auch darin ihre Erklärung, daß Karl XII. sich gleichzeitig (September 1708) den Grenzen Kleinrußlands näherte; die gebändigte Provinz sollte vor dem Bund mit dem auswärtigen Feinde abgeschreckt werden. Die Rechnung erwies sich als teilweise trügerisch; gerade jener Mann, den die Regierung selbst an die Spitze Kleinrußlands gestellt, entrollte neuerdings die Fahne der nationalen Erhebung.

Es war Jan Mazeppa, sicherlich die merkwürdigste und, nächst Chmelnicki, die gewaltigste Gestalt der kleinrussischen Geschichte. Es ist kein Zufall, daß dieser Mann bis heute die Poeten viel nachhaltiger beschäftigt, als die Geschichtschreiber; mit derlei rätselvollen Naturen wird die Phantasie, welche idealisieren

und zuspitzen darf, leichter fertig, als der Drang nach der Wahrheit. Aber kein Zufall ist es wohl auch, daß sein Name, dessen Ruhm geniale Dichter über den Erdball getragen, uns aus den Liedern seines Volkes nur spärlich entgegen klingt. Daß sein persönlicher Ehrgeiz riesengroß, sein Nationalgefühl winzig klein gewesen, darin liegt, glaube ich, nicht allein im idealen Sinne seine tragische Schuld, sondern auch ganz real der wirkliche Grund seines Unterganges. Freilich wird diese Anklage durch seinen Bildungsgang halb entwaffnet: dem podolischen Landadel entsprossen, am Hofe König Kasimirs erzogen, mußte er sich damals, trotz seiner kleinrussischen Abstammung, nur als Pole fühlen, und als ihn die Folgen seines Liebesabenteuers, welches die Dichter so gerne schildern, in die Ukraine trieben, da konnte ihm zunächst nicht sein Gemüt, sondern nur die Klugheit gebieten, sich hier durch den Anschluß an die Nationalität, welcher seine Ahnen angehört, eine mächtige Stellung zu begründen. Kühn, liebenswürdig und gebildet, war er auch schlau genug, um sich das Vertrauen der herrschenden, wie der beherrschten Nation zuzuwenden; als Iwan Samailowicz 1687 entsetzt wurde, machte ihn die Regierung zum Hetman Kleinrußlands, aber auch eine freie Wahl des Volkes wäre nicht anders ausgefallen. Es war eine überaus schwierige, ja von vornherein fast unmögliche Stellung; nach des Zaren Tendenz sollte der Hetman nur sein Statthalter, also das wichtigste Werkzeug des Einheitsstaates, nach des Volkes Anschauung die Verkörperung und der Hüter der Autonomie sein;

verdarb er es mit dem Zaren, so wurde er abgesetzt, verwirkte er das Vertrauen des Volkes, so war er nur ein durch die Staatsgewalt auf seinem Posten erhaltener „Knecht", dessen Stellung in dieser unruhigen Provinz eine überaus peinliche war, und der zudem gewärtigen mußte, bei der ersten Gelegenheit, wo man dem Volkswillen ein scheinbares Zugeständnis machen wollte, fortgeschickt zu werden. Es war, wie sich ein kirchlicher Chronist drastisch ausdrückt, „ein Amt, schlimmer als das Fegefeuer, denn die Qualen sind gleich groß, aber durch jenes wird die Seele geläutert, während sie hier verdirbt". Freiwillig, fügt er hinzu, werde dies niemand erdulden. Mazeppa ist mehr als zwanzig Jahre lang der Hetman Kleinrußlands gewesen; schon die bloße Tatsache beweist ein seltenes diplomatisches Talent, aber noch mehr: er ist fast die ganze Zeit über vom Zaren und vom Volke gleich geschätzt, ja als unentbehrlich betrachtet worden. Daß dies ohne „Verderbnis der Seele", Lug und Trug nach oben und unten, nicht abging, ist selbstverständlich; betont muß jedoch werden, daß Mazeppa in seinen Mitteln und Zwecken nicht unmoralischer war, als jeder andere Staatsmann seiner, wohl auch — viel späterer Zeiten. Die gefährlichste Klippe wußte er dadurch zu umschiffen, daß er immer zur Zeit, da ein neuer Ukas erschien, entweder außer Landes war oder den Zaren durch die Vorstellung, daß dies die Autorität des Staates stärke, bewog, seine Weisungen direkt, durch moskowitische Truppen, gleichsam über des Hetmans Kopf hinweg durchführen zu lassen; so ent-

ging er dem Dilemma, ungehorsam oder dem Volke verhaßt zu werden. Das letztere wußte er sich durch möglichst geordnete Rechtspflege und Verwaltung, durch persönliche Übung volkstümlichen Brauchs, die Regierung durch Gehorsam in kleinen Dingen, durch Aufrechthaltung der Ruhe geneigt zu machen; beiden imponierte er durch seine machtvolle Persönlichkeit, durch seine Verdienste als Staatsmann und Feldherr in den Kriegen gegen Türken, Tataren und Polen. Es ist kein Zweifel, daß er, der seine Provinz so erfolgreich gegen den äußeren Feind verteidigte, auch manche Unbill ihres Herrschers von ihr hätte abwenden können; wenn er dies unterließ, so geschah es nicht bloß aus Vorsicht, sondern weil es ihm in die eigenen Pläne paßte, daß das Volk an „Disziplin" gewöhnt und insbesondere der Trotz der Kosaken gebrochen werde. Denn wie parteiisch auch die Darstellung sein mag, welche russische Historiker, so namentlich Solowjew, von Mazeppas Politik entwerfen — den Beweis, daß er sich schon früh mit „hochverräterischen Plänen" getragen, haben sie erbracht. Was dem hochherzigen, selbstlosen Chmelnicki mißlungen, wollte er durchführen: die Begründung eines unabhängigen kleinrussischen Staates, in welchem er nicht, gleich Chmelnicki, der „primus inter pares", sondern der absolute Herrscher sein wollte. Daß dies nur durch auswärtige Hilfe geschehen könne, war ihm klar, er suchte Fühlung mit den Nachbarn; der diplomatische Hexenmeister, welcher gleichzeitig dem Zaren als Bändiger der Kleinrussen, diesen als ihr Hort zu er-

scheinen verstand, brachte es auch fertig, von Peter dem Großen als Schwert Rußlands gerühmt und von Polen und Tataren als ihr heimlicher Bundesgenosse betrachtet zu werden. Lange währte dies Doppelspiel, weil Mazeppa ganz sicher gehen wollte; als im Herbste 1707 der Aufstand unter Bulawins Führung seinen Höhepunkt erreicht und Karl XII. von Sachsen her als Bundesgenosse des von ihm eingesetzten Polenkönigs Stanislaus Leszczinski gegen Moskau heranzog, hielt es der Hetman wohl an der Zeit, auch ein formelles Schutz- und Trutzbündnis mit Polen und Schweden zu schließen, aber zur Tat war er noch nicht zu bewegen und ließ darum auch die flehentlichen Bitten der Aufständischen, sich an ihre Spitze zu stellen, unberücksichtigt, zuletzt noch im Juni 1708, als Karl XII. bereits bei Mohilew stand. Man darf getrost aussprechen, daß die Stunde, in welcher Mazeppa dem Flehen der Kosaken dieses „Nein" entgegensetzte, von welthistorischer Bedeutung war, denn wer den Volkscharakter kennt, wird nicht daran zweifeln, daß es dieser Moment war, in welchem sich das politische Geschick Kleinrußlands für immer entschieden hat. Mazeppa zögerte, weil er abwarten wollte, ob Peter den Anmarsch Karl XII. aufhalten könne, zögerte, weil ihm die Gebote der Vernunft alles, jene der nationalen Empfindung nichts bedeuteten, weil es für seinen Kalkul wenig galt, „ob einige tausend Kosaken mehr oder weniger auf der Welt seien". Hätte er sich damals zur Tat entschlossen, sein ganzes Volk wäre ihm begeistert gefolgt, und dann wäre auch die Ent-

scheidungsschlacht zwischen Peter und Karl XII. anders ausgefallen — die Folgen sind kaum zu ermessen. So aber gewann Rußland Zeit, den Aufstand zu erdrücken, und als Karl XII. kaum vier Monate darauf den Boden Kleinrußlands betrat und gleichzeitig Mentschikow im Auftrage Peters herbeieilte, um Mazeppa, dessen Verrat notorisch geworden, gefangen zu nehmen, als der Hetman nun endlich handelte, mit etwa 7000 Mann zu Karl XII. stieß und gleichzeitig (22. Oktober 1708) sein Manifest an das Volk erließ, daß die Stunde der Befreiung geschlagen, da war es zu spät: nicht weil es nun „einige tausend Kosaken weniger" gab, sondern weil die Nation nun für seine Stimme taub war, wie er einige Monate vorher für die ihrige. Mit Grauen wurde er gewahr, wie nur wenige, seinem Rufe folgend, zu den schwedischen Fahnen stießen, ein Teil apathisch blieb, ein anderer sogar für den Zaren Partei nahm. „Selbstmörder!" schrie er auf — und es steckt viel Wahrheit in diesem Verzweiflungsschrei. Was dieser einzelne im Übermaß besaß, nüchternen politischen Verstand, daran war sein Volk von je sehr arm: dafür ist dieser Augenblick der deutlichste Beleg. Als an jenem Junitage von 1709 bei Poltawa hüben und drüben Kleinrussen unter Waffen standen und Peter mit Hilfe der Donschen Kosaken die Reiterscharen Mazeppas schlug, da wiederholte sich nur eine traurige Erscheinung in der Geschichte dieses Volkes; der Bruderzwist hatte einst auch den Mongolen den Sieg gesichert und später das Volk so sehr geschwächt, daß es sich unter Chmelnicki die Freiheit nicht mehr aus eigener

Kraft dauernd zu erringen vermocht. Mit Mazeppa, der am 22. September 1709 auf fremder Erde starb, sank auch der Traum von einem kleinrussischen Staate für immer ins Grab.

Der nächste „freigewählte" Hetman war ein russischer Oberst Skoropadski; dies Detail ist bezeichnend; Kleinrußland wurde behandelt, als ob es nicht gegen, sondern für Mazeppa gekämpft hätte. Auch nachdem dieser militärische Despotismus aufgehört, wurde energisch und rücksichtslos zentralisiert, die Wehrverfassung geändert, die Bevölkerung zwangsweise übersiedelt, um Raum für großrussische Kolonien zu gewinnen, die alte Gemeindeverfassung beseitigt, die Leibeigenschaft eingeführt, der Adel mit moskowitischen Elementen versetzt. Die Hetmanswürde war nicht viel mehr als ein bloßer Titel geworden, welchen die Regierung an irgendeinen staatstreuen Magnaten der Provinz verlieh. Ein solcher Mann war auch der letzte Hetman, Kyrill Rasumowski, aber weil er daneben ein ebenso treuer Sohn seines Volkes war, so ward er der Kaiserin Katharina verdächtig, und als diese vollends eine höchst naive Bittschrift aus der Ukraine erhielt, die Hetmanswürde im Hause Rasumowski erblich zu machen, wurde Hochverrat gewittert und der Hetman zur Verantwortung nach Petersburg entboten. Die Vorgänge, die sich dort — 1764 — abspielten, sind noch heute wenig klargestellt (vgl. Brückner, Katharina II. S. 516 ff.); die gelindeste Version geht dahin, daß Rasumowski moralisch zum Rücktritt gezwungen wurde; hatte doch

Katharina II. noch vor seinem Eintreffen in Petersburg an einen ihrer Vertrauten geschrieben: „Gibt es in Kleinrußland keinen Hetman mehr, so muß man danach streben, daß das Zeitalter und der Name der Hetmane verschwinde, und nicht bloß danach, daß keiner mehr ernannt werde." An die Stelle des Hetmans trat ein „Generalgouverneur", Rumjanzow. So wenig dies eine Änderung im Wesen bedeutete, das Land empfand denn doch diese endgültige Beseitigung seiner Autonomie schmerzlich, und als Katharina II. drei Jahre später jenen höchst kuriosen, bei ihrer streng absolutistischen Denkart und dem niedrigen Kulturzustand des Reiches von vornherein nutzlosen Versuch machte, eine Art beratenden Parlaments zu schaffen und die Wahlen zur „gesetzgebenden Kommission" ausschrieb, da verweigerten die Kleinrussen ihre Beteiligung: eine allgemeine Reichsversammlung kümmere sie nichts, man möge den alten, vom Zaren Alexei beschworenen Vertrag achten; dies sei alles, was sie wünschten. Es klingt wie ein schlechter Scherz und ist doch nur die Wahrheit, daß Rumjanzow die Bevölkerung durch Waffengewalt und Knutenhiebe zur Wahl zwang; man wird es daher doppelt rühmenswert finden, daß die unter solchen Umständen Gewählten gleichwohl den Anschauungen ihrer Heimat freimütigen Ausdruck gaben; sie sprachen und stimmten gegen die Vorrechte des Adels, für Erleichterung der Leibeigenschaft, vor allem aber für die Sonderrechte ihres Landes, wie sie denn auch die Vertreter der Ostseeprovinzen in ihren ähnlichen Bestrebungen kräftigst unterstützten.

Die „Kommission" wurde 1768 wieder heimgeschickt; für die Kleinrussen hatte sie nur das eine Ergebnis, daß die Regierung gewahr wurde, „in der Ukraine bleibe noch viel zu tun übrig". Inzwischen lag der Polenstaat in den letzten Zuckungen; noch einmal, 1770, kam es auf diesem Boden, weniger aus nationalen und religiösen Motiven, als durch russische Umtriebe, zu einem furchtbaren Gemetzel zwischen Polen und Kleinrussen; wir widmen diesem Aufstand der „Haidamaken" unter Führung des Kosaken Gonta noch im Aufsatz: „Taras Szewczenko" einige Worte, da ihn der genialste Dichter dieser Literatur zum Gegenstand seines hervorragendsten Werkes gemacht. Dann kam die „erste Teilung" (1772); Galizien ausgenommen, war nun fast die ganze, seit 1795 die ganze Nation unter russischem Szepter vereint und ist es bis heute geblieben. Gleichsam zur Feier dieser Vereinigung steigerte sich die Strenge der Regierung; nun hatte man sie ja beisammen und in den jüngst erworbenen, durch ein schwaches Regiment verwöhnten Landesteilen gab es wohl noch mehr zu tun, als in den anderen. Nun wurde die Leibeigenschaft offiziell und allgemein durchgeführt; das Land, um jede Spur der historischen Autonomie zu verwischen, in eine Reihe willkürlich abgegrenzter Gouvernements geteilt, die Zaporoger Kosakenschaft aufgelöst, die Pflege der großrussischen Sprache zur Pflicht, jene der kleinrussischen zum Verbrechen gemacht. Wie diese Maßregeln an jene der Polen erinnern, so war auch ihr Erfolg derselbe: der Adel und die höhere Geistlichkeit entnationalisierten

sich ganz, der Bürgerstand zum größten Teil. Das Volk aber murrte wohl, doch rebellierte es nicht mehr; die starke Beteiligung der Kleinrussen an dem Pugatschewschen Aufstand (1773—74) ist natürlich kein Zufall, aber es war doch im Grunde nur ein sozialer, ein Sklavenkrieg, kein Kampf um nationale Freiheit. Als Katharine II. durch Kleinrußland reiste, bedurfte es der äußersten Strenge, um die Bevölkerung dazu zu bringen, „ihr Entzücken", wie es der Ukas wörtlich befahl, „durch angemessene Handlungen und Begrüßungen auszudrücken". Das Entzücken konnte an manchen Orten tatsächlich nur durch das Auffahren von Kanonen erzwungen werden, aber zu einem Tumult kam es nirgendwo. Bei Katharinas II. Tode (1796) war tatsächlich „das Zeitalter der Hetmane verschwunden", die Nation wieder, wie zwei Jahrhunderte vorher, ein Haufe von Leibeigenen und ihren Priestern, die Sprache wieder eine verachtete „lingua rustica" geworden. —

## IV

Die Literatur war bereits Jahrzehnte zuvor vollständig abgedorrt. Mit gutem Grund haben wir das politische Los der Nation berichtet, ehe wir nun das Schicksal ihrer Literatur erzählen: nicht bloß weil das erstere das letztere erklärt, sondern weil man nun die Taktik, welche der Moskowitismus gegen die rein geistigen Bestrebungen einschlug, erst recht wird beurteilen können.

Es war in den ersten Jahrzehnten die Taktik der scheinbaren Förderung; die Autoren der „zweiten Blütezeit" wurden in jeder Weise ausgezeichnet, ihre literarischen Verdienste durch Ämter und Würden belohnt. Die Regierung gestattete sich dabei nur eine, allerdings recht wesentliche Fiktion: sie offiziell als Großrussen zu erklären. Das war durchaus folgerichtig; galten die Kleinrussen, wie wir gesehen, politisch nur eben als Russen, deren Sprache durch einige Polonismen verderbt worden, dann gehörte auch ihre Literatur der ganzen Nation und ihre Dichter und Gelehrten waren Leuchten des gesamten Vaterlandes. Diese Annexion aber war nicht bloß die einfachste, sondern sogar die einzig mögliche und, vom Standpunkte des Moskowitismus, einzig heilsame Methode. Auf zweierlei Wegen kann, wie uns die Geschichte lehrt, ein mächtiges Volk, welches an dem schwächeren den Frevel der Entnationalisierung begehen will, die Literatur desselben abtöten. Erstens durch physische Gewalt: man schließt die Druckereien und verfolgt die Schriftsteller — und das war hier schon deshalb unmöglich, weil sich ja die zweite Blütezeit vornehmlich auf polnischem, nicht auf russischem Boden entwickelt. Oder man erdrückt die schwächere Literatur durch die Überlegenheit des eigenen Geistes, und auch dies konnte einem Staate, dessen Unbildung, wie sich ein gleichzeitiger Diplomat ausdrückt, „das Staunen und Grauen Europas war", nicht beifallen. Hier stand ja die herrschende Nation auf ungleich geringerer Kulturstufe, als die unterworfene, was eine einzige

Ziffer genügend erweist: aus der Zeit vor 1650, wo die politische Annexion erfolgte, kennt man etwa 275 großrussische, etwa 300 kleinrussische Druckwerke; bei letzteren sind die vielen hunderte von Flugblättern und Broschüren nicht mitgezählt; die Kleinrussen hatten also unter fremder Herrschaft selbst quantitativ mehr geleistet, als die ihnen damals an Zahl mindestens fünffach überlegenen, in einem nationalen Staatswesen vereinigten Großrussen. Und nun erst, wenn man die Qualität berücksichtigt! Jene großrussischen Werke bestanden zum größten Teil aus theologischen Werken, Gebetbüchern usw.; die überwiegende Mehrheit derselben war aus dem Kleinrussischen, ein geringer Teil aus dem Kirchenslawischen, Bulgarischen und Griechischen übersetzt; Originalarbeiten gab es fast nicht; und ebenso fehlten fast durchweg Schriften weltlichen Inhalts, geschweige denn gar Dichtungen. Wir haben die „zweite Blütezeit" nicht überschätzt, aber welchen Reichtum an Bildung und freier geistiger Regsamkeit bedeutet sie gegenüber dieser mönchisch dumpfen und stumpfen, orthodoxen Formelkram sklavisch übersetzenden „Literatur"! Dieser Gegensatz aber wurde schon zu Beginn des XVI. Jahrhunderts in Moskau deutlich empfunden; während die dortigen Mönche, um ihre Unwissenheit zu beschönigen, die Vertreter der Kiewer Akademie, an welcher Latein und Griechisch gelehrt wurde, als „Häretiker" und „vom Papismus angesteckt" zu verdächtigen suchten, bezogen die ersten Romanows und ihre Bojaren die Erzieher für ihre Söhne aus Kleinrußland. Der Gedanke, nun einen ähnlichen

Vorgang im großen einzuhalten, lag nahe und mußte insbesondere jenem Zaren, unter dem die politische Annexion erfolgte, Alexei Michailowicz, dem Vater Peters des Großen, einleuchten; er war selbst von einem Kiewer Priester erzogen, des Kleinrussischen mächtig und — gleich seinen beiden nächsten Nachfolgern, Feodor und Sophia — bereits von einem gewissen Bedürfnis nach Bildung, einer instinktiven Achtung vor der Kultur erfüllt. Dem Norden die Errungenschaften des geistig vorgeschrittenen Südens zuzuwenden, mußte diesen Regenten an sich wünschenswert erscheinen; auch die uralte Tradition wies sie auf denselben Weg: schon fünfhundert Jahre zuvor hatten ja Moskau und Nowgorod aufgenommen, was Kiew geschaffen — und ebenso der Bann ihres dumpfen Glaubens: Lehrmeister durfte nur der rechtgläubige Süden sein, nicht der papistisch-lutherische Westen. Wenn also Zar Alexei wiederholt die „russischen Schriften, welche im Süden verfaßt werden" als einen „Stolz Rußlands" rühmte, so war dies zwar eine politische Tendenzlüge, aber zugleich eine Demonstration für seine Bildungspläne.

Dasselbe Doppelspiel der Beweggründe wird auch an der Wahl des ersten und wichtigsten Mittels zum Zwecke offenbar: der Berufung der hervorragendsten kleinrussischen Schriftsteller und Priester nach Moskau, wo ihnen Geld und Ehren im Überflusse winkten. Da dies zur selben Zeit geschah, als die Vergewaltigung des Volkstums im Süden begann, so pflegen die großrussischen Historiker häufig den Schluß daraus zu

ziehen, daß es mit der letzteren nicht so schlimm gewesen sein könne. Und doch sind diese Berufungen nur ein Glied derselben Kette, und vielleicht das wichtigste: die Nation verlor ihre besten Männer zu einer Zeit, da sie ihrer am meisten bedurfte. So wurden, um nur die hervorragendsten Namen zu nennen, Simeon Polocki und Demetrius Rostowski, beide Theologen und bereits oben auch als Dramatiker erwähnt, als Kirchenfürsten nach dem Norden berufen, ersterer nach Moskau, letzterer nach Tobolsk, so kam der hochgebildete Mönch Medwedjew, der nachmals der erste Bibliograph Rußlands wurde, als Erzieher an den Zarenhof, so fanden die nachmaligen intimsten Vertrauten Peters des Großen, Jemilian Ukrainzew und Theophan Prokopowicz, ersterer als Diplomat, letzterer als Metropolit von Pskow, so Stephan Jaworski als Vorsitzender des Synods im Norden einen glänzenden Wirkungskreis. Der geringeren Geister, welche auf ähnliche Bahnen geführt wurden, können wir hier nicht namentlich gedenken; sie zählen nach Dutzenden. Es wird uns nicht verwundern, zu hören, daß bei all diesen Berufungen nicht bloß dem nordischen Mönchstum gegenüber, welches sich begreiflicherweise aus Konkurrenzgründen heftig gegen die Invasion dieser gebildeten Elemente sträubte, sondern auch ohne sonstige ersichtliche Veranlassung stets betont wurde: die Berufenen seien nach Glauben und Sprache ganz echte Russen, und noch weniger verwunderlich wird es uns erscheinen, daß im scharfen Gegensatze zu dieser Behauptung gleichzeitig die Mahnung an diese Männer

gerichtet wurde: so zu sprechen und zu schreiben, „daß man sie verstehen könne" — wohl aber ist es eine überraschende und der Erklärung bedürftige Erscheinung, daß sie sämtlich dem Rufe der Regierung folgten, und dann mehr oder minder nachdrücklich in dem anbefohlenen Sinne wirkten. Zwei Motive sind hierbei zu berücksichtigen, ein äußeres und ein inneres. Alle diese Männer hatten in der Heimat den Druck schlimmer materieller und sozialer Verhältnisse zu ertragen; sie waren karg entlohnte Priester oder Lehrer, die in den Augen der herrschenden Kaste zur Plebs zählten; der Woiwode, der katholische Priester, der polonisierte Adelige blickten höhnisch auf sie herab: auch offene Gewalttat war ja nicht selten. Wie mächtig mußte auf sie die Verlockung wirken, plötzlich aller Sorgen enthoben zu sein und um derselben Tätigkeit willen, welche ihnen bisher Kummer und Gefahr gebracht, in einem mächtigen Nachbarreiche einen glänzenden, selbst den kühnsten Ehrgeiz befriedigenden Wirkungskreis zu erhalten! Noch wichtiger aber muß der Umstand erscheinen, daß sie sich der Tragweite ihres Entschlusses für ihre eigene und ihres Volkes Zukunft nicht bewußt waren, ja nach ihren Anschauungen und der Lage der Verhältnisse gar nicht bewußt sein konnten. Sie waren Kämpfer gegen ein Volk, welches sich in Glauben und Sprache von dem ihren unterschied; daß sie dabei auf den Glauben größeres Gewicht legten, war durchaus natürlich, weil dieser herbere Angriffe zu erdulden hatte, ferner in ihrer Eigenschaft als Priester oder Halbpriester (Lehrer an Brüderschaftsschulen); in Ruß-

land aber war ja ihre Kirche die unbedingt herrschende. Daß ihnen der nationale Gegensatz zu ihren nordischen Glaubensgenossen nicht fühlbar gewesen, läßt sich freilich nicht behaupten, nur hielten sie ihn für keinen unversöhnlichen; die einen nahmen sich vor, ihre literarische Tätigkeit in beiden Sprachen fortzusetzen; andere, und gerade die Begabtesten, hegten, wofür deutliche Anzeichen vorliegen, noch viel stolzere Träume: ihre Sprache war ja die weitaus entwickeltere; es war vielleicht nicht unmöglich, sie zur herrschenden Literatur-, ja zur Staatssprache zu machen, wie ja schon einst der Süden den Norden nicht bloß literarisch, sondern auch sprachlich sehr wesentlich beeinflußt. Kurz, als bewußte Renegaten sind diese Männer nicht nach dem Norden gegangen, im Gegenteile voll der besten Vorsätze, ihren Einfluß zugunsten ihres Volkstums zu nützen, und daß es dann anders kam, ist gleichfalls nur bis zu einem gewissen Grade ihre Schuld. Eine Stimme in rein politischen Dingen räumte ihnen die Regierung von vornherein nicht ein; nur gegen Polen und Jesuiten durften sie so viel und so energisch predigen und schreiben, als ihnen irgend beliebte; wagten sie es jedoch, der Privilegien der russischen Ukraine Erwähnung zu tun, so wurde ihnen so nachdrücklich bedeutet, daß des Dichters und Priesters Reich nicht von dieser Welt sei, daß sie verstummen mußten, wenn sie nicht aus ihren warmen Bischofs- und Professorenstuben nach dem kalten Sibirien versetzt sein wollten. Es ist richtig, daß sich keiner unter ihnen dieser Gefahr aussetzte, aber aus der ersten Zeit dürfte sich zum mindesten auch

kein Beispiel für das Gegenteil anführen lassen; erst von 1750 ab findet jener würdige Geheimrat Teplow, welcher, obwohl Kleinrusse von Geburt, die Russifizierung seiner Heimat besorgte, eifrige Nachahmer.

Nicht ohne Grund haben wir diese Erscheinung so eingehend zu erklären versucht; sie ist doch an sich unerhört — wann hätte je ein Volk dem anderen binnen zweier Generationen seine Schriftsteller, seine Literatur und Kultur annektiert?! Man vergesse nicht: es handelte sich um zwei verschiedene Sprachen, zwei verschiedene Völker, deren Gegensatz sich niemals verwischt hat, auch nicht in diesem Abschnitt ihrer Entwicklung. Die erste Generation schreibt zunächst kleinrussisch, dann setzt sie ihre Tätigkeit in beiden Sprachen fort, und bei der zweiten ist es ebenso, nur daß sie in der Folge nur noch großrussisch schreibt. Erst die dritte Generation beginnt sofort in der fremden, erlernten Sprache, weil sie dieselbe bereits in der Schule aufgezwungen erhalten und jedes gedruckte Wort in der Muttersprache verpönt ist. Denn nachdem die friedlichen Mittel ihre Wirkung getan, sehen wir nach einiger Zeit auch die Gewalt hinzutreten; bereits 1721 wird der „besondere Dialekt" scharf gerügt; dann macht die Zensur den kleinrussischen Werken immer größere Schwierigkeiten, hierauf wird die Kiewer Akademie russifiziert, bis endlich ohne jede Verschleierung die brutale Parole ausgegeben wird: „Schreibet großrussisch oder gar nicht!" Der Druck kleinrussischer Bücher wird verboten, jeder Schriftsteller in dieser Sprache als ein politischer Verbrecher,

als ein Mann, der „das Zeitalter der Hetmane herbeiführen wolle", bestraft.

Die Frage, wie viel der Norden dadurch gewonnen, beantwortet ein Blick auf die großrussische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts. Woher stammen ihre Schriftsteller? In der Theologie tun sich vor Peter dem Großen Polocki, Rostowski, Slawinecki hervor, auf dem Gebiete der Annalistik Medwjedew, das geistliche Drama pflegen als die ersten Polocki und Rostowski; sie sind insgesamt Kleinrussen. Wer verrichtet, nachdem Peter der Große die plötzliche und massenhafte Verfertigung von Übersetzungen angeordnet, diese Arbeit? Neben einigen Ausländern die Kleinrussen Buzinski, Kochanowski, Lopatinski und Krolik. Wer tritt im 18. Jahrhundert als der erste Vertreter westlicher Aufklärung, als der eigentliche Begründer einer national-russischen Bildung an Peters Seite? Der Kiewer Theophan Prokopowicz, der Verfasser des berühmten „geistlichen Reglements". Und an der Spitze seiner theologischen Gegner steht abermals ein Kleinrusse, Stefan Jaworski. Auch die Interludien kommen auf dem Umwege über Kiew nach Moskau, und der erste bedeutendere Dichter Großrußlands, Demeter Kantemir, ist allerdings ein in Konstantinopel geborener Rumäne, steht aber, ein Jünger Theophan Prokopowicz's, völlig im Bannkreise der Kiewer Schule; ihr entnimmt er die Form: den gezählten, nicht betonten Vers, ihr die scholastische, pseudo-klassische Richtung, der er dann freilich in der Folge auch andere Elemente beimischt. Und selbst der

großrussische Dramatiker Lomonossow steht noch im Zwange der scholastischen Rhetorik der zweiten Blütezeit. Auch großrussische Historiker, sofern sie gerecht sind, müssen dies anerkennen; „diese Literatur", sagt z. B. Pypin, „ist nicht spurlos verschwunden, sondern hat sich in die russische Literatur im gesamtrussischen Interesse ergossen, und dies bildet ihr historisches Recht und Verdienst." Dieser letztere Satz kehrt sich gegen jene, welche diese Aufsaugung zwar nicht leugnen, aber als unheilvoll schelten, weil die Kleinrussen eben auf einem scholastischen, also im Westen längst überwundenen Standpunkt gestanden und diesen der jungen russischen Literatur eingeimpft. Dagegen aber ist zu erwidern, daß dieser „überholte Standpunkt" immerhin einen ungeheuren Fortschritt gegen die autochthone Barbarei bedeutete, und daß er den direkten Einfluß des Humanismus wie der realen Bildung nicht etwa hinderte, sondern vorbereitete; ohne diese „rechtgläubigen" Erzieher wäre ihren protestantischen und katholischen Nachfolgern das Ohr des Volkes verschlossen geblieben.

Während die Kleinrussen so die Lehrer und Erwecker des Nordens wurden, glich ihre eigene Literatur immer mehr einem Flußbett, dessen Wasser gewaltsam abgeleitet worden: quillt noch zuweilen Wasser auf, so kommt es aus den Quellen im Geröll. Die Kleinrussen waren, sagte ich schon, am Ausgang des vorigen Jahrhunderts wieder ein Haufe von Leibeigenen und Priestern, ihre Sprache ein verachteter Dialekt geworden. Selbst der Handwerker schämte sich seiner

heimischen Sitte und Sprache, geschweige denn der Soldat, der Beamte, der Adelige; gedruckt wurde keine Zeile mehr — aber noch sang das Volk die Weisen aus Vätertagen und fügte neue hinzu, noch lebte und blühte das Volkslied.

Das Volkslied der Kleinrussen ist das beste und schönste, was der Volksgeist geschaffen; ihm ist darum auch in diesem Buche ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Kein anderes Volk befand sich zu Anfang dieses Jahrhunderts in schlimmerer Lage, als die Kleinrussen. Man pflegt die Bulgaren auszunehmen, jedoch wahrlich nur insofern mit Recht, als ihr Beherrscher auch der fanatische Feind ihres Glaubens war. Hier verband den Zaren und das Heloten volk dieselbe „Rechtgläubigkeit"; das ist richtig, aber auch der einzige Unterschied. Denn wenn ferner bemerkt wird, daß der Bulgare unter dem Druck einer fremden, der Kleinrusse unter dem einer verwandten Rasse geschmachtet, so begründet dies, da der Druck gleich schwer war, keine Milderung, im Gegenteil eine Verschärfung des Schicksals; man denke an die schöne Parabel des Ostens: das Birkenholz schweigt, wenn der Eisenhobel darüber hinfährt, aber wird ein Keil aus härterem Holz eingetrieben, dann ächzt es schmerzlich auf. Und wenn ferner gesagt wird, daß der kleinrussische Bauer nur dasselbe Los der Willkür und Ungerechtigkeit erduldete, wie der großrussische, während der Bulgare die Bevorzugung des türkischen Landmanns täglich vor Augen sah, so ist auch dies nur ein schwacher Trost. Nein, so

peinlich dieſe Parallele dem Moskowitismus ſein mag, ſie iſt innerlich berechtigt: am Balkan wie in der Ukraine ſinkt ein Volk, ſeines Adels, ſeines Bürgertums beraubt, zu einer Horde von Leibeigenen herab, in welcher das Volksgefühl nur als Inſtinkt, nicht als klare, bewußte Empfindung fortlebt; hier wie dort äußert ſich der Volksgeiſt nur noch im Liede, nicht mehr im gedruckten Wort. Der einzige Unterſchied aber, der ſich in letzterer Hinſicht aufſtellen ließe, begründet wahrlich keinen Vorzug des ruſſiſchen vor dem türkiſchen Joch. Den Bulgaren blieb der Ruf und Ruhm ihrer alten Literatur, den Kleinruſſen wurde er entwendet und verfälſcht. Bezüglich der zweiten Blütezeit iſt dies bereits dargelegt, bezüglich der erſten wird es ſpäter geſchehen.

Wie um das Jahr 1800 kein Buch in bulgariſcher Sprache erſchien, ſo wenig in kleinruſſiſcher. Die Hiſtoriker Simonowski und Koniſſki, welche die Geſchichte ihrer unterjochten Stammesbrüder im ganzen objektiv, ja ſogar, ſoweit es die Zenſur zuließ, ſympathiſch behandelten, ſchrieben großruſſiſch. Die wenigen Erzeugniſſe kleinruſſiſcher Kunſtpoeſie mußten ſchon deshalb Manuſkript bleiben, weil die Druckbewilligung unter allen Umſtänden verſagt worden wäre. Erſt nach einem halben Jahrhundert oder noch ſpäter hat das wiedererwachte Volk auch dieſe Reliquien wieder ans Licht gezogen und es hat recht daran getan: das ſind keine großen Dichter, aber brave Männer, welche treu bleiben, nachdem alle untreu geworden, und dem Lorbeer, der jedem Überläufer

winkt, die bescheidene Anerkennung der wenigen Patrioten vorziehen, welche sich ihre Verse abschreiben. Ein solcher Mann ist in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Mönch Klemens Zenowiew, der treulich das Volksleben, das Eindringen großrussischer Sitten in die höheren Schichten schildert; in der zweiten der „Wanderer" Georg Skoworoda. Ungleich bedeutender als Zenowiew ist er in Lebensführung und Dichtweise eine der eigentümlichsten Gestalten dieser Literatur. Ein Bauerssohn, auf der Kiewer Akademie ausgebildet, durchpilgert er, von Wissensdurst getrieben, fast ganz Europa bis nach Sizilien, auf diesen Fußwanderungen durch geistige und körperliche Tagelöhnerei seinen Unterhalt fristend, schlägt dann, heimgekehrt und seines Wissens willen wie ein Wunder angestaunt, die ihm angebotenen Professuren zu Charkow und Moskau aus, um nicht „dem Hohen, der den Niedrigen bedrängt, dem Starken, der den Schwachen würgt", dienen zu müssen, und widmet sich der Erweckung seines unglücklichen Volkes, indem er Jahr um Jahr, sein ganzes Leben hindurch, in ärmlichstem Gewande predigend, mahnend und singend von Dorf zu Dorf zieht. Es ist billige Klugheit, einen solchen Mann einen Narren zu nennen, und ein Sonderling war Skoworoda sicherlich, aber dabei ein edler, sittlicher, von glühendstem Freiheits- und Volksgefühl erfüllter Mann, dessen Wirkung auf die Gemüter nur deshalb geduldet wurde, weil ihn die Regierung für verrückt hielt. Diese Wirkung aber muß nach den Zeugnissen, welche Kostomarow darüber zusammengestellt, eine

tiefe gewesen sein. Seine Fabeln und Dialoge waren in unzähligen Abschriften verbreitet, seine Lieder wurden von Kobsaren wie von dem Volke selbst gesungen. Ihr gemeinsamer Grundton ist die Mahnung zur Treue und Sittlichkeit, zum Ausharren gegenüber dem Dränger. Hingegen blieben die historischen Werke und Volksliedersammlungen Alexander Riedelmanns fast unbekannt. Seit sie 1847 gedruckt worden sind, „steht der deutsche Name in der Reihe der besten kleinrussischen Patrioten". Über Riedelmanns Leben ist leider nur so viel bekannt, daß er, in Deutschland geboren und erzogen, als Ingenieur in die Ukraine kam, und sein Leben dort verbrachte. Auch über das treibende Motiv, welches ihm die Feder in die Hand gedrückt, die Lieder des unterdrückten Volkes und seine Geschicke aufzuzeichnen, hat er selbst nichts gesagt, aber zwischen den Zeilen steht es deutlich genug geschrieben. Es war das Mitleid, das Gerechtigkeitsgefühl und jener kosmopolitische Sinn, der die fremde Volksart so liebevoll umfaßt, wie die eigene. Eine nähere Charakteristik der Arbeiten Riedelmanns kann hier leider nicht gegeben werden, ohne den Rahmen dieser Darstellung zu zersprengen. Verdienen würde er sie auch in deutscher Sprache, wie sie ihm Bodnanski in kleinrussischer gewidmet.

Aber nicht bloß der einzelne, auch das ganze deutsche Volk hat sich um die Wiederbelebung der Kleinrussen große Verdienste erworben. Die deutsche Romantik, die Wiederbelebung des deutschen Mittelalters durch Forschung und Dichtung, wirkte auch auf die slawische

Welt wie ein Auferstehungsruf, zunächst auf die Tschechen und Polen, dann aber auch auf alle anderen Stämme; sie begannen sich wieder ihrer Geschichte zu erinnern, ihre Lieder zu sammeln. So auch die Kleinrussen. Seit dem Anfang der dreißiger Jahre ging ein frischer Hauch durch alle Gaue, so weit Kleinrussen wohnten. Am kräftigsten zeigte sich seine Wirkung, bezeichnend genug, unter den Kleinrussen Galiziens, aus zwei Gründen, einem politischen und einem kulturellen. Bis 1772 unter polnischem Joche und nicht etwa bloß gleich hart, sondern, wie schon erwähnt, noch härter behandelt, als ihre in den Grenzgouvernements gegen Rußland wohnenden Volksgenossen, hatten sie von da ab ein weitaus günstigeres Los als alle anderen. Die Habsburger waren ihnen mildere Herren als die Zaren; der Bauer wurde schon aus politischen Gründen, um ein Gegengewicht gegen die Polen zu haben, vor der Willkür seines Herrn geschützt. Auch den nationalen Bildungsbestrebungen der galizischen Kleinrussen setzte die österreichische Regierung kein Hindernis entgegen, förderte dieselben im Gegenteil ungemein, indem sie durch treffliche deutsche Lehranstalten die Barbaren zu Kulturmenschen erzog. Und das ist der zweite Grund, warum die Renaissance gerade in Galizien so kräftige Stützpunkte, so hervorragende Vertreter fand. Durchweg deutsch gebildet, mit den Ergebnissen deutschen Geisteslebens aufs innigste vertraut, wußten diese Männer besser als ihre Mitstrebenden im Osten, durch welche Mittel der Volksgeist erweckt, die erstorbene Literatur neu belebt

werden könne. Marcian Szaszkiewicz, auf der 1784 von Joseph II. gegründeten deutschen Universität Lemberg ausgebildet, „ließ zuerst die Zaubertöne des heimischen Worts erklingen", sammelte Volkslieder, Sagen und Bräuche; ebenso standen seine Mitstrebenden, Gregor Ilkiewiecz, Iwan Wachylewicz, Joseph Lewicki u. a. durchweg auf dem Boden deutscher Bildung und wirkten nach Szaszkiewiczs frühem Tode (er starb 1843, erst 32 Jahre alt) tapfer weiter. Entsetzt gewahrten die Polen dieses geistige Leben im Bauernvolke; sie denunzierten die jungen Literaten der Regierung als „Moskowiter", was sie doch wahrlich nicht waren. Aber nur die erste Schrift mußte infolge dieser Einflüsterungen in Ungarn gedruckt werden; nachdem sie sich näher orientiert, gab die Regierung die Bahn völlig frei.

Weitaus schwerer hatten es nach diesen beiden Richtungen die Kleinrussen im Zarenreich. Während der galizische Bauernsohn, wenn er deutsche Bildung erworben, dann eben ein gebildeter Kleinrusse, aber kein Deutscher war, wurde der ukrainische auf der moskowitischen Schule ein Großrusse; den wenigen treugebliebenen Männern aber fehlte es, bei dem damaligen Stand des russischen Schulwesens, ebenso wie den Überläufern an gründlicher Bildung. Und dazu die Haltung der Regierung! Wer kleinrussisch sprach, war ein Bauer, der in keine gute Gesellschaft gehörte; man verhöhnte ihn und stieß ihn zurück; wer aber so zu schreiben wagte, war ein Empörer, der durch sein der Zensur ehrerbietigst eingereichtes Manuskript einen

Hochverrat beging, der durch die bloße Vertilgung des Werkes nicht genügend bestraft erschien. Auch an derberen Lektionen ließ es der Moskowitismus nicht fehlen. „Reitet dich der Teufel!“ herrschte der Herr Zensor den jungen Poeten an; „Mensch, du hast ja Talent; warum dichtest du nicht in richtigem Russisch, statt in diesem verderbten Dialekt, den niemand versteht?!“

Darf es uns verwundern, daß die meisten diesem Rate folgten? „Dichter lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen.“ Wer in der versemten Sprache dichtete, blieb unbekannt; einige Popen und Lehrer lasen ihn, bewunderten ihn und waren ihm dankbar; und wenn man den Bauern seine Gedichte vorlas, so erkundigten sie sich vielleicht nach seinem Namen und segneten ihn, das war alles und für ehrgeizige Gemüter nicht genug. Sie gingen in das Lager der Mächtigen über und wurden Großrussen. Man nahm sie mit offenen Armen auf, pries, ja vergötterte sie; ihre Werke wurden gekauft, gelobt, übersetzt; freilich schilderten auch sie kleinrussisches Leben, aber in moskowitischer Sprache; das war etwas anderes!... Da wuchs einst im Gouvernement Poltawa ein kleinrussischer Knabe auf, der frühzeitig große poetische Anlagen zeigte. Sein Großvater, der in früher Jugend den letzten Kampf der Zaporoger um die Freiheit mitgekämpft, entflammte seine Phantasie, seinen Patriotismus. Auch der Vater war, obwohl Gutsbesitzer, ein guter Kleinrusse geblieben; er dichtete sogar in der Sprache seines Volkes, freilich

ganz heimlich, nur zum eigenen und der Freunde Vergnügen. Nur wenn er wieder einmal eine Komödie geschrieben hatte, bekam sie ein größerer Kreis zu sehen. Ein reicher Verwandter des armen Edelmanns hatte ein Haustheater; da ließ er die Stücke seines Vetters aufführen. Die Nachbarn und das Hausgesinde waren die Zuschauer; sie klatschten Beifall und hatten recht; wir können dies nach einer Probe, dem „Prostak" („Der Einfältige") beurteilen, welche 1862 gedruckt worden ist. Zuweilen fand sich auch ein Wohlgesinnter, der dem verborgenen Dramatiker sagte: „Wassil Afanasiewicz, warum übersetzen Sie Ihre Stücke nicht ins Russische? Sie würden bald ein berühmter Mann sein und viel Geld verdienen." Der kränkliche, alternde Mann schüttelte wehmütig lächelnd das Haupt: „Laßt mich eigensinnigen Esel meine Wege gehen; lange dauert's nicht mehr." Als aber sein vergötterter Knabe immer deutlicher zu erkennen gab, daß auch in ihm ein Dichter stecke, gab er sich alle Mühe, damit nicht auch dieser ein „eigensinniger Esel" werde. Es nützte nichts; eines Tages übergab ihm der Sohn das Manuskript einer Volkserzählung, welche er, durch den „Prostak" angeregt, verfaßt. Dem alten Manne rannen, als er sie las, die Tränen über die Wangen; sein kundiger Blick hatte erkannt, daß diesem Jüngling eine weitaus größere Begabung mitgegeben sei als ihm. Aber es waren nicht Tränen der Freude allein; er gedachte auch seines eigenen dunklen, einsamen Lebens, und nachdem er zu Ende gelesen, ließ er den Sohn vor sich treten, erzählte ihm die Geschichte

dieses Lebens, zerriß das Manuskript und ließ ihn einen Eid schwören, nie anders als großrussisch zu schreiben. Der Jüngling hat sein Wort gehalten; in seinen Erzählungen ist alles kleinrussisch: Landschaften und Menschen, Lebensanschauung und Nationalgefühl, nur die Sprache ist großrussisch. Und das kann alle Welt beurteilen, denn der Dichter hieß Nikolai Wassiliewicz Gogol.

Der Verfasser des „Taras Bulba", des „Revisor" und der „Toten Seelen" ist vielleicht der bedeutendste Kleinrusse, der in moskowitischer Sprache gedichtet, aber wahrlich nicht der einzige; er ist der Führer einer Schar, die nach Hunderten zählt. Kleinrussen, und zwar nicht bloß der Abstammung, sondern auch ihrem ursprünglichen Volksbewußtsein nach, waren der größte Lyriker der Katharineischen Periode, Gabriel Romanowicz Derschawin; der Schöpfer des russischen Kunstepos, Michael Matwejewicz Cheraskow; sein Mitstrebender Hippolyt Feodorowicz Bogdanowicz; der Verfasser der vielgelesenen, vielgerühmten und vielbespöttelten „Sentimentalen Reise durch die Ukraine", Shalikow; der derbe, fröhliche, kerngesunde „Teniers des russischen Romans", Wassil Narjezny usw. — strebte ich Vollständigkeit an, ich müßte mehrere Seiten mit Namen füllen. Auch in neuester Zeit hat diese Erscheinung nicht aufgehört; so sind zwei der hervorragendsten modernen Romanschriftsteller Rußlands: E. Salias und Gregor Danilewski, ganz wie Gogol, nicht bloß im Stoffkreis, sondern auch in der Gesinnung Kleinrussen, nur daß sie eben in moskowitischer Sprache schreiben.

Alle diese Poeten wurden berühmt und durften, nachdem sie das schwere Opfer gebracht, zeigen, was sie konnten. Als Kleinrussen hätten sie es nicht gedurft, und hätten sie es dennoch gewagt, so wären sie in Sibirien gestorben. Selbst die Polen waren in Rußland glücklicher als die Kleinrussen; der polnische Poet wurde nur dann gestraft, wenn er politische Gedichte schrieb; Wald- und Liebeslieder durfte er straflos drucken lassen. Dadurch, wie durch den finsteren Haß, welchen solcher Druck in den Gemütern erregen mußte, erklärte es sich, daß viele Kleinrussen, welche nicht in das Lager der Dränger übergehen mochten, in polnischer Sprache ihrem Schaffensdrange genügten, besonders, da sie damit ein großes Publikum, große Verbreitung gewannen. Nicht ganz so stattlich, wie die Schar der russifizierten Ukrainer, ist jene der polonisierten; aber sie ist wahrlich groß genug. Während in der Epoche bis 1795, also der Zeit, wo der Druck von den Polen ausging, ein derartiger Übertritt in die Reihen der Bedränger äußerst selten war, begegnen wir von 1820 ab immer häufiger dieser Erscheinung. Ein Kleinrusse durch und durch, in seinen Gedichten den Dumen und Dumken mit Glück nachstrebend, in Form, Stoff und Volksbewußtsein durchaus national, ein ukrainischer Kosak, wie nur je einer gelebt, und dennoch der Sprache nach ein polnischer Dichter ist Bogdan Zaleski. Dieser Gegensatz wirkt deshalb um so verblüffender, weil einerseits Zaleskis Sprache von Ukrainismen fast frei ist, während anderseits sein Herz ganz und gar nur dem Volke gehört, dem er entsprossen;

niemand hat die Zeit der Freiheit und des Kampfes gegen die Polen begeisterter, und nur einer, Taras Szewczenko, hat sie schöner besungen. Auch Zaleskis „Dumen" dürfen als Muster eines schlicht-innigen, sich treu am Volkslied emporrankenden Stils gelten. Kein Wunder, daß diesen Poeten der Zwiespalt zwischen innerem und äußerem Wesen so recht mitten ins Herz traf; er suchte ihn zu lösen, indem er zuweilen, so in seinem lyrischen Epos „Der Geist der Steppe" von einer Zeit träumte, da alle Slawen ein Volk sein würden. Gleich bedeutend, gleich national ist Anton Malczeski, der Dichter des ukrainischen Epos „Maria", das mit Recht eine der meistübersetzten Dichtungen der Slawen geworden ist. In politischer Beziehung steht Malczeski, nach Geburt und Überzeugung Aristokrat, den Polen näher als Zaleski, obgleich er seinen Volksgenossen stets gerecht wird, wogegen Severin Goszczynski in seinem Haidamakenepos „Das Schloß von Kaniow" so ganz und gar auf seiten der Kleinrussen steht, daß man beim Lesen des Genusses kaum froh werden kann. Es ist wahr, Goszczynski hat, obwohl unter dem Einfluß Byrons stehend, ehrlich nach Wahrheit der Schilderung gerungen, gleichwohl ist der Vertreter der Polen in diesem polnischen Epos, der Schloßvogt von Kaniow, ein Scheusal, dem kaum noch etwas Menschliches anklebt, während die kleinrussischen Häupter des Aufstands, trotz aller Greueltaten, welche sie der Dichter begehen läßt, doch immer verständliche Menschen bleiben, deren ungeheurer Rachedurst sich eben durch die Frevel der Polen erklärt. Selbst in Szew-

czenko, der, wie bereits angedeutet, denselben Stoff behandelt, finden die Polen einen gerechteren Richter, als in diesem polnisch dichtenden Kleinrussen. Von anderen hervorragenden Autoren derselben Richtung seien nur noch Thomas Padura, der aber auch kleinrussisch dichtete, Michael Grabowski, Thomas Olizarowski, endlich Alexander Groza genannt. Der letztere, ein tüchtiger und mannhafter Poet, der ohne Zweifel zu schöner Entwicklung gekommen wäre, ist als Dichter vorzeitig durch das Witzwort irgend eines kritischen Dummkopfs totgeschlagen worden. Derselbe zeigte nämlich das Epos Grozas „Der Starost von Kaniow" in einer Zeitschrift mit zwei Zeilen an:

„Lieber Groza,
Schreib lieber Prosa!"

Das Wort wurde geflügelt, es hallte dem Dichter auf Schritt und Tritt entgegen, bis er zwar nicht Prosa schrieb, aber verstummte.

Manches Lied, manches Werk dieser polnischen, wie der früher erwähnten großrussischen Dichter lesen sich wie treffliche Übersetzungen aus dem Kleinrussischen. Und wer mag sagen, in wie vielen Fällen der Schein nicht trügt! So ist es eine Folge des Fluchs, welcher auf diesem Volkstum lastet, daß es seine begabtesten Söhne an glücklichere Nationen verlor, und fast wie ein Wunder muß es erscheinen, daß ihm einige treu blieben.

Das erste kleinrussische Werk, welches die russische Zensur passierte, war die 1798 erschienene „Eneida", eine Travestie der Vergilschen Äneide in Blumauers

Stil. Das Buch erlebte binnen zehn Jahren drei starke Auflagen, was bei einem Volke, dessen Gebildete nur eben nach Hunderten zählten, einen enormen, vielleicht beispiellosen Erfolg bedeutete. Es wurde von jedem Lehrer, jedem wohlhabenden Bauern gekauft, nur um die geliebte Muttersprache auch einmal gedruckt lesen zu können. Szewczenko ausgenommen, ist kein Dichter unter den Kleinrussen so populär geworden, wie der Verfasser dieser Travestie, Iwan Kotlarewski. Viele Stellen der „Eneida" sind geflügelte Worte, ja geradezu Sprichwörter geworden. Schon dies beweist, daß der Erfolg kein ganz unverdienter war. Kotlarewskis Buch ist oft bis zum Zynismus derb, aber witzig und volkstümlich. Da die Schwäche und Unentschlossenheit, das Mißtrauen und die Trunksucht des „Chochol", also die Nationalfehler des kleinrussischen Volkes verhöhnt und gegeißelt werden, so glaubte die Regierung den Druck gestatten zu dürfen, weil das Gedicht das Volkstum eben nicht stärken, sondern der Lächerlichkeit preisgeben werde; auch die gute Gesinnung, welche der Verfasser als Staatsbeamter bewährte, mochte dies mit bewirkt haben. In der Tat war Kotlarewski seinen Überzeugungen nach Großrusse, aber in jener Tendenz, welche die Regierung annahm, hat er die Travestie schwerlich gedichtet: er war nur eben ein Nachahmer Blumauers und hielt den Dialekt nicht ohne Grund zur Erzielung komischer Wirkungen für besonders geeignet. Eben in der Absicht, allen Russen verständlich zu sein, ist auch die Sprache des Gedichts zwar vorwiegend klein-

russisch, aber doch mit nördlichen Elementen versetzt. Die Wirkung also, welche das Gedicht machte, war eine ganz andere, als der Autor beabsichtigt, und die entgegengesetzte von jener, welche die Zensur angestrebt; auch hier wie in aller Herren Ländern erwies sich die Geistespolizei als ein „Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Kotlarewski selbst aber verdient weder jene Lobsprüche, welche man ihm als dem patriotischen Erneuerer der Literatur gezollt, noch die verdammenden Urteile, daß er sein Volk habe ins Herz treffen wollen.

Das Böse hatte gut ausgeschlagen und trug gute Früchte. Zunächst freilich wollte die Zensur niemand mehr die Druckbewilligung erteilen, aber zum mindesten konnte sie sich nicht mehr auf das Prinzip berufen, und so durfte denn auch von 1816 ab bald ein anderer, gleichfalls bei der Regierung wohl angeschriebener Mann, der Rektor der Charkower Universität, Peter Artemowski-Gulak, einige seiner humoristischen Bilder aus dem Volksleben erscheinen lassen. Sie waren harmlos oder schienen es doch. Wenn dieser Dichter z. B. in seinem Schwank „Herr und Hund" die Drangsale des Hundes darstellt, welcher als Lohn für alle Treue doch nur Schläge bekommt und nicht einmal bellen darf, so war dies sehr lustig zu lesen, aber doch eine bittere Allegorie, die jeder verstand. Ob auch die Regierung, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls gelang es dem Herausgeber der ersten kleinrussischen Volksliedersammlung, Michael Maksimowicz, 1827 erst nach harten Mühen, die Druckbewilligung zu

erlangen, obwohl auch er russischer Staatsbeamter, ja sogar Professor der russischen Literatur war. Erst als sich von 1830 ab unter den galizischen Kleinrussen, wie oben bemerkt, das geistige Leben immer reger entfaltete und die österreichische Regierung nun sogar fördernd eingriff, mußte sich auch die russische Regierung mindestens zur offiziellen Aufhebung des Druckverbots bequemen. Nur um der Sprache willen durfte also kein kleinrussisches Buch mehr unterdrückt, sein Verfasser nicht mehr bestraft werden, aber um des Inhalts willen konnte dies selbstverständlich noch immer geschehen. So entwickelte sich denn von 1830 bis 1846 eine höchst schwankende Praxis. Der eine Zensor verbot jedes Buch, selbst eine Fibel oder biblische Geschichte, wenn er dadurch die Gunst des Generalgouverneurs zu erwerben hoffte; ein anderer beschränkte sein Verbot auf jene Werke, welche irgendeine, wenn auch nur die leiseste Anspielung auf den gegenwärtigen Zustand oder auf die Vergangenheit der Unterjochten enthielt; ein dritter gestattete sogar dies, ja er gab entschieden freisinnigen Gedichten das Imprimatur, was freilich nicht hinderte, daß dann die Regierung den unglücklichen Autor als Verbrecher züchtigte. Die österreichische Regierung begann von 1840 ab Preise für gute volkstümliche Bücher in kleinrussischer Sprache auszusetzen; die Preise, welche der Zar für gute Gedichte in dieser Sprache gewährte, waren die Knute, der Soldatenrock, die Arbeit in den uralischen Bergwerken. Trotz dieser schlimmen äußeren Verhältnisse sehen wir bis 1846, also binnen anderthalb

Jahrzehnten, mit einem Schlage eine Reihe starker Talente aufsprießen, und unter ihnen ein Genie.

Daß diese Dichter alle mutige, opferfreudige Männer waren, das beweist schon die bloße Tatsache ihres Wirkens. „Die Geschichte unserer Literatur," hatte einst der Russe Herzen geklagt, „ist ein Verzeichnis von Märtyrern oder ein Register von Sträflingen." Mehr als von den Moskowitern gilt dies Wort von den Kleinrussen, und von dem Standpunkte des rohen, unerbittlichen Despotismus hatte Rußland recht, wenn es diese freien, edlen Sänger zertrat; sie waren seine gefährlichsten Feinde. Denn der Grundzug ihres dichterischen Wirkens war die Begeisterung für ihr Volkstum, der Haß gegen die Unterdrücker. Wenn sie historische Epen schufen und die Großtaten der Ahnen im Liede auferstehen ließen, so wehte daraus lebendiger, erquickender Atem für die traurige Gegenwart. Der Ahne hat den Moskowiter geschlagen und den Polen; der Ahne war frei! — „und du, Enkel?" — die Frage stand nicht im Liede, aber zwischen jedem Zeilenpaar. Oder sie besangen in weichen, rührenden Worten den Zauber der Muttersprache oder den Reichtum ihres Volksgemüts, dem so unzählige Lieder entsprossen. Wieder kein direktes Wort der Anklage, und doch jeder Vers ein flammender Protest gegen die brutale Tyrannei. Das gleiche gilt vom Sittenbilde, von den Schilderungen des Dorflebens von einst und jetzt. Aber auch an direkten Klagen und Anklagen fehlte es in diesen glutvollen Liedern nicht, und wenn dann auch der Dichter in der sibirischen Öde oder unter

der Knute verendete — das Lied lebte fort, und trug auf seinen Schwingen den nationalen Enthusiasmus durch das geknechtete Land.

Aber es sind nicht bloß Vorzüge einer edlen und berechtigten Tendenz, welche wir dieser Dichterschule nachrühmen dürfen. Beweisen schon die Volkslieder, welcher poetischen Kraft diese Volksseele fähig ist, so ist die Kunstpoesie ein weiterer Beweis hierfür. Sie wurzelt im Volksliede, lehnt sich an dasselbe, bewahrt seine keusche Kraft und Tiefe, fügt aber das Talent der Komposition, den Schatz der Bildung, den Zauber starker und eigenartiger Individualität hinzu. An herrlichen Stoffen, um diese Gaben und Gnaden zu erproben, fehlt es nicht. Da sind die einstige Macht, das heutige Elend, das arme, einsame und doch so rätselhaft schöne Landschaftsbild der Steppe, die naturwüchsigen Menschen, die alten rührenden Sitten und Erinnerungen. Zartheit der Empfindung, schlichte ungeschminkte, aber echt dichterische Sprache und insbesondere ein seltenes Vermögen, plastisch zu gestalten, zeichnet alle diese Talente aus. Sie haben keine anderen Vorbilder und Muster als die herrlichen Lieder ihres Volkes, darum ist kaum ein größerer Gegensatz erdenkbar, als zwischen ihnen und den zeitgenössischen Lyrikern Großrußlands, den Puschkin und Lermontow. Hier inniges Gottvertrauen, wärmstes Naturgefühl, urgesunde Sinnlichkeit; dort moderne Blasiertheit, Zweifel an Gott und Menschheit, affektierter oder auch tief empfundener Weltschmerz. Darum sind diese Großrussen naturgemäß interessant, reicher an Tönen und

Nuancen und dem verfeinerten Kulturmenschen verständlicher, während das Lied der Kleinrussen ihn fremd anmuten wird, oft rätselhaft und überwältigend in seiner monotonen Erhabenheit, wie etwa die Schönheit der Steppe. Diese Russen sind — sit venia verbo — bildungskrank, sie dichten im Zwielicht eines sonderbaren, krankhaften Kulturlebens. Die Gesellschaft, in der sie sich bewegen, zeigt, kaum den Kinderschuhen naiver Roheit entwachsen, den greisenhaften Zug der Arbeits- und Genußmüdigkeit. Darum ihre natürliche Wahlverwandtschaft zu den Weltschmerzdichtern des Westens und ihre Abhängigkeit von den Zerrissenen, den Byron, Musset, Heine; zur Masse ihres Volkes stehen sie in keinerlei Beziehung. Wie anders die Kleinrussen! Sie sind originell, weil sie durchweg volkstümlich sind; sie unterscheiden sich von den Dichtern des Westens ebensosehr, wie sich ihr Volk von dem des Westens unterscheidet. Wenn sie klagen, so geschieht es sichtlicher, greifbarer Schmerzen wegen; sie dichten aus einem Volkstum heraus, in dem es nun tiefe Nacht ist, aber eine Nacht, welche von den Sternen ruhmvoller Erinnerungen tröstend erhellt wird. Ihr sozialer Horizont ist ein enger, ihre allgemeine Bildung eine geringe, sie sind naiv im guten wie im schlimmen Sinne des Wortes. Im Grunde ist ihre Poesie nichts als veredelte, vertiefte Volkspoesie, nichts weiter. Aber schon dies ist so unendlich viel, daß diese Poeten sicherlich der genauesten Beachtung wert sind, und besonders der größte unter ihnen, Taras Szewczenko. Wie schwer dieses Dichters Schaffen wiegt, wird die

Betrachtung erweisen, welche ihm in einem besonderen Kapitel dieses Buches gewidmet ist.

## V

Als Szewczenko 1840 mit seinem „Kobsar" hervortrat, wurde bereits viel in kleinrussischer Sprache geschrieben, ja gedruckt. Der relativ bedeutendste Poet dieser ersten Gruppe ist Osnowianenko (Georg Kwitka). Wer etwa in Szewczenko den Heiland dieser Literatur erblicken wollte, müßte diesen Mann als seinen Johannes gelten lassen; er bereitet die neue Richtung vor, ohne sie zu begründen, und unterscheidet sich gleich scharf von seinen Vorgängern wie von seinen Nachfolgern. Kotlarewski benützt als großrussischer Patriot den Volksdialekt nur, um komische Wirkungen zu erzielen; um einen Grad wärmer ist Artemowski-Gulak; gleichfalls äußerlich ganz russifiziert, ballt er doch schon die Faust im Sack. Osnowianenko tritt von vornherein weder als Klein- noch als Groß-, sondern als Südrusse hervor. Er sucht seine Besonderheit nicht im nationalen, sondern gewissermaßen im geographischen Moment; er liebt die Heimat und stellt ihre Sitten dar, aber einen kleinrussischen Patrioten könnte man ihn nur insofern nennen, wie etwa Fritz Reuter einen mecklenburgischen. Wie dieser dem deutschen Volke enthüllt, welch prächtige Leute an der Ostsee sitzen, so rühmt Osnowianenko den Russen die Bewohner der Ukraine. Erst die nachdrängende Kämpferschar zwingt auch ihn zu kühnerem Schritt; er sieht sich

plötzlich durch sein Alter als Führer an ihrer Spitze; sein Tod (1843) schützt ihn vor den Folgen dieser gefährlichen Ehre. Zu Szewczenko blickt er mit ehrlicher Bewunderung empor, aber als dieser ihn öffentlich feiert, ist ihm dies recht unangenehm. Dazu stimmt es, daß er Großrussisch zu schreiben beginnt, dann in beiden Sprachen dichtet, endlich nur noch in der heimischen. Auch sein Lebensgang spiegelt die gleiche Entwicklung: er wird Soldat, dann jedoch Kreismarschall, also eine Art Mittelding zwischen einem Beamten und einem Privatmann. Der ästhetische Wert seiner Schriften ist von vielen seiner Landsleute sehr überschätzt worden; es wirkt komisch, wenn man ihn sogar über Gogol gestellt sieht. Er war als Künstler unbedeutend, aber gewiß ein gewandter Erzähler von reicher Erfindungsgabe und ein getreuer Schilderer des ihm wohlbekannten Volkslebens. Außer ihm seien noch E. Hrebenka, J. Materinka, C. Topolja und A. Mogila genannt. Ihr politischer Standpunkt ist jener Osnowianenkos, was sie jedoch nicht vor zeitweiligen, sehr empfindlichen Verfolgungen schützt.

Szewczenkos „Kobsar" bedeutet eine neue Ära der jungen Literatur; die scharfe Betonung des nationalen Gedankens, die offen eingestandene Tendenz, dem unterjochten Volke Sprecher und Führer zu sein. Auch der Inhalt ändert sich; er wird nicht bloß kühner, auch reifer, ernsthafter und tiefer. Zu dieser zweiten Gruppe gehören neben Szewczenko namentlich Pantalimon Kulisz und N. J. Kostomarow. Ihr dichterisches Schaffen ist bereits charakterisiert; sie ähneln Szew-

czenko, ohne jedoch nur entfernt an ihn heranzureichen, unterscheiden sich aber von ihm auch dadurch, daß sie zeitweilig den Feind im eigenen Lager aufsuchen, also in großrussischer oder polnischer Sprache schreiben, endlich auch durch die gelehrte Tätigkeit, die sie neben der dichterischen entwickeln.

An Charakter war Szewczenko niemand gleich ebenbürtig, wie Kostomarow. Großrussisch erzogen, begann er seit seinem 20. Lebensjahre (1837) sich doch als seines Volkes Sohn zu fühlen und ließ in rascher Folge zwei Tragödien, eine Balladen- und eine Liedersammlung, dann eine Reihe von Übersetzungen erscheinen. Seine Doktordissertation „Über die Union" wurde von der Zensur vernichtet; eine zweite über die Volkspoesie seines Stammes erwarb ihm zum Magistergrad auch die öffentliche Aufmerksamkeit, die er sich dann durch eine Reihe historischer Arbeiten festzuhalten wußte. Im Jahre 1845 als Professor der Geschichte an die Universität Kiew berufen, verfaßte er zunächst ein Werk über slawische Mythologie, welches zwar die Zensur passierte, aber dann vernichtet wurde, und wurde 1847, kurz nach Szewczenko, von demselben Unheil ereilt wie dieser: seines Amtes entsetzt, wurde er nach der Peter-Pauls-Festung in Petersburg gebracht. Gleichzeitig traf dasselbe Los auch den Dichter Pantalimon Kulisz, welcher, 1819 geboren, seit 1840 einen historischen Roman („Michael Czarnyczenko"), das Gedicht „Ukraina" und einige Novellen veröffentlicht hatte, so daß er seinen Volksgenossen vielfach als der „Szewczenko in Prosa" galt, was freilich nur be-

züglich der Tendenz, nicht des dichterischen Wertes zutrifft. Rechtzeitig gewarnt, wollte Kulisz flüchten, wurde jedoch in Warschau angehalten und gleichfalls verhaftet. Auch eine Reihe kleinerer Talente geriet in die Fänge der russischen Polizei. Das Weihnachtsfest 1847 feierten sämtliche kleinrussischen Schriftsteller des Zarenreiches im Gefängnis; auch nicht ein einziger war diesem Lose entronnen. Und welche Martern mußten sie ertragen! Kurz vorher war auch das Verbot des Erscheinens kleinrussischer Bücher erneuert und wurde aufs strengste gehandhabt, doch hatte die Zensur, da ja sämtliche Autoren in Ketten lagen, nicht viel zu unterdrücken!

Es waren zwei Gründe, welche dies furchtbare Strafgericht herbeigeführt: Szewczenkos Kühnheit, die auch an seinen Freunden gerächt wurde und ihr gemeinsames Verbrechen, im Jahre 1846 die „Kyrill- und Methodbruderschaft", einen literarischen Verein in Kiew, gegründet zu haben. Dieser Verein, an die Traditionen der alten kleinrussischen „Bratstwo" anknüpfend, hatte keinerlei politische, wohl aber nationale und Kulturzwecke: Organisierung des kleinrussischen Volksschulwesens, Ausgabe von Volksschriften, Sammlung von Volksliedern, Überlieferungen, Handschriften usw. Allen Mitgliedern gemeinsam war ferner ein gewisser Zug religiöser Schwärmerei, ebenso die Idee, daß nur eine Art von Panslawismus berechtigt sei, die Unterstützung jedes Stammes durch die anderen zur Heranbildung seiner eigenen Sprache, Bildung und Literatur. Daneben wurden, allerdings

nur sehr vorsichtig, auch liberale Ideen gepflegt; man wollte auf die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Abschaffung der Prügelstrafe in der Justiz und der Armee hinwirken. Einzelne träumten davon, den kleinrussischen Stamm auf friedlichem Wege so zu kräftigen, um dann unter derselben Dynastie mit Großrußland als selbständiger Staat eine Personalunion eingehen zu können, wie sie etwa zwischen Schweden und Norwegen besteht; andere wären schon mit einer staatsrechtlichen Autonomie, wie jener Finnlands, reichlich zufrieden gewesen. Republikanische Ideen lassen sich nicht nachweisen, wiewohl dies in den Urteilen russischer Gerichte versichert wurde; es war dies eine Tendenzlüge, um die Strenge der Strafe einigermaßen zu entschuldigen. Welches Los Szewczenko, dem auch die Angehörigkeit zur Kiewer Bruderschaft angerechnet wurde, erlitt, findet sich in seiner Biographie gesagt; Kostomarow und Kulisz wanderten ins Exil; der letztere wurde bereits 1850, Kostomarow erst 1856 amnestiert. Die anderen, die dii minorum gentium, traf zwei- bis dreijährige Kerkerstrafe; allen wurde vor der Freilassung dieselbe wohlwollende Bemerkung zuteil: „Schreibet nicht mehr kleinrussisch, sonst setzen wir euch wieder in den Bauer."

Diese Mahnung hatte, obwohl im Zarenreiche nichts gedruckt werden durfte, dennoch ihren guten Sinn. In Galizien war ja die Bahn frei, dort war seit 1848 ein starkes Volksbewußtsein erstanden, welches auch von der Bachschen Reaktion nicht allzusehr niedergehalten wurde, um die Fiktion der Polen, Galizien

sei ihr Eigentum, unmöglich zu machen. Da sich der in Galizien gesprochene kleinrussische Dialekt etwas von dem ukrainischen unterscheidet und stärker mit Polonismen durchsetzt ist, als dieser, so war dort zunächst eine Schriftsprache zu schaffen. Zwei Richtungen standen sich dabei entgegen; was sie trennte, waren auch politische Gründe. Die Swietojurcy („Männer des heiligen Georg", des kleinrussischen Schutzpatrons von Galizien) traten, wie sie politisch Panslawisten waren, in der Sprachenfrage als Befürworter des engsten Anschlusses an das Großrussische auf. „Beide Sprachen, das Moskowitische wie das Ukrainische" führten sie aus, „stehen unserem Dialekt fast gleich fern; wir haben zu wählen, wohin wir uns wenden wollen, und es wäre töricht, zum Schmiedlein zu gehen, wenn einem der Weg zum Schmiede offen steht." In der Tat war auf diesem Wege nur der Hochverratsparagraph des österreichischen Strafgesetzes zu umgehen, während er im übrigen um so bequemer zu wandeln war, als ihn Rubelbäume beschatteten, deren silberne Früchte man pflücken konnte. Anders die Narodowzy („Nationalen"), auch Ukrainophilen genannt. „Es ist richtig," entgegneten sie, „daß das Schmiedlein an Kraft schwach ist und derzeit obendrein im Kerker schmachtet. Aber ihm gehören wir nun einmal zu, wir sind Klein-, nicht Großrussen. Unser Volk versteht tatsächlich das ukrainische Buch gut, das großrussische gar nicht. Beginnen wir großrussisch zu schreiben, so wird es uns zwar, dank dem Rubel, nicht an Druckereien, wohl aber an Lesern fehlen, und die

wichtigste Aufgabe, die Volksbildung, bleibt unerfüllt." Es ist nicht schwer zu entscheiden, welche der beiden Parteien im Rechte war; daß dennoch die „Swietojurcy" lange die Oberhand behielten und auch heute noch nicht ganz geschlagen sind, erklärt sich nur aus politischen Gründen. Doch hiervon und den galizischen Schriftstellern später; hier nur so viel, daß das österreichische Kronland immerhin der kleinrussischen Literatur, als sie im Zarenreiche mundtot gemacht wurde, einige Pressen zur Verfügung stellen konnte. Hier wurden auch bis 1856 die Werke von Szewczenko, Kostomarow und Kulisz in immer neuen Auflagen hergestellt und heimlich nach Rußland eingeschmuggelt.

Mit dem Regierungsantritt Alexanders II. schienen auch für die Kleinrussen bessere Tage gekommen, wie für das ganze Reich. Der Druck kleinrussischer Bücher wurde wieder gestattet, die Dichter kehrten einer nach dem anderen aus dem Exil zurück, und da sie während der Zwischenzeit nicht müßig gewesen, so konnten sie nun Schlag auf Schlag eine Reihe gehaltvoller Werke veröffentlichen. So Kulisz seine „Denkwürdigkeiten über Südrußland", seinen Roman „Der schwarze Rat", dann seine Erzählungen und Gedichte; besonders verdient machte er sich durch seine 1857 erschienene Grammatik, durch welche die Frage der Orthographie endgültig geregelt wurde. Auch Kostomarow gab neben einer Tragödie und einigen Erzählungen als Früchte seiner Muße eine Reihe historischer Werke über die Kosaken, einige allerdings in großrussischer Sprache, aber alle von demselben glühenden Patriotismus er-

füllt, heraus; besonders bedeutsam ist sein Werk: „Die beiden russischen Nationalitäten", worin er die selbständige Nationalität seiner Volksgenossen, gestützt auf reiches historisches, ethnographisches und linguistisches Material so überzeugend nachwies, daß seither zwar die russische Regierung, nicht aber die russische Wissenschaft an dieser Tatsache zu rütteln wagte. Auch der unglückliche Szewczenko erhob, nachdem er endlich als der letzte aus der Verbannung zurückkehren durfte, neuerdings seine Stimme. Dazu kam eine Reihe frischer Talente, unter welchen Alexander Storożenko, L. J. Glibow, ferner Rudanski, Nomis und Kucharenko genannt sein mögen. Besondere Hervorhebung verdient nur ein weibliches Talent, Frau M. A. Markowicz, die seit 1857 unter dem Pseudonym Marko Wowczok als Erzählerin auftrat und rasch durch psychologische Tiefe, Kühnheit der Probleme und vor allem durch eine seltene Darstellungskraft die Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie ist entschieden das bedeutendste Talent, welches den Kleinrussen bisher auf dem Gebiete der Novelle erstanden; auch sie ist, gleich Szewczenko, leider in Deutschland fast unbekannt. Daß sie eine Übersetzung verdienen würde, mag der Name des Mannes beweisen, der sich nicht für zu gut hielt, um diese Erzählungen ins Großrussische zu übersetzen: es war kein Geringerer als Iwan Turgenjew. Während bis 1856 das kleinrussische Zeitungswesen nur durch die galizischen Blätter, insbesondere durch die „Zorja Halicka" („Galizische Morgenröte") vertreten gewesen, entstanden nun auch in Kiew, Charkow und ander-

wärts einige, allerdings unpolitische Blätter, unter denen die „Osnowa", von Szewczenko eingeführt, von allen anderen irgend bedeutenden Schriftstellern der Nation unterstützt, bald ungewöhnliche Bedeutung gewann. Gleichzeitig entwickelte ein neuer Volksschriftenverein eine reiche und gedeihliche Tätigkeit. Wer irgend die Feder führen konnte, stellte sich in seinen Dienst, und die Zehnkopekenhefte fanden ihren Weg in die armseligsten Dorfhütten. Neben populären Belehrungen über alle Wissensgebiete wurden auch die Hauptwerke der Dichter zu diesem Preise publiziert. Die Hefte, welche Szewczenkos Werke enthielten, sollen enorme Auflagen erreicht haben; leider waren über die Zahlen keine zuverlässigen Angaben zu erhalten. Übrigens hielt sich Szewczenko selbst nicht für zu vornehm, um ein Broschürchen aus dem Bereich der Ethnographie für den Verein zu schreiben. Rechnet man hinzu, daß das Kleinrussische in den Schulen ganz ungemeine Fortschritte machte, und sich sogar rasch ein nationales Theater herausbildete, so wird man einerseits die günstigsten Schlüsse auf die geistige Regsamkeit der Nation ziehen dürfen, anderseits aber zugeben müssen, daß sie, solange dieser Zustand währte, zu besonderen Klagen gegen den Moskowitismus keinen Grund hatte: er förderte nicht, aber er hemmte auch nicht.

Die Gründe für diese veränderte Haltung der Regierung sind durch den bloßen Hinweis auf die liberale Richtung der ersten fünfzehn Herrscherjahre Alexanders II. nicht erschöpft. Mindestens gleich kräftig wie das Streben dieses ebenso edlen als unglücklichen

Herrschers, die Völker Rußlands durch Liebe zu gewinnen, wirkte auch ein Moment der inneren Politik. Die Polen hatten überall da, wo sie mit Kleinrussen zusammensaßen, große Fortschritte gemacht, man versuchte es, ihnen entgegenzuwirken, indem man den Kleinrussen die Hände freigab. Das schien nicht bloß ein friedlicheres und erfolgreicheres Mittel gegen die Polonisierung, als die unter Nikolaus versuchte gewaltsame Russifizierung, sondern war es auch wirklich, und da nur die Polen ein unversöhnliches Element bildeten, während sich die Kleinrussen nun durchaus loyal verhielten, so konnte auch der Staat wohl damit zufrieden sein. Aber auch mit Rücksicht auf die galizischen Kleinrussen empfahl sich diese Praxis, weil sie tatsächlich dem Zarenstaat weitaus mehr Sympathien innerhalb der österreichischen Grenzpfähle zuwandte, als unter Nikolaus die vielen Millionen Rubel. Namentlich seit Österreich 1868 die Kleinrussen an die Polen ausgeliefert, war eine milde Politik gegen die ersteren das schärfste Mittel, welches Rußland gegen Österreich anwenden konnte. Doch durfte schon 1859 der amtliche Bericht des Petersburger Ministeriums für Volksaufklärung in außerordentlich wohlwollender Weise den Gedanken erörtern, daß das Erstarken der kleinrussischen Schule, Sprache und Literatur für Rußland ebensowenig ein Unglück bedeute, als die Wahrung der deutschen Nationalität in den Ostseeprovinzen. Wie oft haben die Kleinrussen später Gelegenheit gehabt, die russische Regierung bitter und schmerzvoll an diesen offiziellen Bericht von 1859 zu erinnern!

Man förderte sie nicht, aber man hemmte sie nicht; das war auch alles, was die Kleinrussen verlangten. Nur einige wenige „Phantasten" blieben mißtrauisch; die anderen nahmen tapferen Mutes auf allen Gebieten den friedlichen Kampf auf. Auch auf dem literarischen; das war die Zeit, da Kostomarow u. a. dem neuerstandenen Volke auch seine alten Schriftdenkmale zurückeroberten, und zwar wenigstens insoweit, als nun die Wahrheit mindestens dem Kundigen bekannt ist. Schlägt man die Kompendien der Weltliteratur oder auch Übersichten der russischen Literatur auf, deren Verfasser nicht selbständig zu arbeiten und zu denken gelernt, so findet man die Erzeugnisse der „zweiten Blütezeit" freilich noch immer fast ausnahmslos der großrussischen Literatur zugeteilt. Wie Kostomarow unter den Kleinrussen das Verdienst gebührt, hier zum ersten Male die Wahrheit unerschütterlich festgestellt zu haben, so darf Pypin nachgerühmt werden, daß er der erste Großrusse war, welcher sich den Tatsachen beugte. Seither sind einige Forscher seinem Beispiele gefolgt, und die Zeit, wo diese Wahrheiten allgemein anerkannt sein werden, dürfte nicht ferne sein. Bezüglich der ersten Blütezeit steht die Frage insofern ähnlich, als auch hier die Kleinrussen vollständig untereinander einig sind und Pypin gleichfalls auf ihrer Seite haben. Doch steht er im großrussischen Lager vereinzelt und es ist kaum zu hoffen, daß der Sieg der Wahrheit bezüglich dieser älteren Schriftdenkmale ein so vollständiger sein wird, wie bezüglich der jüngeren. Strittig sind freilich auch, was das

Igorslied und die Chronik des Nestor betrifft, nicht viele Tatsachen mehr; aber die Auffassung derselben wird wohl für immer, je nach der Nationalität, eine verschiedene sein. Aus zwei Gründen: Als die erste Ausgabe der Annalen des Nestor (1802—1809) und die erste Ausgabe des Igorsliedes (1800) erschien, gab es keine Literatur, ja kein Volk der Kleinrussen mehr, nur „Bauern mit einem verderbten Dialekt". Daß diese Schriftdenkmale ihnen zugehören könnten, dieser Gedanke stand, wie den ersten Herausgebern, so auch der ersten Generation von Lesern himmelfern; ganz selbstverständlich gehörte dies alles dem mächtigen, herrschenden, führenden Stamme, und ihm diesen durch Generationen ungerechter-, aber unbestrittenerweise festgehaltenen Besitz wieder zu entreißen, war und ist naturgemäß an Schwierigkeit einer Arbeit des Herkules gleichzustellen. Die Sachlage ist aber auch essentiell eine ungünstigere; das Igorslied ist höchstwahrscheinlich am Ausgang des XII., die Chronik zu Anfang desselben Jahrhunderts geschrieben worden, beide also zu einer Zeit, da Süd und Nord noch nicht sprachlich geschieden waren, so daß es sich daher bis zu einem gewissen Grade um einen gemeinsamen Besitz beider Völker, um ihr Erbe aus den Tagen ihrer Einheit handelt, wie ja auch die Sprache beider Denkmäler, das Altrussische, derzeit weder von den Groß-, noch von den Kleinrussen geschrieben wird. Demzufolge wären allerdings die Großrussen nicht berechtigt, das Lied für sich allein in Anspruch zu nehmen, aber auch ihre südlichen Vettern nicht. Sehen wir jedoch

näher zu, so ist der Anspruch der letzteren der weitaus berechtigtere. Beide Denkmale sind im Süden entstanden, beide spiegeln die Anschauungen ihrer Entstehungszeit wieder, wo Kiew noch das politische und geistige Zentrum Rußlands war. Ferner aber, und das ist weit wichtiger, darf sich wohl das Kleinrussische die echte Tochter des Altrussischen nennen, nicht aber das Moskowitische, welches ja, wie wir gesehen, ein Produkt sehr starker Versetzung des Altrussischen mit finnischen Elementen ist. Versuchen wir es nun, uns den Stand der Streitfrage durch ein Beispiel aus unserer Geschichte klar zu machen, welches wir zum Glück erfinden müssen, und nehmen wir an, daß die starke Scheidung zwischen Süd und Nord und die Versetzung des Nordens mit slawischen Elementen vom XIV. Jahrundert ab immer größere Fortschritte gemacht hätte, so daß der Norden von einem slawisch-deutschen, der Süden von einem rein deutschen Volke bewohnt wäre, wem würde unter diesen Umständen das im XII. Jahrhundert entstandene Nibelungenlied zugehören? Ebenso unzweifelhaft wie in diesem erfundenen Beispiel muß die Antwort auch hier lauten: gleichwohl ist es zweifelhaft, ob der Süden je ganz zu seinem guten Rechte gelangen wird. Jedenfalls aber war der Kampf, der da geführt wurde und noch geführt wird, für die Kleinrussen ehrenvoll, viel ehrenvoller jedenfalls, als jene Reihe von Fälschungen, die auch unter ihnen auftauchten, wie es denn überhaupt das untrügliche Kennzeichen jeder Renaissance eines slawischen Volkes zu sein scheint, daß sie auch durch

unehrliche Mittel zu wirken versucht. Solche Fälschungen sind die wahrscheinlich von Bodjanski verfaßte, jedenfalls von ihm aus einer angeblich alten Handschrift herausgegebene, sehr phantastische „Geschichte Kleinrußlands", ferner eine Reihe von Volksliedern, darunter solche aus „uralter" Zeit.

Je mehr die liberalen Ideen verblaßten, aber auch je kräftiger sich das neubelebte Volkstum entwickelte, um so kälter, ja feindseliger wurde die Haltung der russischen Regierung. Staatsmänner, welche für die stramme Einheit des Reichs fürchteten, nationale Eiferer, die jede andere als die eigene Sprache haßten, Reaktionäre, die in den Kleinrussen ein „demokratisches Element" erblickten, rechtgläubige Fanatiker, denen die freiere Richtung der kleinrussischen Geistlichkeit ein Dorn im Auge war, die Polen, die sich ihrer gefährlichsten Gegner entledigen wollten — sie alle einigten sich in dem Schlagwort: „Separatismus — der Süden reißt sich vom Norden los!" Und die Zeit, wo das törichte Wort in die Welt gerufen wurde, war wahrlich nicht ungeschickt gewählt: setzte doch eben der amerikanische Bürgerkrieg den neuen Kontinent in Flammen. Man kann sagen, daß schon von 1866, jedenfalls von 1868 ab die russische Regierung die Bestrebungen der Kleinrussen nur noch deshalb teilweise duldete, um eben den Galizianern Sehnsucht nach dem „Mütterchen Rußland" einzuflößen. Seitdem wurde ihr Verhalten immer zweifelloser und 1876 endlich erfolgte, dreißig Jahre nach der ersten Unterdrückung, die zweite. Ein kaiserlicher Ukas verbot des Erscheinen kleinrussischer

Bücher und Zeitschriften; die Theater wurden geschlossen, die Schulen russifiziert; wieder war die Pflege des Kleinrussischen, ja die bloße Angehörigkeit zur Nation ein Verbrechen geworden.

1876! — man beachte die Jahreszahl! Dasselbe Jahr, wo Rußland die Serben unterstützte und sein Schwert schliff, die Bulgaren zu befreien! Freilich, die Kleinrussen hatten ja schon den vollen Segen, sie waren ja schon „befreit". Warum Rußland die Ehrlichkeit seiner panslawischen Phrasen in demselben Augenblicke, da es sie zu einem Eroberungskriege benützte, durch eine solche Gewalttat im Inneren illustrierte, ist unklar; irgendwelche tatsächliche Nötigung lag dazu nicht vor. Daß die Beschuldigung, die Kleinrussen seien insgesamt Nihilisten, eine Unwahrheit und zwar eine schlecht und töricht erfundene Unwahrheit war, wird heute auch von moskowitischer Seite zugegeben, ebenso wie die Behauptung, die Kleinrussen seien noch schlimmere Feinde des herrschenden Stammes, als die Polen, gewiß von niemand, der sie aussprach, ernsthaft gemeint worden ist.

Doppelt sonderbar aber muß es unter diesen Umständen erscheinen, daß Rußland diese scheinbar unversöhnlichen Feinde in jeder erdenklichen Weise materiell und moralisch unterstützte, sofern sie nur nicht russische Untertanen waren. Ja, derselbe Staat, der 1876 gleichzeitig die Kleinrussen zu erdrosseln versuchte und die Bulgaren zu befreien auszog, fuhr in den nächsten Jahren fort, die kleinrussischen Literaturbestrebungen in Rußland als Verbrechen

zu strafen, in Österreich durch Geld und gute Worte großzuziehen!

Der beiden Parteien unter den österreichischen Kleinrussen ist bereits erwähnt. Auf seiten der „Swietojurcy" stand der Rubel, und auch insofern die Macht, als sie sich in den Besitz einiger alter nationaler Kulturstätten, so des Stauropegianischen Instituts in Lemberg, des Erbes einer alten mächtigen Brüderschaft, gesetzt; auf jener der Ukrainophilen aber stand die Vernunft und die ist in Dingen des Geistes immerhin auch eine Macht. So erstarkten sie denn doch und konnten der Sankt-Georgs-Partei die Stirne bieten. Zeitweilig war die eine, dann die andere Partei mächtiger; die Frage war eine rein politische geworden. Schützte die österreichische Regierung, wie dies unter Schmerling geschah, die Kleinrussen vor den Polen und trat gleichzeitig eine Stockung in der Zirkulation des Rubels ein, so waren die Ukrainophilen obenauf; schützte die Regierung, wie unter dem Sistierungsministerium Belcredi, auch die Polen und flutete russisches Geld ins Land, dann siegte die Sankt-Georgs-Partei, und wie mächtig sie sich zeitweilig fühlte, mag der Hinweis auf jenes berüchtigte Manifest erweisen, welches ihr Hauptorgan, das „Slowo" („Wort") 1866 nach Königgrätz publizierte und in welchem sich die Partei gänzlich von Österreich loszusagen wagte. Daß die ohnehin schwachen Kleinrussen Galiziens, statt den Polen geschlossen gegenüberzutreten, sich politisch wütig befeindeten und gegenseitig als Volksverräter denunzierten — die „Swietojurcy" fabelten von Bestechung

der Ukrainophilen durch die Polen oder die Regierung, die Ukrainophilen sprachen mit weitaus mehr Grund und Recht von einer Bestechung durch den Rubel — war ein rechtes Unglück für sie, in jeder, auch in literarischer Beziehung. Auch hier war zunächst der Gegensatz ein überaus schroffer, wie folgende Stichproben aus beiden Lagern erweisen mögen. „Es gibt," schreibt ein Vorkämpfer der Sankt-Georgs-Partei, Johannes Zubrzycki, „finstere Fanatiker und niedrige Ignoranten, die bisher in Faulheit lebten, jede Wissenschaft verachteten, einen fremden Dialekt anwandten, der nur der gemeinen Rede der Dienstboten und Arbeiter angehört hat, und jetzt wünschen, wir sollten unsere Geschichte im Provinzialdialekt des galizischen Pöbels schreiben. Sonderbares Verlangen! Geschichte wird für die gebildeten und sich bildenden Klassen des Volkes geschrieben; für den gemeinen Mann ist Gebetbuch, Katechismus und Psalter genug." Hierauf erwiderte die „Prawda" („Wahrheit"), das Hauptorgan der Ukrainophilen: „Der erste Anfang der Lebensunfähigkeit der altrussischen Partei war das öffentliche Verlassen der nationalen Grundlage, die Verleugnung des eigenen Volkes und seiner Sprache, wie sie sich zeigte in dem Manifest des verzweifelten „Slowo" im Jahre 1866. Wer nur einen Augenblick bei der Tragweite dieses Aktes verweilt, muß einsehen, daß unsere Führer, nachdem sie sich in die Arme des Gesamtrussentums, das nach ihren eigenen Worten „fertig ist und keine Arbeit kostet", gestürzt haben, sich der Mühe und gewissenhaften Arbeit für das Wohl ihres Volkes

entschlagen, der organischen Entwicklung eines selbständigen Lebens entsagt und damit auch die Grundlage jeder Lebensfähigkeit verloren haben. Die galizische gesamtrussische Richtung war das untrügliche Zeichen von Faulheit, Hinfälligkeit und moralischem Pauperismus." Die Proben sind, wie ich hinzufügen muß, deshalb nicht ganz charakteristisch, weil sie in einer sehr viel höflicheren Tonart gehen, als der in dieser jahrzehntelangen Polemik sonst üblichen. Der Zwang der Notwendigkeit war jedoch stärker, als die politische Verbohrtheit und der Eigensinn der Führer; zunächst fand eine gewisse Annäherung auf literarischem Gebiete statt. Da die Ukrainophilen sich darauf berufen konnten, daß Rußland sie bis 1876 sogar innerhalb der eigenen Grenzpfähle, von da ab wenigstens außerhalb derselben nicht als Feinde betrachtet, und da sich ferner die Unmöglichkeit, in einer aus großrussischen und galizischen Dialektworten bestehenden Mischsprache zu schreiben, immer deutlicher herausstellte, so siegten in der Sprachenfrage im wesentlichen die Nationalen. Der politische Unterschied aber glich sich leider immer mehr zugunsten der Sankt-Georgs-Partei aus. Je schlimmer der Druck der Polen wurde, desto höher wuchs auch die Erbitterung über die Verblendung und den Undank der Regierung, welche die Kleinrussen, die ihr bis 1848 die treuesten Untertanen gewesen, als Heloten preisgab. Es gibt seit zehn Jahren unter den intelligenteren Kleinrussen Österreichs leider wenige aufrichtige Freunde dieses Staates mehr; die Tatsache ist nicht wegzuleugnen. Indes ist der Gegensatz auf

politischem Gebiete keineswegs ganz verwischt, besteht vielmehr mit voller Schärfe fort. Die Sankt-Georgs-Partei ist eine ganz eklatant großrussische; sie steht im Solde und unter der Protektion des Panslawismus. Ihre Ziele sind gewiß nicht schlechtweg „hochverräterische" und zwar schon deshalb nicht, weil ihr das russische Joch in Wahrheit nicht angenehmer erscheint, auf den Namen einer reichsfreundlichen Partei aber hat sie gewiß keinen Anspruch. Hingegen sind die Ukrainophilen, hinter denen heute auch die große Masse des Volkes steht, zwar in schärfster Opposition gegen die österreichische Regierung und begreiflicherweise sehr erbittert; antiösterreichisch und russenfreundlich aber sind sie vollends nicht, und wie schlimm auch das Los ist, welches ihnen leider die Polen auf Kosten der Kraft und Würde des gemeinsamen Vaterlandes bereiten dürfen, so ist ja doch jenes ihrer kleinrussischen Brüder im Zarenreiche ein noch schlimmeres!

Der ersten Generation kleinrussischer Schriftsteller Galiziens ist bereits gedacht; ihr folgte eine andere, die wesentlich im Sinne der Georgspartei zu wirken suchte; an ihrer Spitze Jakob Holowacki, mehr Agitator als Gelehrter, jedoch als letzterer nicht ohne Verdienst; der Lyriker Ustianowicz, der frische, kräftige Lieder sang, solange er sich der Volkssprache bediente, und durch die Anlehnung an die Prinzipien der „Swietojurcy" Frische und Unmittelbarkeit des Ausdrucks verlor, Iwan Huszalewicz, Lyriker, Gelehrter und Politiker zugleich, der 1848 durch sein Lied: „Mir wam, brati" („Frieden Euch, Brüder!") den Kleinrussen eine

Hymne schuf und anderes. Dann jedoch traten die Ukrainophilen immer kräftiger auf den Plan, namentlich seit sie in der „Szewczenko-Gesellschaft" einen materiellen Stützpunkt gefunden; das 1864 in Lemberg begründete kleinrussische Theater stand bereits von Anbeginn unter ihrem Einfluß. Auch sie zählen schon eine Reihe von Talenten und zwar eben um des volkstümlichen Zuges willen viel frischere und eigentümlichere, als das ältere Geschlecht. An erster Stelle wäre hier der Novellist Iwan Franko zu nennen, der in seiner Erzählung „Boa constrictor" die Probe einer sehr starken und eigentümlichen Begabung gegeben. Die Schilderung des jüdischen Petroleumhändlers, Hermann Goldkrämer, welcher die Hauptrolle spielt, ist bei aller Tendenziosität, zu welcher den Dichter seine Abneigung gegen die Rasse bewegt, ein Meisterstück; die Schilderung des Lebens in einem Industriebezirk, welches durch die jähe Verschiebung aller sozialen Verhältnisse an den amerikanischen Westen erinnert, ganz vortrefflich. Erlangt Franko zu jenen Gaben, die ihm bereits gegönnt sind, auch noch größere künstlerische Ruhe, so ist ihm eine erfreuliche Entwicklung gewiß. Seine Übersetzung der Shakespeareschen Sonette wird als fein gerühmt. Auch in der Lyrik können die Ukrainophilen auf ein bedeutendes Talent hinweisen, Josef Fedkowicz, der freilich kein reinblütiger Kleinrusse, sondern ein Huzule ist, also der Sohn jenes seiner Abstammung nach rätselhaften Bergvolkes, welches in den Bergen Pokutiens und der nördlichen Bukowina haust und allerdings bereits seit Jahrhunderten die

kleinrussische Sprache angenommen hat. Als eines Bauers Sohn 1834 geboren, darauf österreichischer Soldat, dann Offizier, 1886 gestorben, soll er zunächst, wie sämtliche kleinrussische, aber auch einige großrussische Literarhistoriker berichten, in deutscher, dann in kleinrussischer Sprache, in beiden gleich vortrefflich gedichtet haben. Aber nicht bloß dies trockene Faktum wird allgemein berichtet, sondern es finden sich auch ernsthafte Männer, die es rührend ausschmücken. So z. B. Pypin; obwohl, erzählt er, ein deutscher Professor Fedkowicz versichert habe, daß er sich in der Lyrik „mit jedem deutschen Dichter" messen könne, sei derselbe doch durch einen kleinrussischen Autor, der seine deutschen Verse gehört, seiner Nation zurückgewonnen worden. So habe Deutschland einen Lyriker ersten Ranges verloren, Kleinrußland gewonnen. Ich gönne sicherlich den Kleinrussen alles Gute, darum auch Fedkowicz, der als nationaler Lyriker, wie gesagt, verdienstvoll ist. Aber jene Legende ist nicht richtig; deutsche Verse hat Fedkowicz allerdings geschrieben, sogar leider auch herausgegeben, sie sind aber entsetzlich schlecht, weil er keine Spur deutschen Sprachgefühls hat, und sichtlich nur eben seine kleinrussisch verfaßten Gedichte ins Deutsche übertragen hat. Wer meiner Versicherung nicht glauben und aus nationaler Begeisterung diesen Verlust für unsere Literatur ebenso lebhaft zu beklagen geneigt wäre, als ihn z. B. Pypin bejubelt, der schlage das Bändchen auf, welches Fedkowicz im Verlage von H. Pardini in Czernowitz unter dem Titel: „Am Tscheremusch! Gedichte eines Hu-

zulen" herausgegeben hat. Ich meinerseits beschränke mich auf zwei Proben.

„Was hast du, Iwan, mein Goldkind?! —
Was ist dir?! — Heiliger Gott! . . ."
„— O Mutter, laß gehen das Fragen!
Ich wollte, ich wäre tot!"

lautet die erste Strophe des ersten Gedichtes im Buche. Die erste Strophe des zweiten ist nicht minder schön:

„Juri, Goldkind! . . Mein Juri!
Trink das da, mein Bübchen feins! . . ."
„— O Mutter, laß gehen mich, Mutter!
Mir ist es schon alles eins!"

Vielleicht beantworten uns nun auch Pypin und Genossen die Frage, wie jener deutsche Literarhistoriker, der dies Urteil über Fedkowicz gefällt, geheißen hat. — Hingegen ist von einem anderen österreichischen Kleinrussen, Gregor Kupczanko, allerdings zuzugeben, daß er auch des Deutschen vollkommen mächtig ist, doch hat er sich meines Wissens nur in seiner Muttersprache dichterisch versucht, während das Hauptgewicht seiner Tätigkeit in beiden Sprachen auf Ethnographie und Geschichte fällt. Auch er stammt, gleich Fedkowicz, aus der Bukowina.

Der Schlag von 1876 hatte die Kleinrussen im Zarenreiche nicht unvorbereitet getroffen; ein Umschwung der Gesinnungen war schon vor jenem brutalen Ukas deutlich fühlbar gewesen; um so weniger verließ sie ihr Mut. Konnten innerhalb der eigenen Grenz-

pfähle keine kleinrussischen Werke gedruckt werden, so war dies doch außerhalb derselben, und zwar nicht bloß in Galizien, sondern auch in England möglich; das Einschmuggeln ging dann ebenso sicher und glatt vonstatten wie der Druck. Waren die Theater geschlossen worden, so konnte doch niemand verbieten, daß jemand in seinem Hause ein Fest veranstaltete und dabei von Dilettanten ein Stück aufführen ließ. Ebenso wußten die Kleinrussen der Russifizierung durch die Schule sehr kräftig entgegenzuwirken, so daß auch hier das Schlimmste verhütet blieb. Von den führenden Schriftstellern wurde eigentlich nur einer untreu: Pantalimon Kulisz; 1869 gab er noch eine Übersetzung des Neuen Testaments in der Volkssprache heraus, um der Russifizierung kräftig entgegenzuwirken; sie wurde sofort verboten und konnte nur in Galizien Verbreitung finden, — dort allerdings zum guten Teil auf Kosten derselben Regierung, welche sie für ihr eigenes Machtbereich unterdrückt hatte! Wahrlich, kein Ördnur löst die Widersprüche, in welche sich der Panslawismus verwickelt! Was aber Kulisz betrifft, so hatte das Ereignis so tiefen Eindruck auf ihn gemacht und seinen Mannesmut so wild aufgerüttelt, daß er bereits 1874 ins großrussische Lager überging und eine Geschichte Kleinrußlands zu publizieren begann, welche völlig den moskowitischen Interessen diente. Mit Ausnahme einiger dii minorum gentium blieben jedoch die anderen sämtlich treu und neue Talente gesellten sich hinzu. Ein Novellist von Bedeutung, der daneben auch als Dramatiker und volkstümlicher Historiker wirkt, ist

Iwan Lewicki. Seine Novellen zeigen, gleich jenen Frankos, das ehrliche Streben nach künstlerischer Vertiefung; eine derselben: „Die Fabrikarbeiterin", hätte auch in einer reicheren Literatur die volle Aufmerksamkeit erweckt. Unter den kleinrussischen Erzählern sind zugleich er und Franko die einzigen, die nicht nur das Leben der Bauern, sondern auch jenes des Mittelstandes, sowie der Großrussen, Polen und Juden schildern. Von anderen Schriftstellern der neuesten Zeit seien der Verfasser von Dorfgeschichten Myrny, der Dramatiker Michael Starycki, der auch die Dramen Shakespeares ins Kleinrussische übertrug, die Lyriker Ustenko und Antonenko genannt.

Je schlimmer der Druck, desto kräftiger der Gegendruck, das zeigte sich wie in Galizien so auch hier. Durfte kein Buch im Inland erscheinen, so wurde es im Ausland gedruckt und im Inland gelesen; durfte das Kind in der Schule kein kleinrussisches Wort hören, so wurde dafür gesorgt, daß die Unterweisung in der Muttersprache nach der Schule um so gründlicher sei; kurz: „wir gehorchen, aber wir bleiben stehen", das war die Antwort, welche die Kleinrussen dem Zaren gaben. Hauptsächlich dieser entschlossenen Haltung ist es zuzuschreiben, daß der Ukas, der offiziell noch heute in Kraft ist, doch seit 1882 nur noch von den Schulbehörden, nicht aber von der Zensur buchstäblich befolgt wird. Nun werden auch wieder Bücher gedruckt, ja es ist sogar eine Zeitschrift „Kiewskaja starina" („Das Kiewer Altertum") begründet worden, und 1885 durfte eine neue Ausgabe von Szewczenkos

Werken erscheinen, natürlich eine editio castigata, in welcher die politischen Gedichte fehlen.

Die Kleinrussen vergessen deshalb doch nicht, was Szewczenko gesungen und wo das Heil ihrer Nation ist. In Galizien von den Polen, im Zarenreich von den Großrussen unterdrückt, bewahren sie dennoch ihr Volkstum, ihre Volksdichtung, ihre Literatur. Sie gehorchen, aber sie bleiben stehen, und wahrlich, kein Orkan wird sie je vom Platze bringen.

# Vom Don zur Donau

Zweiter Band

# Halb-Asien

Land und Leute des östlichen Europa

von

Karl Emil Franzos

Vierter Band

## Vom Don zur Donau II

Stuttgart und Berlin 1912
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

# Vom Don zur Donau

Neue Kulturbilder aus Halb-Asien

von

Karl Emil Franzos

Dritte Auflage

Zweiter Band

Stuttgart und Berlin 1912
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

# Inhalt


Seite

Das Volkslied der Kleinruſſen . . . . . 1

Taras Szewczenko . . . . . 39

Thodika . . . . . 75

Rumäniſche Sprichwörter . . . . . 129

Der Ahnherr des Meſſias . . . . . 167

Kulturentwicklung in Halb-Aſien . . . . . 187

# Das Volkslied der Kleinruſſen

Das Volkslied der Kleinruſſen" — ſagte ich im erſten Bande — „iſt das Beſte und Schönſte, was der Volksgeiſt geſchaffen." Es kann nicht bloß mit dem jedes anderen ſlawiſchen Stammes den Vergleich aushalten, es übertrifft die meiſten an Zartgefühl, Reichtum und Tiefe der Empfindung, alle aber an Zahl und Wohllaut. Schon von dem äußeren Reichtum eine Anſchauung zu geben, erſcheint kaum möglich; in Hunderten von Büchern und Zeitſchriften ſind die Lieder bisher geſammelt worden; es vergeht kein Jahr, wo dieſem Schatz von vielen Tauſenden nicht noch einige Hundert hinzugefügt werden, und dennoch, welch ein winziger Bruchteil iſt bisher gedruckt! Es iſt, als wollte man das Meer mit Eimern ausſchöpfen. Möglich, daß das ſehr reiche ſerbiſche Heldenlied den epiſchen Geſängen der Kleinruſſen, den Dumen, an Zahl nahezu gleichkommt; in der Lyrik iſt dies Volk reicher als jedes andere ſlawiſche, ja jedes andere Volk der Welt. Aber noch mehr — und ſtünden der auch heute noch armen Nation zehnmal ſo viel Preſſen als jetzt zur Verfügung, und druckten ſie nichts als Lieder, ſie würden kaum den neuen Zuwachs erſchöpfen, geſchweige denn das Erbe aus früheren Tagen. Denn wie ſich alljährlich die ukrainiſche Steppe mit un-

zähligen neuen Blumen bedeckt, so sprossen auch jetzt noch unzählige neue Lieder auf. Viele vergehen gleich den Blumen; anderen Samen trägt der Wind auf günstiges Erdreich und sie leben und blühen fort. „Jeder kleinrussische Bauer ist ein Dichter," sagt ein ukrainischer Gelehrter; „zum mindesten jede Bäuerin eine Dichterin," füge ich hinzu. Wer immer über den Boden geschritten, den dies Volk bewohnt, wird fast selbst zum Dichter, wenn er nach Worten sucht, die Fülle des Sangs und Klangs zu schildern, die ihn umwogt; und nun erst, wer dies Volk kennt! Vergeblich würde ich mich nach Worten und Bildern mühen, vergeblich einzelne Erfahrungen anführen. Ein Kutscher, mit dem ich einmal durch Ostgalizien fuhr, rezitierte mir während eines einzigen Tages auf meinen Wunsch weit über hundert größere und kleinere Lieder. Des Abends, als ich ihn durch ein Trinkgeld für seine Mühe entlohnte, nahm er es fast zögernd an. „Du bist ja bei mir nicht an den Rechten gekommen, Herr!" versicherte er; „ich habe ein so schlechtes Gedächtnis!" In der Tat wurde mir in einem Dorfe der nördlichen Bukowina eine alte Frau vorgeführt, welche mir einige Tage hindurch jedesmal einige Stunden lang Lieder aufsagte, ohne zu stocken, ohne sich zu besinnen, aber auch ohne je eines zu wiederholen. Dem Wunsche, ein von ihr selbst gedichtetes Lied zu hören, entsprach sie sofort, indem sie ein solches auf die Tochter des Hauses improvisierte; als ich sie fragte, ob sie nicht auch ein früher gedichtetes aufsagen könne, schüttelte sie den Kopf; sie wisse nicht mehr, was von ihr sei.

Auf einer einzigen Reise durch das einzige Gouvernement Poltawa zeichnete der Dichter Bodnanski achttausend Lieder auf! „In den reichen und fruchtbaren Ebenen der Ukraine," sagt die Talvj, „ist eine solch ungeheure Menge von Liedern entstanden, daß es scheint, als ob jeder Zweig ihrer Waldbäume einen Sänger beherberge und jedes Hälmchen Gras in diesen weiten, blumigen Auen das Echo eines Liedes wiedertönen würde." Nach Tausenden mag der Russe, nach Hunderttausenden der Südslawe seine Lieder zählen, aber der Kleinrusse nach Millionen.

Auch an Wohllaut, sagte ich, steht dies Lied einzig da, was zunächst natürlich ein Verdienst der Sprache ist. Auch Bodenstedt nennt sie „den wohllautendsten aller slawischen Dialekte" und „von großer musikalischer Wirkung". Sie verdient trotz der vielen Zischlaute dieses Lob, weil sie an Vokalen und weichen Konsonanten reich, syntaktisch schlicht und doch fein gegliedert, in ihren Formen überaus ausgebildet und dabei schlank und zart und biegsam ist, wie die Weide, welche den Saum der ukrainischen Flüsse bedeckt. Aber der Wohllaut fließt auch aus der Reinheit der Sprache. Hier fehlen jene finnischen und tatarischen Bestandteile, welche das Großrussische entstellen, wie ja auch der Kleinrusse der vergleichsweise reinblütigste Slawe ist.

Scharf und tief ist zwischen ihm und dem Großrussen die Kluft gerissen durch alles, was Völker scheiden kann: Sprache, Typus und Volkscharakter. Im wesentlichen sei doch, hört man häufig, nur die Aussprache sehr verschieden. Aber auch die Verschiedenheit des

Wortschatzes ist nicht wegzuleugnen. Gut ein Drittel aller großrussischen Worte ist dem Kleinrussen glattweg unverständlich und umgekehrt, und selbst der gemeinsame Besitz klingt nicht bloß in Wort und Schrift wesentlich anders, sondern bedeutet auch vielfach etwas anderes. Ein guter Kenner beider Sprachen, dem im Material stets, in den Schlüssen nicht immer vertraut werden kann*), hat eine größere Reihe von Beispielen zusammengestellt; einiges, was zugleich auch für den Volkscharakter charakteristisch ist, sei hier wiedergegeben. „Charoscho" heißt im Kleinrussischen ursprünglich: „buntfarben", dann „hübsch", „gefällig"; im Großrussischen hat es daneben auch die Bedeutung „gut" (im moralischen Sinn), der Kleinrusse hat für den letzteren Begriff das Wort „dobri". Das Wort „chudoi" charakterisiert im Süden einen Menschen, der ein ungünstiges Äußere hat, im Norden zugleich einen schlechten Kerl. Dem Kleinrussen sind also die Begriffe des Hübschen und des Guten, des Unhübschen und des Schlechten streng geschieden; dem Großrussen steht der Begriff des moralisch Guten nicht so hoch, als daß er ein eigenes Wort dafür geschaffen hätte. In ähnlichem Sinne bezeichnend ist, daß „lichi" im Süden einen „boshaften", im Norden einen „unternehmenden" Mann bedeutet. Der Kleinrusse hat für „Freund" nur das Wort „brat" („Bruder"), der Großrusse deren zwei: „drug" („Genosse") und „prijatel" („Gönner"). „Slava" bedeutet im Süden „Gerücht", im Norden

*) Karl Abel, „Groß- und Kleinrussisch". Leipzig 1885, S. 40 ff.

„Ruhm", „duch" im Süden „Dunst", im Norden „Geist" ... „Die Schale ist dieselbe geblieben, der Kern ist ein anderer geworden; das Lautliche wurde intakt übernommen, die Bedeutung hat sich geändert."

Wie sich der Großrusse durch die fahle Gesichtsfarbe, das straffe Haar, die mongolisch geschlitzten Augen, den sehnigen Körper oft genug auf den ersten Blick von dem lockenhaarigen, lebhaft gefärbten, aus großen Augen schwermütig dreinblickenden, behäbigen Südrussen unterscheidet, so auch im Volkscharakter. Der Großrusse energisch, praktisch, findig, der Kleinrusse weich, empfindsam und rücksichtsvoll; der Mischling kaltblütig, schlau, jeder anderen Tätigkeit lieber als dem Ackerbau zuneigend; der reinblütige Slawe leicht erregt, mißtrauisch, starr an Heimat und heimischer Sitte festhaltend und darum vor allem ein Ackerbauer; der erstere durch Verstand, Witz und Kraft, der letztere durch Phantasie, Gefühl und Gemüt ausgezeichnet. Auch die Art, wie sich beide Völker beurteilen, enthält neben der Übertreibung viel Richtiges. An dem Worte „Katzap", wie der Kleinrusse den Großrussen nennt, klebt der Begriff der Rücksichtslosigkeit, Roheit und List, wogegen dem Nordrussen der „Chochol" ein zaghafter, schwachmütiger Mensch ist, welcher leicht in Klagen ausbricht. Dazu stimmt, daß die Liebe im Süden bei der Eheschließung unendlich öfter den Ausschlag gibt als das Geld; im Norden umgekehrt; daß im Süden die Bande der Familie inniger, die Autorität des Hausvaters eine geringere ist. Wie dürftig aber auch diese Umrisse sind, schon sie lassen erkennen,

warum der Großrusse unter allen Slawen die zahlreichsten, schärfsten, witzigsten Sprichwörter, der Kleinrusse die zahlreichsten, innigsten und schönsten Volkslieder besitzt.

Ist schon von dem äußeren Reichtum dieses Volksliedes nicht leicht ein Bild zu geben, so noch weniger von dem inneren. Es gibt keine Empfindung des Menschenherzens, die uns nicht aus diesen Liedern in ihren feinsten und eigentümlichsten Abtönungen entgegenklänge; auch an Fülle des Gefühlten und Geschauten, wie an individualisierender Kraft steht dies Lied obenan. Die Zahl der Lieder ist unter allen Umständen für die Beurteilung der dichterischen Begabung der Volksseele ungemein wichtig; aber ausschlaggebend ist nur, in welchem Maße das gemeinsame Erbe an poetischen Formen, Wendungen und Situationen dabei zur Geltung kommt; ein dichterisch gering begabtes Volk kann durch Variierung des Ererbten zu einer ungeheuren Zahl von Liedern gelangen, ohne daß dies für seine Produktivität spräche. Bei den Kleinrussen nun ist es gerade der bezeichnende Zug, daß die Benützung dieses Erbes eine verhältnismäßig geringe und die Lieder untereinander daher auch so verschieden sind, wie die keines anderen slawischen Stammes. Eine serbische oder bulgarische Sammlung von Anfang bis zu Ende zu lesen, ist der ewigen Wiederholungen wegen beinahe unmöglich, jedenfalls kein Genuß; eine kleinrussische kann Nummer für Nummer auch durch den Wechsel der Tonarten fesseln. Und darum ist Bodenstedts Urteil vielleicht kein über-

schwengliches: „In keinem anderen Lande hat der Baum der Volkspoesie so herrliche Früchte getragen".

Eine Betrachtung im einzelnen wird dies Wort, wenn nicht ganz erweisen, so doch rechtfertigen. Schon die kleinrussische „Duma" darf sich ruhig neben das Beste, was man in Deutschland von slawischer Volkspoesie kennt, das serbische Kampf- und Heldenlied, stellen. Wie in diesem und dem Volkslied der Bulgaren nur kümmerliche Erinnerungen aus der Glanz- und Glückszeit dieser Völker, der Zeit ihrer Selbständigkeit, erhalten sind und die Kämpfe mit den Türken den Hauptinhalt bilden, so finden sich in den Dumen nur wenige Anklänge an das „Licht, das Kiew ausgestrahlt", während unzählige Lieder den Ruhm der Kosaken und ihrer Hetmane verkünden. Was waren auch bei all diesen Völkern die Taten von einst gegen jenen Mut, der nun in der Drangsal zu bewähren war! Die Dumen, welche die Kleinrussen singen, sind zum Teil dieselben düsteren Lieder der Rache, die um 1600 das Volk zur Empörung aufgewiegelt (Bd. I, S. 284), dieselben Lieder, welche Bogdan Chmelnickis Namen schon zur Zeit unsterblich machten, da er noch mit dem Schwerte für sein unglückliches Volk stritt. Ihm selbst wird eines derselben: „O weh dir, weh dir, du arme Möwe!", in welchem er allegorisch die Drangsale Kleinrußlands beschreibt, in den Mund gelegt; es ist leider nicht übersetzt. Auch sonst hat die Mitteilung von Proben ihr Bedenkliches; selbst Bodenstedt ist in den epischen Stücken seiner „Poetischen Ukraine" (Stuttgart 1845) im Gegensatz zu den lyrischen nicht

sehr glücklich gewesen, erstlich, weil er in der Auswahl schlecht beraten war, ferner aber, weil zwar sein Streben nach wörtlicher Treue musterhaft ist, nicht aber die Nachbildung der metrischen Formen. Die Duma hat im Gegensatze zu dem Heldenlied der Südslawen keine feststehende Kunstform; sie besteht aus gereimten rhythmischen Verszeilen von sehr verschiedener Länge, was sich zu dem Klange der „Kobsa" vortrefflich, aber, in deutscher Sprache gedruckt, seltsam ausnimmt. Immerhin wird die folgende von Bodenstedt übersetzte Duma, die aus dem XVI. Jahrhundert stammt, dem kundigen Leser eine Ahnung von der schlichten, naiven Größe des Originals geben:

„Als unser tapfere Pan,
Der Kosakenhetman
Iwan Swiérgowsky*), in der Schlacht
Von den Türken zum Gefangenen gemacht,
Sie ihm den Kopf vom Rumpfe hieben,
Spießten ihn auf, ihren Spott damit trieben.
Und sieh, da zieht gewitterschwer
Von fern eine große Wolke her;
Kommen Schwärme schwarzer Raben geflogen,
Haben wie dichte Nebel die Ukraine überzogen —
Liegt's auf dem Volke der Ukraine trüb:
Es beweint seinen Herrn, der im Felde blieb.
Huben die stürmischen Winde zu sausen an:
‚Wo ist unser Hetman, der tapfere Pan?'

*) „Iwan Swiérgowsky, ein berühmter Kosakenchef, wurde im Jahre 1574 auf einem Zug gegen die Türken getötet, welchen er auf Wunsch Iwans, des Armeniers, Hospodars der Walachei, unternommen hatte." Anmerk. d. Übersetzers.

Flogen kreiſchende Schwärme von Geiern herzu:
‚Wo truget ihr unſern Hetman zur Ruh'?‘
Schrien die Adler aus den Lüften herab:
‚Wo iſt Swiérgowskys, des Hetmans Grab?‘
Kömmt ein Haufen von Lerchen gezwitſchert und fragt:
‚Wo habt ihr ihm Lebewohl geſagt?‘
Der Koſaken einer zur Antwort gab:
‚Zuneben ſeinem tiefen Grab
Unfern der Stadt, Kilia genannt,
An der Grenze vom Türkenland!‘“

Nicht alle dieſe Dumen aus der eigentlichen Heroenzeit des Koſakentums klingen ſo düſter. Als Probe für die heiterere Tonart diene das folgende Lied:

„Von der Mündung des Dnjepers bis zu ſeiner Quelle hin,
Der Flüſſe ſiebenhundert und viere ziehn,
Aber jeder der Flüſſe in den Dnjeper fällt,
In den Dnjeper, ſo groß, ſo berühmt in der Welt!
Wehet, wehet denn, Winde vom Unterland*),
Blaſt in die Segel, weit ausgeſpannt!
Sitzt am Steuerruder der junge Koſak,
Er drehet und wendet ſich hin und her
Und er ſchaut hinab auf das ſchwarze Meer. —
Sieh, ein Schifflein ſchwimmt einſam durchs Meer dahin,
Ein Türke ſitzt und eine Türkin darin;
Doch die Türkin, die junge, nicht müßig blickt
Und von Seide ein buntes Tüchlein ſtickt.
Wem mag ſie das Tüchlein wohl wirken,
Dem Tataren oder dem Türken?
Oder wirkt ſie es für den jungen Koſak?
— Ja, das Tüchlein gehört dem jungen Koſak!“ —

*) „Unterland — kleinruſſiſch Nishe — ſo nannten die Koſaken die an der Mündung des Dnjepers gelegenen Landſtriche.“ Anmerk. d. Überſetzers.

Das Lied wird von den „Banduristen" oder „Kobsaren", jenen in der Regel blinden Sängern, welchen, ähnlich wie bei den Südslawen, die Rezitation der Duma zufällt, während die Pflege der Lyrik Gemeingut ist, stets ausdrücklich als das Lied vom „Iwan Bogusslaw" bezeichnet, einem Hetman, der am Ausgang des XVI. Jahrhunderts lebte. Mit Sicherheit läßt sich vermuten, daß es ein Abenteuer wiedergibt, welches diesem Kosaken wirklich begegnet, was uns auf einen charakteristischen Zug dieser Dichtung führt. „Bei allem poetischen Kolorit," sagt Pypin, „kann in den Dumen nicht selten mit Sicherheit das historische Faktum bezeichnet werden. Das poetische Bild," fügt er hinzu, „ist schattiert mit der warmen Empfindung des lyrischen Liedes und enthält nicht selten bedeutende Schönheiten; ein lebendiges Naturgefühl gibt der Duma eine Menge poetischer Bilder, welche den epischen Stoff schön einrahmen." Der beste Kenner dieses Volkslieds, Kostomarow, erinnert nicht mit Unrecht an den Gegensatz zwischen der Duma der Kleinrussen und jener der Moskowiter: „Die historische Erinnerung geht bei den letzteren gleich ins Epos über und verwandelt sich in eine Dichtung, während sie dagegen in den Liedern des kleinrussischen Stammes mehr Wirklichkeit enthält und es oft nicht nötig hat, diese Wirklichkeit zur Dichtung zu machen, um im Schmuck kräftiger Poesie zu glänzen." Der treue Anschluß an die historische Überlieferung und dabei gleichzeitig das reiche Überwuchern der Lyrik sind jene beiden Eigentümlichkeiten, welche die Duma

vom epischen Volkslied aller anderen Slawen unterscheiden.

Wie die Großtaten der Kosaken in diesen Gesängen fortleben, so auch die Taten der Haidamaken, endlich einzelner kühner Räuber der neueren Zeit. Der Meistbesungene ist Olexa Dobosz, ein Huzule, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Podolien, Pokutien und der Bukowina sein Unwesen trieb; da er nur die Herren und Bürger brandschatzte, die Bauern schonte, so wurde er schon bei Lebzeiten sehr populär und sein romantisches Ende — er wurde von dem Manne seiner Geliebten, einem huzulischen Bauer, 1745 erschossen — machte ihn vollends zu einem Liebling des Volkslieds. Das Lied über seinen Tod gehört zu den meistgesungenen Dumen der Kleinrussen; in Galizien kennt es jedermann, aber auch auf russischem Boden habe ich es wiederholt singen hören. Leider sind die beiden metrischen Übersetzungen, die mir davon bekannt geworden (von Staufe und Helbig) sehr mangelhaft; von der dramatischen Kraft, der dichterischen Schönheit dieser Volksballade ist in ihnen kaum ein Abglanz zu finden. — Dobosz ruft seine Bursche im Walde zusammen: „Eilet, eilet! — schon bedecken sich die Stege mit Schnee. Legt Waffen und Kleider an, bindet die ledernen Sandalen mit seidenen Schnüren fest. Die Stadt Kossow wollen wir heimsuchen und Kuty nicht umgehen; dann aber führe ich euch zu meiner Sonne, dem Weibe des Stephan.“ Die Schar widerrät, das Weib sei falsch: „Dort umflattert uns junge Kosaken der Verrat.“ Die nächsten Verse führen uns

bereits vor das Haus der Geliebten. Die Schar bleibt im Hintergrunde, Doboſz klopft ans Fenſter. Ihr Mann ſei nicht daheim, erwidert ſie, aber ſie laſſe ihn doch nicht ein. „Meine Türen ſind von Taxusholz, meine Schlöſſer ſind von Stahl.“ Als ſich Doboſz gegen die Tür ſtemmt, „berſten die Schlöſſer von Stahl“; Stephan aber, der ſich in der Hütte verborgen, trifft den Doboſz durch einen Schuß, daß ſein Herzblut zu rinnen beginnt. „Tor!“ ächzt der Sterbende, „nicht deines Weibes, meiner Dirne wegen haſt du mich ermordet. O wäre mein Herz nicht ſehnſüchtig nach ihr geweſen, o wäre ich ihrem Locken nicht gefolgt! Die Liebe eines Weibes dauert ſo lange, wie der Schaum auf dem Waſſer.“ Seinen Burſchen aber ruft er zu, ihn fortzutragen: „Leget mich auf eure Beile, traget mich in meine Berge.“ Sie tun es. „O Doboſz,“ klagen ſie, „warum haſt du die Verräterin nicht getötet!“ — „Wie hätte ich ſie töten ſollen,“ ſtöhnt er, „ich liebe ſie ja noch immer!“ Er befiehlt ihnen, ihn in Stücke zu zerhauen und dieſelben im Walde zu begraben: „damit die Ljachen (die polniſchen Herren), an welchen ich das arme Volk gerächt, ſich nicht freuen, wenn ſie meinen Leichnam ſchänden.“ — „O Doboſz,“ klagen ſie, „wie wird künftig unſer Winter ſein und wie unſer Sommer! Auch nach Rußland können wir nicht, in die weite Ukraine, denn auch dort haben wir Verdacht auf uns gezogen; den Zaren wollten wir ja töten und die Zariza rauben.“ Darauf Doboſz: „Traget mich in die blauen Berge; ihr aber gehet auseinander. Werfet eure Beile weg, vergießet kein Menſchenblut

mehr; o, ich fühl's, es ist kein Wasser." So weit ist der Text in allen Varianten fast gleichlautend; der Schluß wird sehr verschieden gesungen. In der einen Fassung bittet der Sterbende seine Genossen, daß auch sie die Verräterin nicht töten: „denn ich liebe sie noch immer." In einer zweiten wird das Zwiegespräch zwischen Doboſz und seinen Genossen fortgesetzt. Da sie sich weigern, dem Räuberhandwerk zu entsagen, so weissagt er ihnen das Ende im Gefängnis. — „Dort werdet ihr zu den Wänden reden und nur die Fliegen werden euch hören." Da die Bande nicht darauf achtet, so ereilt sie schließlich dieses Schicksal; die Ljachen binden sie an die Pferde und liefern sie nach Czernowitz. „Da fielen ihre Köpfe wie das Gras im Felde." Eine dritte Fassung läßt das Lied in eine Klage um Doboſz ausklingen, „der die Ljachen geschreckt und vor dem der Zar gebangt"; eine vierte läßt die Genossen reuig auseinandergehen. Daß der erste, dichterisch wertvollste Schluß der älteste ist, also von demselben Dichter herrührt, welcher die Ballade geschaffen, ist unschwer zu erraten.

Nach zwei Richtungen ist die Duma für die ganze Gattung des Räuberliedes sehr bezeichnend. Das von Polen und Russen geknechtete Volk erblickt in dem Briganten doch immerhin auch einen nationalen Vorkämpfer; es verherrlicht seinen Kampf gegen den Ljachen, den polnischen Herrn, und mutet ihm Anschläge gegen den Zaren zu. Zweitens aber tritt auch hier der getreue Anschluß an die Wirklichkeit hervor. Ein kleinrussischer Schriftsteller, Gregor Kupczanko, hat

in einem 1886 in Czernowitz erschienenen Schriftchen: „Die Haidamachen" die Akten des Stanislauer Gerichtshofes über das Ende des Doboſz veröffentlicht. Die Übereinstimmung derselben mit dem Volkslied ist geradezu frappierend; die zweite Fassung des Schlusses gibt das Ende der Bande wieder. Als Doboſz im Walde als Sterbender aufgefunden wird, und man ihn um seine Genossen befragt, erwidert er: „Gott weiß es, ich weiß es nicht; die Erde wird sie haben und nicht die Menschen." Doch werden sie hinterdrein, da sie ihre Untaten fortsetzen, insgesamt aufgefunden und hingerichtet.

Nachdem auch dem Räuberwesen ein Ende gemacht worden, wird im Laufe dieses Jahrhunderts Rekrutierung und Soldatenleben zum Gegenstand der Duma. Wie fast selbstverständlich, empfindet das Volk die Blutsteuer sehr drückend; als Probe sei die nachstehende, von Helbig übersetzte Duma aus Rußland verzeichnet, obwohl in ihr das lyrische Element das epische fast erdrückt:

„In Oberdyn sieht man einen
Grabeshügel prangen,
Manche Mutter schaut dort nach dem
Sohn, der fortgegangen:
„Ach, mein Sohn ist mir geraubet,
Und das Bett in seiner Kammer
Ist schon ganz bestaubet.
O ihr lieben, schwarzen Krähen,
Hebet das Gefieder,
Und ihr jungen Jüngstentführten
Kehrt zur Mutter wieder!"

(Die Rekruten:) „Ach wir können uns nicht heben,
Nebel drückt uns nieder,
Möchten kommen, doch der Kaiser
Läßt uns nun nicht wieder,
Läßt uns, läßt uns nicht, — wir werden
Ihm 'ne gute Beute, —
Sitzt im Sessel, spielt die Fiedel,
Das ist seine Freude.
Seine Fiedel ist von Zeder,
Saiten von den Rauten*);
Spielt er, hört man sie im Winde
In ganz Polen lauten."

So in Rußland; in Österreich ist die Auffassung nicht minder naiv, aber doch harmloser. Ein im Czortkower Kreise viel gesungenes Rekrutenlied, dessen Übersetzung ich in meinen Kulturbildern „Aus Halb-Asien" (3. Aufl. I, S. 80) mitgeteilt, läßt das Bauernmädchen den Entschluß aussprechen, nach Wien „vor des Kaisers weißes Haus" zu gehen und dort so lange zu stehen, bis er ihren Liebsten wieder herausgäbe; sollte dies nutzlos sein, so will sie „bei der Frau Kaiserin im goldenen Zimmer" einen Versuch machen, und bleibt auch diese hart — „ihre Tochter wird mich hören" —,

„Die hat gewiß auch einen Liebsten,
Und wie wär' ihr zumut,
Wenn der plötzlich auch fortmüßt'
In die Fremde als Rekrut?!"

Auch heute noch werden Dumen gedichtet, zum

*) „Zeder = wasitoczka; Raute = ruta; beiden werden Zauberkräfte zugeschrieben." Anmerk. d. Übersetzers.

Beispiel, wenn ein Krieg die Phantasie des Volkes aufregt. So singt das Volk in Rußland Dumen über den Krimkrieg und jenen von 1877. Das Lied von der Belagerung Sebastopols, sowie jenes von der Eroberung Konstantinopels (denn das Volk kennt den Frieden von San Stefano nicht, und nimmt den angekündigten Einzug der Russen in der „Türkenstadt am blauen Meer" als geschehen an) sind besonders populär geworden. Ähnlich leben unter den österreichischen Kleinrussen die Schlachten von Magenta, Solferino und Königgrätz im Gesange fort; daß das Volk sich die Niederlagen nur durch „Verrat" zu erklären weiß, ist sehr natürlich, höchst merkwürdig aber ist, daß in dem Liede von Magenta des Kaisers Bruder der Verräter ist. Bekanntlich war Erzherzog Ferdinand Max, der unglückliche, nachmals zu Queretaro erschossene Fürst von 1857 ab Gouverneur der Lombardei; sein Ehrgeiz brachte ihn in wiederholte Konflikte mit seinem kaiserlichen Bruder, die Trübung der Beziehungen war ein öffentliches Geheimnis — hier der Keim für die Auffassung des Volkslieds. Man sieht, auf diesem Boden werden selbst die jüngsten und klarsten Tatsachen der Geschichte zur Sage. Bei Ereignissen des privaten Lebens, welche durch ihre Seltsamkeit oder Gräßlichkeit das Volksgemüt aufrühren, ist dies natürlich in noch höherem Grade der Fall. Im Jahre 1864 wurden eine Witwe und ihre Tochter in Czernowitz von dem Bräutigam der letzteren ermordet; elf Jahre später hörte ich in Berhometh am Sereth eine Ballade darüber singen. Zu Ende der sechziger Jahre ging eine

Notiz durch die Blätter, daß eine ruthenische Bäuerin in einem zufällig bei ihr einquartierten Leutnant ihren längst totgeglaubten Sohn erkannt; heute klingt durch ganz Galizien und bis in die Ukraine hinein das Lied vom „Oberst und seiner Mutter". — Die Soldaten werden ins Dorf einquartiert, der Oberst ins Haus der Witwe. Sie kommt ihm weinend entgegen; ihre Stube sei so klein. „Erschrick nicht," sagt er ihr, „meine Burschе werden nicht bloß meiner, sondern auch deiner Pferde warten, meine Waffen deine Wandnägel nicht brechen. Sage mir, wie viele Jahre du Witwe bist und wie viele Kinder du deinem Manne geboren." Sie antwortet: „Einen Sohn, der für den Kaiser gefallen, und drei Töchter." „Liebe Witwe, rufe mir deine Töchter." Die älteste tritt ein, blickt aber immer zu Boden; die zweite tritt vor und fällt dem Obersten zu Füßen, die dritte aber fällt ihm um den Hals und ruft: „Bruder!" —

So viel über das epische Lied; im schärfsten Gegensatze zu der Volksdichtung der Großrussen wie der Südslawen bildet es hier weder die wertvollste, noch die zahlreichste Gruppe; ja noch mehr: die Kleinrussen sind überhaupt das einzige slawische Volk, bei dem die Lyrik weitaus überwiegt. Ihren ästhetischen Wert zu rühmen, bleibt mir nach dem oben Gesagten wenig mehr übrig. Es ist eine Welt voll schlichter Schönheit, in die wir da blicken; die Zartheit des Empfindens, die Tiefe der Leidenschaft, die Frische und Naivetät des Ausdrucks wirken gleich herzerfreuend. Niemand hat diese Lieder kennen gelernt, ohne ihnen wärmstes Lob zu spenden.

„Welche Kraft im Ausdruck ungekünstelter Gefühle!“ ruft die Talvj aus, und Bodenstedt sagt: „Nirgends hat sich der Geist des Volkes so lebendig und wahr in seinen Liedern ausgeprägt, wie hier. Welch ein ergreifender Geist der Wehmut, welche Tiefe echt menschlicher Gefühle sprechen sich in den Liedern aus, welche der Kosak in der Fremde singt! Welch eine Zartheit, mit männlicher Kraft gepaart, durchweht seine Gesänge der Liebe!“ — Diesem Urteil unbefangener Gewährsmänner ist das 1865 veröffentlichte eines panslawistisch gesinnten Anonymus anzureihen, welcher den Kleinrussen sonst wenig hold ist. Diese Lyrik, sagt er, sei die reichhaltigste, ästhetisch wertvollste Europas: „Welch poetischer Schwung, welche Kernigkeit im Ausdruck!“ Da brauchen wir wahrlich die Hymnen, welche kleinrussische Beurteiler anstimmen, nicht erst zu zitieren. Der Tätigkeit dichterisch begabter Übersetzer steht hier ein fast noch jungfräuliches Gebiet offen, welches ihre Mühen reichlichst lohnen wird. Eine gute Nachdichtung der kleinrussischen Volkslyrik wäre ein Stein zum Ausbau unserer deutschen „Weltliteratur“, so wertvoll, wie er heute anderswo nicht mehr zu holen ist. In den mehr als vierzig Jahren, die seit dem Erscheinen von Bodenstedts „Poetischer Ukraine“ verflossen, ist nur ein einziger Versuch in größerem Umfang unternommen worden, von Ludwig Adolf Staufe in seinen „Kleinrussischen Volksliedern“ (Leipzig 1888), ein Versuch, an dem nichts zu loben ist als der Wille. Der Verfasser ringt mit beiden Sprachen gleich hart, und seine Fähigkeit, den Charakter des Originals wiederzu-

geben, ist so schwach, daß sich viele seiner Übersetzungen wie mittelmäßige deutsche Originalgedichte lesen. Wo aber nicht Proben in genügender Zahl geboten werden können, da bleibt jede Charakteristik einer fremdartigen Literaturerscheinung, geschweige denn gar einer Volksdichtung, unzulänglich und dürftig.

Die liebevolle Beschäftigung kleinrussischer Gelehrter mit diesem Besten ihres Volkstums hat sie auch in dem Streben nach einer gründlichen Analyse zu der Aufstellung von sehr vielen Unterarten geführt; für unsere Zwecke ist die Unterscheidung zweier Hauptgruppen genügend: der Frauenlieder, der Dumken und der Tanzlieder, unter welchen die Kolomejken am wichtigsten sind. Das Tanzlied ist rein lyrisch, der Sänger führt sich stets in der Ichform ein; die Dumka meistens; doch fehlt es weder an episch-lyrischen, noch an solchen Frauenliedern, bei welchen die Einkleidung objektiv ist. Die Tonart der Dumka ist vorwiegend schwermütig, jene der Kolomejka heiter und schalkhaft; doch gibt es für beides sehr viele Ausnahmen. Während das Tanzlied eine feste Kunstform hat, herrscht in den Dumken die bunteste Mannigfaltigkeit: es gibt strophische und unstrophische, gereimte und ungereimte Gesänge; gemeinsam ist ihnen nur, im Gegensatz zu dem Vers der meisten anderen slawischen Völker, das Gesetz der betonten, nicht der gezählten Silben. Der Trochäus findet sich am häufigsten verwendet, selten der Daktylus, fast nie der Jambus. Ein Wechsel des Metrums innerhalb des Gedichts findet nicht statt, ebenso bleibt die Zahl der Versfüße in jeder Strophe dieselbe, so daß die

Dumka, im Gegensatz zu den in freien Rhythmen dahinfließenden Dumen, sich in der Form von den Erzeugnissen der deutschen Volks- oder Kunstdichtung fast gar nicht unterscheidet.

Versuchen wir es nun, die wichtigsten Tonarten hervorzuheben. Mit Recht bemerkt Bodenstedt, daß in den meisten Dumken eine „seltsame ergreifende Wehmut" vorherrschend sei; sie ist, fügen wir hinzu, durch den Charakter wie durch die Geschicke des Volkes gleich begründet und begreiflich. Das ewige Sehnen und Schmachten, welches uns aus diesen Liedern entgegentönt, gilt vor allem der Heimat:

„Steht am Wasser die Platane,
Tief hernieder hängend;
Sorgen quälen den Kosaken,
Ihm das Herz bedrängend ...."

beginnt die vielleicht meistgesungene Dumka der Kleinrussen. Der Kosak ist so betrübt, weil er mit Lanze und Geschoß fern zum Russenlande (also nach Norden) reiten muß und die Ukraine nicht mehr wiedersehen wird:

„Sterbend sprach er: Mir ein großes
Grab wird man errichten . . .
Sträuchlein trägt auf seinem Schoß es
Voll von süßen Früchten.
Werden Vöglein, Beeren pickend,
Her zum Grab sich schwingen;
Aus der Heimat, mich beglückend,
Frohe Kunde bringen."

Ähnlich bittet in einem anderen Liede der tote

Kosak den „Bruder Adler", sich, nachdem er ihm die Augen ausgehackt, zur Heimat zu schwingen und ihr seinen letzten Gruß zu bringen. In einem dritten stirbt der verstoßene Sohn am Heimweh; als ihn die harte Mutter zurückruft, ist es zu spät. Nur in der Heimat ist Glück, selbst wenn es einem anderwärts wohl ergeht:

„Und doch Menschen gibt es, die mein
Schicksal mir beneiden;
Ist der Halm auch glücklich, dorrend
Einsam auf der Heiden?"

Sein Leben fließt, wie es in einem anderen Liede heißt, hin, gleich der bunten, verlorenen Vogelfeder, die der Strom fortreißt, gleich einem einsamen Blatt auf der Welle. In einem dritten Liede verwünscht der Kosak die Donau, daß „Schilf sie decke, daß sie fischlos und trübe sei", weil sie der Strom gewesen, „der ihn zur Fremde geführt".

Die Heimat wird nicht bloß deshalb geliebt, weil sie die Heimat und eben so schön, sondern auch weil sie so unglücklich ist. Werden in der Duma einzelne Heldentaten gefeiert, so gibt die Dumka der Klage über den Niedergang des Volkstums Ausdruck. Da ächzt z. B. die Eule:

„Hat Gott vergessen der Kosaken Heer,
Zeigt sich nimmer ihr Mut, ihr Heldensinn mehr?!
Der Mut ist gewichen und mit ihm das Glück;
O nimmer kehrt die Zeit Chmelnickis zurück!

Dann nimmt der Sänger das Wort:

„Aber nimmer vergessen wir die Herrlichkeit,
Das Glück und die Kämpfe der alten Zeit!"

Ähnlich ruft in einem anderen Liede der Adler den Hörigen, die im Schweiße ihres Angesichtes den Acker für den polnischen Herrn pflügen, höhnend zu: ob dies ihre Väter auch getan? Sie bitten ihn zur Antwort, in zehn Jahren wiederzukommen; als er da erscheint, wird er um eine Frist von zwanzig Jahren gebeten, um wieder Zeuge ihrer Ermannung zu sein. Da er sie auch nun unter der Peitsche des Polen findet, bitten sie ihn um eine weitere Frist von dreißig Jahren; doch da sie auch nun noch das gleiche Los tragen —

„Fortflog der Adler, schrill klang sein Schrei:
Ich komme nicht wieder, mit euch ist's vorbei!"

In einem dritten Liede fragt der Sänger die Mutter Erde, wann Kleinrußland wieder erblühen werde. „Lege ein Häuflein Erde auf den Stein," ist die Antwort, „benetze ihn mit deinen Tränen, und an dem Tage, wo daraus Blumen hervorsprießen, wird auch die Ukraine wieder frei und mächtig sein."

Auch die Liebeslieder singen mehr das Leid als die Lust. Nächst dieser schwermütigen Färbung ist die sittliche Reinheit besonders hervorzuheben. Wann auch Bodenstedts Wort: „Unter allen kleinrussischen Volksliedern ist keines, vor welchem die jungfräulichste Wange zu erröten brauchte", nicht richtig ist, so finden sich doch hier Unzüchtigkeiten weitaus seltener, als in jeder anderen Volksdichtung. Während das Lied des Großrussen nicht bloß von Zynismen wimmelt, sondern auch an dem Weibe kaum etwas anderes zu rühmen weiß, als die Schönheit, rühmt dieses Lied vor allem

ihre Tugenden: ihre Treue, ihre aufopfernde Liebe für die Kinder, ihren Mut im Ringen und Entsagen; sie ist die Gefährtin des Mannes, seine beste Freundin.

Die Treulosigkeit beider Teile verdammt das Volkslied gleich scharf. Zieht der Kosak ins Feld, so vertraut er die Geliebte seiner Mutter an:

„Nimm zu dir mein Mädchen, so tröst' ich mich,
Wir stehn in Gottes Hand;
Wer weiß, ob ich kehr' — vielleicht sterbe ich
Im fremden Land."

Die Mutter weigert sich nicht und ihre einzige Sorge ist:

„Doch wird sie mich auch lieben, sie,
Wie du mich liebst?"

Ist der Geliebte fern, so läßt das Mädchen das Haupt sinken:

„O grüner, blühender Hopfen, warum
Rankst nicht nach oben zu?
O liebes junges Mädchen, warum
Fluchst deinem Schicksal du?
Kann die Hopfenranke nach oben ziehn,
Wenn keine Stütze sie hält?
Kann des Mädchens Auge vor Freude glühn,
Wenn ihr Kosak ihr fehlt?"

Da der Geliebte lange ausbleibt, so erklingt ihre Klage:

„Es könnte die starren Gefilde selbst rühren,
Wie mein Aug' und mein Herz nach dir suchen und spüren.
Bist unter Kaufleuten auf blauem Meer

Und fährst und spähst nach Schätzen umher?
Oder spielst bei lauschendem Mondenschein
Mit den Locken blühender Mägdelein?"

Aber eher als an eine Untreue mag sie an seinen Tod glauben, und daß ihn Gott in eine Blume oder in einen Vogel verwandelt:

„Blühest du als Mohnblume wild
Am Stromesufer, im Talgefild?
Oder singst des Kuckucks Prophetenlied
Unter maienfrischer Holunderblüt'?"

Bleibt er für immer aus, weil ihn der Tod in der Ferne ereilt, so bleibt auch ihr nur der Tod als Freund und Erlöser. Auch seine letzte Bitte in der Ferne ist, sein einsames Grab nicht zu vergessen, aber auch nicht zu viel zu weinen und zu klagen, „damit sie nicht ein Spott ihrer Feinde werde". Gleich schlimm wie der Tod ist die Untreue:

„Ist dies die Quelle, die mich gelabt und getränkt?
Ist dies das Mädchen, dem ich mein Herz geschenkt?
Ist der Quell dies, wo badend die Taube saß,
Ist die Maid dies, die ich zum Weib erlas?
Ist der Quell überschüttet mit goldenem Sand,
Reicht das Mädchen einem andern Kosaken die Hand,
Mit Kraut ist bewachsen zur Quelle der Weg,
Ein andrer Kosak führt mein Mädchen hinweg.
O böses Geschick! Mein Mädchen, mein Glück
Einem andern gehört!"*)

*) Die bisher mitgeteilten Proben sind mit Ausnahme einiger weniger von mir übersetzter Stellen sämtlich Bodenstedts „Poetischer Ukraine" entnommen. Dasselbe gilt auch von den weiteren, sofern nicht ausdrücklich anderes bemerkt ist.

Gleich schwer straft es das Volkslied an dem Manne, wenn bei ihm „der Quell mit goldenem Sand überschüttet ist". Das Mädchen, welches dies Los getroffen, wird getröstet:

„Ist dir untreu der eine,
Wird ein andrer der deine;
Wenn die Rauten, die grünen
Vor dir im Weg blühn,
Wird, dich zu minnen,
Zu dir ein Kosak ziehn;
Doch der dich verstoßen,
Wird kein Weib je umschließen,
Bis dem Mühlstein, dem bloßen,
Grüne Rauten entsprießen."

Gegen das Verbrechen, auch wenn es aus Liebe begangen worden, ist das Volkslied überaus streng. Das Mädchen, welches den Bruder vergiftet, weil er ihre Heirat mit dem „geliebten Serben" verhindert, trifft der Fluch aller, auch des Geliebten, der sich von ihr lossagt. Als der Bauer sich in seine schöne Magd Nastja verliebt und die eifersüchtige Bäuerin die Magd in den Keller sperrt, wo sie zugrunde geht, läßt das Volkslied sie hierfür zwar schwere Buße tun, aber es gibt ihr recht, daß sie hindernd zwischen die beiden sündigen Liebenden getreten. Hingegen feiert es die Rachetat der beiden Schwestern, welche derselbe Kosak verführt und die ihn dafür vergiftet.

Eine Verherrlichung des Ehebruchs wird man in diesen Liedern vergeblich suchen. Die schöne Jula, das Weib des Prokop, welches den Wanjo liebt und

ihn zum Morde des Gatten aufstachelt, wird dafür samt dem Geliebten gepfählt. Der greise Wassil, den sein junges Weib aus Geldgier genommen und dann mit dem schönen Knecht Fedko hintergangen, wird gefeiert, weil er die beiden erschlägt, und auch eine andere ähnliche Dumka, in welcher die Ehebrecherin dadurch entschuldigt wird, daß sie dem verhaßten Mann auf Befehl ihrer Eltern gefolgt, berichtet die Rachetat des Gatten ganz objektiv und schließt: „Fluche deinen beiden Eltern, aber fluche auch dir selbst!" Noch mehr: als der ungetreue Gregor von seiner Braut vergiftet wird (Sonntag gräbt sie die Kräuter, Montag wäscht sie sie, Dienstag „wird das Unheil gestiftet", Mittwoch vergiftet sie ihn, Donnerstag liegt er tot, Freitag wird er begraben), nimmt das Volkslied für sie Partei, weil sie ihm lieber „Erde zu essen gegeben", als seinen Besitz mit einer anderen zu teilen. Und es gibt kaum eine Hütte, in welcher dies Lied nicht erklänge!

Wie durch diese tragischen, so bekundet das Volksgemüt auch durch eine Reihe spöttischer Dumken die gleiche Auffassung. Am verbreitetsten ist das Lied vom „Hannchen hold und Hannchen sonnig", welches dem Werber auf alle seine Liebesbeteuerungen erwidert:

„Zeit ist's, Mann, in dich zu gehn,
Laß nur fremde Frauen stehn!
Will das Herz die Ruh' dir stören,
Blick aufs Weib, dann wird's aufhören;
Kannst des Nachts nicht schlafen, Sünder?
Dann steh auf und wieg die Kinder!"*)

*) Übersetzt von Staufe.

Gleich hart straft das Lied den Unfrieden der Ehegatten, namentlich auch die schlechte Behandlung des Weibes durch den Mann. Prügeln darf er sie wohl, und zwar auch ohne rechten Grund, aber „ihr Herz darf er nicht kränken", was ja bei der mäßigen körperlichen Züchtigung nach der sehr charakteristischen Auffassung des Liedes keineswegs der Fall ist. Das Weib, welches einem solchen Schicksal entflieht und zur Mutter zurückkehrt, hat alle Sympathien des Volksliedes. Kann es keine andere Botschaft um Hilfe aussenden, so schwingt sich der Falke auf und bringt die Kunde in ihrer Mutter Haus, oder die Blume, die sie gepflückt, schwimmt den Bach hinunter und erzählt im Vorüberfließen der Greisin, wie schlimm es ihrem fernen Kinde ergehe. Dann übernimmt der Bruder das Racheamt, zuweilen aber auch der Himmel selbst, indem er dem Frevler durch ein Gewitter die Saat zerschlägt.

Zu dieser hohen, streng sittlichen Auffassung des Volkslieds stimmt auch die Art, wie es der Gefallenen gedenkt. Es höhnt und verdammt sie nicht, weil es die Hauptschuld stets dem Manne beimißt, aber es nimmt auch den Fehltritt nicht leicht, und den „grünen Kranz aus dem Haar" verloren zu haben, ist ein Unglück, das sich in der Folge nie ganz ausgleichen läßt. Selbst in seiner tiefsten Erniedrigung umwebt das Weib dieser Volksdichtung noch ein Schimmer der Poesie. Man lese z. B. das nachstehende, von Bodenstedt übersetzte Zwiegespräch:

„Sag, Mädchen, wo werden wir schlafen zur Nacht?"
— „Im Schatten dort unterm Tannenbaum,

Der hoch her hinter der Wiese ragt." —
„Doch worauf, mein Mädchen, schlummern wir ein?"
— „Auf des Rasens schwellendem Flaum,
Das wird unser weiches Bette sein!" —
„Sag, Mädchen, womit werden wir uns bedecken?"
— „Uns hüllt der Nacht schwarze Decke ein!" —
„Und wer wird am frühen Morgen uns wecken?"
— „Das Gezwitscher der munteren Vögelein!" —
„Und wachen wir auf beim Tageslicht,
Womit waschen wir Hände uns und Gesicht?"
— „Du wäschst mit dem frischen Morgentau dich,
Ich mit meinen bittern Tränen mich!" —
„Doch was zum Frühstück essen wir,
Mein Mädchen! eh' wir uns trennen hier?
— „Du wirst dich von des Waldes Beeren,
Ich mich von meiner Schande nähren!" —
Und hernach, mein Mädchen, wohin gehen wir?"
— „Geh zum Teufel, geiler Verführer du!
Ich fliehe den dunklen Wäldern zu!" —

Ebenso charakteristisch ist die nachstehende Dumka von „Des Schmiedes Töchterlein", die so überaus verbreitet ist, daß ich sie in der Ukraine wochenlang fast täglich zu hören bekam. Ich teile sie gleichfalls in der Bodenstedtschen Übersetzung mit:

„Schmied, warum schmiedest du heute nicht?
Schon lange ist's Tag!
Warum weckst du deine Leute nicht?
Und bist selbst nicht wach? ..
O, wir wissen, was dich plagt!
Deine Tochter ist entbunden
Von einem Knaben zur Nacht,
Ist aus dem Haus verschwunden,
Hat ihn zum Graben gebracht.
Dort im tiefen Wasser hat sie ertränkt das Kind,

Und sie sprach zum fliehenden Morgenwind:
‚Höre auf zu wehen, du stiller Wind!
Wo bist du, grauser Orkan?
Komm und jage die schwarzen Wolken heran,
Daß die Wege, die zu diesem Graben führen,
Sich im Wasser verlieren!
Daß die Menschen davon keine Spur mehr sehen
Und nicht mehr Wasser zu schöpfen zum Graben gehen,
Daß sie nicht mein liebes Kind aufwecken,
Daß sie nicht mein trübes Herz erschrecken!‘“

Derselben Auffassung huldigt auch das Spottlied. Das Mädchen, welches dem Kosaken, der „fern von Bender an die Donau zieht“, leichtfertig folgt, endet in Not und Jammer; das Weib, das aus Rache an dem liederlichen Manne selbst liederlich geworden, vergeht in Schande.

Es gehört schließlich mit in denselben Empfindungskreis und bildet seinen Höhepunkt, daß das Volkslied den Mann, der eine Witwe freit, mit einem Makel behaftet. So heißt es z. B. in einem von Stausse übersetzten Liede:

„Lieber sollst du Räuber werden,
Als daß du die Witwe freist;
Geh mein Sohn nur auf die Felder,
Findest dort du drei der Wege:
Blutig ist der Weg zur Witwe,
Golden ist der Weg zur Mutter,
Honigsüß der Weg zum Mädchen!“

Werfen wir nun auf die Idylle und das Lied der glücklichen Liebe einen Blick. Auch hier wird eine einzige Probe mehr beweisen, als alles Lob vermöchte:

„Wie er schön ist, wie er grün ist,
Der Holunder auf der Wiese:
Doch viel schöner noch und zarter
Ist Maria, die geliebte!
Wenn sie steht vor ihrer Pforte,
Glänzt sie wie die Morgenröte,
Tritt sie ein zum Flur des Hauses,
Scheint sie gleich dem Abendsterne,
Hinterm Wolkenflor verschwindend.
Kehrt sie heim in ihre Wohnung,
Die Kosaken alle stehend
Ziehen ab die Mützen; fragend:
‚Bist du nicht des Zaren Tochter?
Bist du eines Königs Kind?‘ —
‚Nein,‘ sagt sie, ‚ich bin Maria,
Des Kosaken Iwan Tochter!‘“ —

Es ist ein seltenes, aber wahrlich nicht unverdientes Geschick, welches dieser schönen (von Bodenstedt übersetzten) Dumka gefallen: sie ist aus einem weltlichen Lied allmählich ein geistliches geworden und wird heute zur Weihnachtszeit als Loblied auf die heilige Jungfrau gesungen! Und wer will sich darüber wundern, wer das Volksgemüt darum schelten?! Gleich rein und zart, gleich naiv, aber auch gleich poetisch ist die nachstehende, gleichfalls von Bodenstedt übersetzte Dumka:

„Sprach zum Mond die Abendröte:
‚Du mein ewiger Gefährte!
Geh nicht auf vor mir: vereine
Deinen Glanz mit meinem Glanze,
Erd' und Himmel zu erleuchten,
Zu erfreun das Tier der Steppe
Und den Wanderer, den müden,

Der zur fernen Hütte kehret,
Auszuruhen am heim'schen Herde.'
Sprach Mariechen zum Geliebten:
‚O mein Iwan, mein Verlobter!
Mach nicht vor mir Haus: zusammen
Wollen wir uns niederlassen,
Und mit Freude füll'n zwei Häuser,
Unsrer beiden Väter Häuser.'"

Leichter entbehrt sich eine Hütte, als eine Geliebte; und: „Wäre mir doch meine Liebe gereift, statt meines Heidekorns!" klagt ein drolliges, vielgesungenes Lied. Nur der Witwe, die sich nach einem neuen Eheherrn sehnt, gönnt es das Lied, wenn ihr Schmachten vergeblich bleibt; die anderen tröstet es damit, daß schließlich „jedes Bächlein sein Flüßlein findet", auch wenn es lange einsam dahinrinnen muß. Bevorzugt ist als Freier vor allem der Müller, weil das ein „lustiges, nahrhaftes Gewerbe" sei; ferner der Bauer; vor dem Kosaken oder gar dem Soldaten wird launig gewarnt, wie hübsch er auch sei. Die Fährlichkeiten glücklicher Liebe, welche besungen werden, sind dieselben, wie in aller Herren Ländern; die Strenge des Vaters, die Klatschsucht der Verwandten, der Unterschied im Vermögen, wohl auch eine kleine Eifersucht. Helfer ist hier wie überall die trauliche Nacht, welche vereint, was der nüchterne Tag geschieden. „O du Mond, du liebes Mondchen," beginnen wohl zwei Dutzend mir bekannter Lieder, die alle dasselbe Thema behandeln, und es ist kaum zu sagen, welche Aufgaben dieser treueste Freund der Liebenden zu lösen hat. In dem einen Liede wird ihm zugemutet, bis zu dem Augen-

blicke, wo sich der Geliebte in die Kammer schleicht, verhüllt zu bleiben, damit ihn kein Späherauge eintreten sehe, dann aber recht hell zu scheinen, denn „in dunkler Kammer ist's gefährlich". Ein zweites trägt ihm auf, hell in des Mädchens Kammer zu scheinen, aber nicht in jene ihrer Mutter zu dringen, damit „die Junge wach bleibe, die Alte schlafe". Ein drittes verlangt von ihm sogar, sich drei Monate lang gar nicht sehen zu lassen, bis die Verlobung öffentlich sei; dann dürfe er zur Ausgleichung „ein volles liebes Jährchen sein volles liebes Gesichtchen" zeigen. In wie vielen Fällen man ihm Botschaften aufträgt, und was er alles auszurichten hat, wäre gar nicht aufzuzählen. Kommt dann der Tag, wo die Liebenden vor dem Altar zusammengegeben werden, so wird jubelnd das Hochzeitslied angestimmt. Es gibt unzählige solcher Dumken; zu den schönsten gehört jene von der Wachtel, welche „hoch zwischen Blumen und Wintergrün auf dem Gipfel des Berges blüht" und die niemand zu fangen wagt, weil ihm der Berg zu steil ist, bis endlich der junge Wassil, Iwan, Marko oder Fedko (hier wird stets der Name des Bräutigams eingefügt) sein Roß spornt und die singende Wachtel fängt. „Die Wachtel dort oben ist die junge Maria" (oder Anna usw.), und Wassil:

„. . . Wirft von sich sein blankes Geschoß
Und er spornt sein Roß, sein falbes Roß,
Kommt auf dem Gipfel des Berges an,
Bei der Hand nimmt er Maria dann,
Führt sie zu ihrem Vater hin
Und bittet um seinen Segen ihn."

Das Lied wird heute überall, auch im ostgaliziſchen Flachland und tief in die Karpathen hinein geſungen; daß es urſprünglich aus der Ukraine und aus jenen Tagen ſtammt, da der Koſak ſich die Braut rauben mußte, iſt unſchwer zu erkennen.

Wie glücklich aber auch die Ehegatten miteinander leben mögen: „Wie die Mutter liebt dich niemand auf der Erde.“ Auch die Eltern-, die Kindesliebe klingt uns aus dieſem Volkslied voll und rührend entgegen. Unerſchöpflich iſt es namentlich in der Ausmalung der Trauer der Mutter um den Sohn. Als zum Beiſpiel den „jungen Falken“ ein ſpitzer Pfeil durchbohrt, fliegen drei Kuckucke herbei, um ihn zu trauern. Der erſte ſetzt ſich an ſeinen Kopf, das iſt ſeine alte Mutter; der zweite an ſeine Füße, das iſt ſeine liebe Schweſter; der dritte an ſein Herz, das iſt ſein ſüßes Liebchen. Wo die Mutter weint, wird ein blutiger Bach; wo die Schweſter, ein Tränenquell; wo das Liebchen, ein öder Steg. Denn die Mutter weint alle Tage, die Schweſter, wenn ſie ſich ſeiner erinnert, und das Liebchen bald gar nicht mehr, weil ſie an einen anderen denkt.

Wie überaus innig das Verhältnis dieſes Liedes zur Natur iſt, werden ſchon die vorſtehenden Proben erwieſen haben. „Die kleinruſſiſche Volksdichtung,“ bemerkt Koſtomarow mit Recht, „iſt untrennbar mit der Natur verbunden. Sie belebt dieſelbe, macht ſie zur Teilnehmerin an Freude und Schmerz der Seele. Die Gräſer und die Bäume, die Vögel und anderes Getier, die Himmelslichter, der Morgen und der Abend,

die Hitze und der Schnee: alles atmet, denkt, fühlt mit dem Menschen, alles ruft ihm zu mit der Zauberstimme bald der Teilnahme, bald der Hoffnung, bald der Mahnung. Ein charakteristischer Zug ist auch die symbolische Erwähnung eines Baumes oder eines Vogels in der Eingangszeile sehr vieler Dumken. Ist der Inhalt ein trauriger, so ‚steht am Wasser die Platane, tief herniederhängend‘; soll der Ruhm siegreichen Heldenmutes besungen werden, so ‚schwimmt auf dem Meere ein weißer Schwan‘; sollen wir den Untergang des Helden erfahren, so ‚reißt der Wind im Eichenwald die Blätter ab‘; wird Künftiges geweissagt, so ‚kommt der Kuckuck geflogen‘ (auch in diesem Volksglauben ein Zaubervogel); auf Fröhliches bereiten der Holunder und die Rose, auf Geheimnisvolles die Raute, auf spöttischen Inhalt das trockene Heu, auf die Erzählung eines Verbrechens der Schierling oder die Tollkirsche vor.“ Auch das rumänische Volkslied beginnt regelmäßig mit einem solchen Symbol, während es — nur eben die Kleinrussen ausgenommen — in der Volksdichtung der slawischen Stämme sehr selten auftritt.

Betrachten wir nun jene Dumken, welche uns über die Lebensführung und die sozialen Zustände informieren, so drängt sich das Trinklied schon durch seine Zahl in den Vordergrund. Harmlose, fröhliche Gesänge, an denen weiter nichts auffällig ist, finden sich vereinzelt auch hier; die überwiegende Mehrzahl aber feiert die Völlerei oder geißelt sie, und das ist gewiß in traurigem Sinne bezeichnend. Dazu stimmt auch, daß wir nur in den älteren Dumken von „rotem Wein“

hören, in einigen anderen vom Met, in den meisten vom Schnaps. Auch da, wo früher von anderen Getränken die Rede gewesen, wird nun regelmäßig das „Wässerchen" genannt, was leider Aquavit bedeutet. Ähnlich wie das Sprichwort zwischen den beiden Extremen schwankt: „Ohne Schnaps kein Leben" und „Als der Teufel die Menschen verderben wollte, schuf er den Schnaps," so warnt das eine Lied: „Gott bewahre dich vor der Schenke, wo der Teufel lauert," während das andere jauchzt: „Der Schnaps ist süß, der Schnaps ist gut", wie wir es am „Markttag von Barnow" (Bd. I, S. 14) haben singen hören, und was sonst noch über dies Thema zu sagen wäre, ist dort gleichfalls bereits bemerkt. — Genannt seien ferner die Acker- und Erntedumken, die auch manche Anspielungen auf den alten, heidnischen Volksglauben enthalten; dann die Gesänge, in welchen die Klage über das Los des Hörigen oder der Haß gegen den polnischen Herrn zum Ausdruck kommt.

Schließlich noch ein Wort über das verbreitetste Tanzlied, die Kolomejka. Der Name stammt nicht etwa, wie in nahezu allen Reisebeschreibungen über Galizien oder Südrußland zu lesen ist, von der Stadt Kolomea, sondern vom Worte Kolo, wie eben jener Tanz heißt, dessen Bewegungen durch Gesang begleitet und geleitet werden, da Musikanten nicht immer zur Stelle sind. Diesem Zwecke entsprechend hat sich auch die metrische Form der Kolomejka ganz scharf herausgebildet; sie ist ein Achtzeiler, der abwechselnd aus vier- und dreifüßigen Trochäen aufgebaut ist; die

letzteren sind paarweise gereimt. Doch kommt es auch vor, daß statt des Trochäus am Schlusse eine Länge gesetzt wird. Von mir übersetzte Proben finden sich bereits auf Seite 9 und 10 des ersten Bandes mitgeteilt. Was über den Inhalt der Dumka gesagt worden, paßt auch auf das Tanzlied, nur daß sein Inhalt, wie bereits bemerkt, im allgemeinen heiterer ist.

Das Volkslied war und ist noch heute der beste poetische Schatz der Kleinrussen.

# Taras Szewczenko

Taras Szewczenko ist nicht bloß an sich ein Genie, in ihm ist auch gleichsam der poetische Genius der Kleinrussen verkörpert; seine Muse vereint alle charakteristischen Züge dieser Literatur; wer ihn charakterisiert, gibt gleichsam auch ein Gesamtbild der poetischen Strebungen seines Volkes. In diesem Sinne muß der vorliegende Aufsatz als eine Vervollständigung jenes über die Literatur der Kleinrussen gelten. Aber auch rücksichtlich seines Schicksals ist er eine typische Figur. Sein Lebenslauf ist mit größeren oder geringeren Variationen der aller kleinrussischen Dichter, nur daß der große Taras mehr gestrebt, mehr gelitten und mehr geschaffen als seine Liedgenossen.

Es ist eine Biographie, welche wie ein Roman klingt, aber er führt den Helden nicht aus Nacht zum Licht, sondern aus Nacht in Nacht und ist mit dem Herzblut eines guten, großen Menschen geschrieben. Wir wollen Ehrfurcht haben vor solchem Schmerz und Schicksal und nur kurz die Tatsachen berichten.

Taras Szewczenko wurde am 25. Februar (a. St.) 1814 im Dorfe Morniza bei Kiriliwka (Gouvernement Kiew) geboren. Sein Vater, Gregor, war ein leibeigener Bauer und gehörte mit Kind und Kegel einem deutschen Grundherrn, Engelhardt. „Bis in mein

achtes Jahr war ich im Paradiese," hat später der berühmte Mann über seine Kindheit erzählt. Das hastige, träumerische, rastlos brütende Bübchen durfte tun, was ihm beliebte, und am meisten beliebte es ihm, ziellos durch die Steppe zu wandern. Einst kam er des Abends nicht heim; er war ausgezogen, „um die Säulen des Himmels zu finden. Ich dachte, die Berge, welche den Horizont meiner Heimat begrenzten, müßten eiserne Säulen sein, welche das Himmelsgewölbe stützten, und ich nahm mir vor, dieselben in nächster Nähe zu beschauen. Ich machte mich wirklich auf den Weg, aber am Abend des ersten Tages standen die Säulen noch sehr fern. Am nächsten Morgen machte ich mich noch zeitiger auf, um endlich hinzugelangen; aber auch am Abend war ich noch nicht so weit und blieb nun ermüdet liegen." Mitleidige Czumaken (Salzfuhrleute) brachten das Kind den Eltern wieder. Das war in seinem fünften Jahre. Da starb die Mutter, und „das Paradies ward zur Hölle". Eine böse Stiefmutter kam ins Haus; „sie geriet hauptsächlich um meinetwillen häufig in Streit mit meinem Vater, wobei es mir erging, wie dem Getreidekorn zwischen zwei Mühlsteinen." Mindestens seinen Lieblingssohn wollte der Vater vor dem bösen Weibe retten und übergab ihn einem Lehrer. Wichtiger als dieser Unterricht, der nicht über das Lesen hinausging, wurden die Eindrücke, welche ihm der häufige Besuch eines benachbarten Klosters machte. Dasselbe hatte bei einem Kosakenaufstand gegen die Polen (1768) den Rebellen als Stützpunkt gedient. Ein alter Mönch, welcher Augenzeuge jener blutigen

Tage gewesen, erzählte ihm einzelne Szenen. Die Erzählung regte den Knaben ungemein auf, und „ich beschloß schon damals, sie möglichst vielen Leuten weiter zu erzählen". Er hat diesen Vorsatz ehrlich eingehalten; sein Epos „Die Haidamaken" ist wohl das meistgelesene Buch in kleinrussischer Sprache geworden.

In seinem elften Jahre traf den Knaben ein harter Schlag: sein Vater starb, er mußte sich selbst weiterhelfen. „Die Leute meinten, ich sei zu Höherem geboren", und „ein Diak war das Höchste, was ein Leibeigener werden konnte". Zu einem solchen Diaken (Kirchensänger) trat er in die Lehre, aber der rohe Säufer mißhandelte ihn fürchterlich, und zwar desto schlimmer, je größere Fortschritte der Knabe machte, weil der Unmensch fürchtete, der begabte Schüler könnte ihn frühzeitig ums Brot bringen. „Das war der erste Despot, welchem ich in meinem Leben begegnete, er impfte mir fürs ganze Leben meinen Ekel ein gegen jeden Druck, welchen ein Mensch auf den anderen übt." Als ihm endlich der „handgreifliche Unterricht" zu toll wurde, prügelte er einmal, kaum dreizehn Jahre alt, den Schwertrunkenen mit einer Rute so kräftig durch, daß er „sich selbst ganz zerschlagen fühlte", entlief darauf bei Nacht und Nebel aus dem Dorf und begab sich zu dem Kirchensänger im benachbarten Flecken Lisjanka, weil dieser zugleich als Maler von Kirchenbildern in der Gegend Ruf hatte. „Um den Prügeln meines Lehrers zu entfliehen, war ich oft tagelang vom Hause weg und trieb mich irgendwo in der Steppe oder in den Gärten der Nachbarsleute

herum. Am liebsten hielt ich mich in dem Garten meines Nachbars Zenych auf, weil ich dort am sichersten war, aber auch deshalb, weil dieser Garten die schönsten Bäume hatte. Während ich sie immer von neuem anstaunte und bewunderte, befiel mich eine große Sehnsucht, ihre schönen Linien nachzuzeichnen, was ich zuerst mit einem Zweiglein im Sande, dann mit Bleistift auf dem Papier tat."

Der Kirchensänger und Maler von Lisjanka ließ sich bereitfinden; er nahm den Knaben auf, richtete jedoch den Unterricht in etwas eigentümlicher Weise ein. Derselbe dauerte sehr kurz: „Drei Tage hindurch schleppte ich geduldig vom Flüßchen Tekecza mit Eimern das Wasser auf den Berg und rieb eine Kupferfarbe auf einem eisernen Steine; den vierten Tag verließ mich die Geduld, und ich entlief in das Dorf Tarisiwka, weil auch der dortige Kirchensänger Maler war." Wieder begann der Unterricht und diesmal mit größtem und raschestem Erfolg; der Schüler schien den Lehrer bald einholen zu wollen. Darauf erklärte der würdige Meister, wer so rasch klexe, habe nicht das geringste Talent zur Malerei, und jagte den Knaben wieder davon, um sich nicht, da Taras sich auch bei den Bauern sehr beliebt gemacht, selbst einen Konkurrenten ins Dorf zu setzen. Da er aber diese Theorie von den Kennzeichen malerischen Talents dem arglosen Knaben scheinbar aus vollster Überzeugung mitgeteilt und wohlbegründet hatte, so glaubte ihm dieser. „Da gab ich meine hochfliegenden Pläne auf, kehrte gebrochenen Herzens in mein Dorf zurück und wurde

Schweinehirt. Der Hunger pflegt nämlich recht wehe zu tun.“ Nicht lange sollte Taras der Eumäus von Kiriliwka sein. Nachdem sein alter Gutsherr gestorben, nahm der junge Engelhardt den fünfzehnjährigen Schweinehirten, der lesen und schreiben, zeichnen und singen konnte, als Zimmerkosaken in sein Haus. Dieses Amt bestand hauptsächlich im Stopfen von Pfeifen und Putzen von Stiefeln; Taras hatte viele Muße und benützte sie, indem er heimlich „mit Bleistiften, welche ich dem Rechnungsführer gestohlen hatte, auf Papier, das ebenfalls um gestohlene Kopeken gekauft war“, die Bilder des Vorzimmers kopierte. Es sei, entschuldigt sich der Ärmste, aus einem unwiderstehlichen Drange geschehen, er habe geglaubt, sterben zu müssen, wenn er nicht hätte zeichnen können, und „bei Gott dem Allmächtigen, anders ging es nicht!“ In Wilna überraschte ihn einmal sein Herr, als er in später Nacht bei Kerzenlicht die Bilder der dortigen Wohnung Engelhardts kopierte. „Er gab mir ein paar mächtige Ohrfeigen, nicht für meine Kunst, nein, meine Kunst bemerkte er gar nicht, aber dafür, daß ich das Haus und die Stadt in Flammen hätte aufgehen lassen können. Am nächsten Tage befahl er dem Kutscher Sidorko, mich tüchtig durchzuprügeln, was dieser auch mit größtem Eifer und Erfolg getan hat.“

Trotzdem sollte ihm der Aufenthalt in Wilna noch segensreich werden. Eine polnische Näherin, in welche er sich dort verliebte, und der zu Gefallen er Polnisch lernte, bestärkte ihn in seinen ehrgeizigen Plänen, ein Dorfmaler zu werden, teils weil sie den Geliebten er-

höht sehen, teils weil sie geheiratet sein wollte. Sie auch gab ihm den Plan ein, wie sein Herr dafür gewonnen werden könne; man müsse seine Habsucht nur durch die Vorstellung reizen, daß ein Leibeigener als Maler einen hohen Kopfzins bezahlen könne. Da zudem einige sachverständige Männer in Wilna Herrn Engelhardt versicherten, daß sein junger Zimmerdiener tatsächlich Talent habe, und gleichfalls dringend rieten, ihn ausbilden zu lassen, so gab ihn dieser endlich 1832 auf vier Jahre zu dem Petersburger Maler Szerajew in die Lehre. Dieser „Meister verschiedener Malerarbeiten", wie er sich auf seinem Handwerksschilde nannte, war ein gewöhnlicher Handwerker; auch „trank und prügelte er so viel, wie alle meine früheren Diaks zusammen". Gleichwohl hielt es Szewczenko bei ihm aus, wußte sich daneben die Aufmerksamkeit und Förderung wirklicher Maler zuzuwenden, und war bald so weit, daß er für Herrn Engelhardt ein Bild der Maitresse desselben anfertigen konnte. Auch ein würdiger Priester, namens Sosenko, gehörte zu diesen Gönnern, und dieser beschloß, den talentvollen Leibeigenen freizukaufen. Leider waren jedoch Engelhardt und die porträtierte Dame mit der erwähnten Kunstleistung sehr zufrieden gewesen; „mit 2500 Rubel," erklärte der Herr, „sei eine so talentvolle Seele nur eben knapp nach ihrem Werte bezahlt." Der Betrag wurde in origineller Weise aufgebracht. Der berühmte Dichter W. A. Shukowski erklärte sich bereit, sich zugunsten Szewczenkos porträtieren zu lassen, und einer der bekanntesten Maler Petersburgs, Brylow, das

Porträt anzufertigen. Dann „leitete er eine Lotterie auf das Bild ein. Als um 2500 Rubel Lose abgesetzt waren, fand die Ziehung statt und mit diesem Preise wurde meine Freiheit gekauft, am 22. April 1838. Von diesem Tage ab begann ich die Klassen der Akademie der Künste zu besuchen, und rasch war ich einer der liebsten Schüler Brylows. Im Jahre 1844 erlangte ich die Würde eines freien Künstlers."

Es ist unzweifelhaft, daß Szewczenko ein hübsches Malertalent besessen; unsterblich aber machten ihn seine nur zögernd unternommenen Versuche in einer anderen Kunst. Mitten im Rausche der Freiheit und des jungen Künstlerstrebens gedachte er seiner Kindheit und seines zertretenen Volkes. Er begann zu dichten, nicht bloß in der verfemten Sprache, sondern obendrein kühne Freiheitslieder, erschütternde Schilderungen des Elends, mit welchem die fremden Herren den ukrainischen Bauer belastet. Die Freunde rieten ab, aber Szewczenko fuhr fort, in klingende Reime zu bringen, was ihm das Herz erfüllte. „Die rauhe Muse Ukrainas hielt sich lange Zeit von dem im Vorzimmer des Herrenhauses und im Gasthofe der Stadt verwahrlosten Herzen abgewendet; als aber der frische Hauch der Freiheit meinen Gefühlen die Reinheit der früheren Kinderjahre unter dem ärmlichen Strohdach meines Vaters zurückgab, schlang und preßte mich die Keusche in weiter Ferne an ihre Brust." Mit rührender Ausdauer suchte er zugleich, von dem bereits erwähnten Priester Sosenko und dem kleinrussischen Dichter Hrebenka unterstützt, die Lücken seiner Bildung aus-

zufüllen, und zum guten Teil gelang ihm dies auch.

Bereits im Jahre 1840 erschien seine erste Liedersammlung „Kobsar" („Der Sänger"). Es ist eine vielbestätigte Erfahrung, daß sich das Talent bereits im Erstlingswerke ganz gibt, während das Genie sich gleichsam immer neu gebiert. Szewczenko war ein Genie; in seiner ersten Sammlung ist der gewaltige Epiker kaum zu ahnen, er ist da lyrischer Tendenzdichter. Doch davon später; hier interessiert uns zunächst das Schicksal des Dichters. Auch diese erste Sammlung übte einen großen Einfluß auf dasselbe. Die großrussische Kritik empfing das Büchlein mit Hohn, die Landsleute mit Begeisterung, die Regierung aber begnügte sich vorläufig damit, den Dichter unter polizeiliche Aufsicht zu stellen und ihm alle Benefizien zu entziehen. Szewczenko wich keinen Augenblick aus der eingeschlagenen Bahn. Die Malerei beschäftigte ihn immer weniger, die Dichtkunst immer mehr, und da er in der Heimat neue Anregung zu finden hoffte, begab er sich nun dahin. Auch in der Ukraine hatte er bald die Verfolgung der Polizei zu erdulden; aber je widriger sich unter diesem Drucke seine Verhältnisse gestalteten, desto kühner und begeisterter klang sein Lied.

Auf heimischem Boden schuf er das Hauptwerk seines Lebens, das gewaltige Epos: „Die Haidamaken". „Die moskowitischen Kritiker," sagt er in der Widmung an seinen Freund Szczepkin, „werden auch dies Buch nur mit Hohn empfangen; sie werden mir sicherlich raten, ich möchte aufhören, Dinge zu besingen, die

nicht mehr sind, Taten zu verherrlichen, an welche nur noch Grabhügel erinnern." Aber diesem Hohn verschließe er ebenso sein Ohr, wie dem Lockruf, er möge, da er doch nun einmal einige Begabung hätte, großrussisch fühlen und in diesem Sinne in der fremden Sprache dichten. „Mir aber wäre dann zumute, wie einem Kind ohne Mutter, denn meine Mutter ist einzig nur meine schöne Ukraine, und sie wird es bleiben, es komme, was da wolle."

Und das Verderben kam. Im Jahre 1847 „ereignete sich," wie Pypin es zart ausdrückt, „mit Szewczenko ein großes Unglück"; es ereilte ihn die Knute. Kurz vorher war sein Freund, Graf Jakob Palmén, seiner freien Gesinnungen wegen als Gemeiner in die kaukasische Armee gesteckt worden. Diese Gewalttat erbitterte den Dichter; er schrieb seine später so berühmt gewordene Rhapsodie „Der Kaukasus", eine furchtbare Anklage gegen die russische Regierung. Die Vergeltung ließ nicht lange auf sich warten; Taras wurde, 33 Jahre alt und ein berühmter Mann, körperlich gezüchtigt, dann als Gemeiner nach Orenburg geschickt.

Aber auch nun schwieg er nicht; gerade hier, im buchstäblichen Sinne des Wortes unter der Knute, entstanden seine kühnsten, schärfsten Mahn- und Rachelieder. Sie flogen in Abschriften nach der Ukraine, von dort nach Galizien und wurden unter dem Schutz des großen Freiheitsjahres gedruckt. Abermals wurde ihm von den russischen Schergen Tortur angetan, aber die Geißelhiebe zerfleischten nur den Körper und

konnten den Geist nicht töten. Da schickte man den Unglücklichen nach dem Fort Nowo Petrowsk am asiatischen Ufer des Kaspisees. Es war eine entsetzliche Existenz; die Garnison bestand aus dem Auswurf der Menschheit, der Dienst war furchtbar streng, außer der verworfenen Soldateska gab es keinen Verkehr und kein Buch, keine Zeitung. Dieses teuflische Mittel wirkte; der bejammernswerte Dichter wurde siech und stumpf. Als im Jahre 1857 seine Petersburger Freunde, namentlich die Gräfin Tolstoi, nach vielen vergeblichen Versuchen seine Freilassung erwirkten, da konnte sie ruhig gewährt werden. „Der Mann ist unschädlich", hatte der Kommandant des Forts berichtet.

Der gebrochene Mann erhielt Petersburg zum Wohnsitz angewiesen; erst 1859 durfte er seine heißgeliebte Ukraine wiedersehen. Er trug sich mit dem Gedanken, sich für seine alten Tage am Dnjepr ein Haus zu bauen; auch wollte er sich mit einer Leibeigenen vermählen; es war eine Magd seines Schwagers, Charita. Die junge Magd wies die Werbung des berühmtesten Dichters der Nation zurück. Es war der letzte Schmerz, der ihn auf Erden traf. Noch einmal flammte sein Geist auf; er schrieb sein Gedicht: „Bratnie Poslanie" („Die brüderliche Sendung"), einen flammenden Protest gegen den heuchlerischen Panslawismus Rußlands, der andere befreien will und die eigenen Völker zertritt. Es war sein Schwanengesang; langsam siechte er dahin. Als sich die Kunde seiner schweren Krankheit in der Heimat verbreitete, ging ein tiefes Weh durchs ganze Land. Zu seinem Namens-

tage schickten ihm alle Städte und Flecken, so weit Kleinrussen wohnten, Geschenke, Telegramme, Deputationen. Er konnte sich ihrer nicht mehr freuen; am 16. Februar 1861 ist er, 47 Jahre alt, in Petersburg gestorben. Seine Freunde erwirkten die Erlaubnis, seinen Leichnam in heimatlicher Erde zu bestatten; er ruht zu Kaniow in der Ukraine.

In Taras Szewczenko ist nicht bloß der größte Sänger seines Volkes, sondern auch ein Dichter von höchstem absoluten Werte langsam zu Tode gemartert worden. Seine Begabung hat sich nicht voll und schön ausleben können; aber schon das, was er schaffen konnte, sichert ihm die Unsterblichkeit. Nicht die Teilnahme an seinem Geschick, nicht die Sympathie für sein Volkstum diktiert mir dies Urteil, sondern meine kritische Überzeugung. Man würde mir leicht glauben, könnte ich eine Reihe bezeichnender Proben vorführen; leider ist dies nicht möglich. An Versuchen fehlt es nicht, doch sind sie insgesamt so wenig gelungen, daß sie die Schönheit des Originals auch nicht entfernt ahnen lassen, geschweige denn wiedergeben. Das kann nicht verwundern. Diese Dichtungen voll elementarer Kraft, aus welchen uns so oft schrill und erschütternd Naturlaute entgegenklingen, in einer Kultursprache nachzubilden, gehört zu den schwersten Aufgaben der Übersetzungskunst, geschweige denn gar in unserer Sprache, deren Geist dem des Kleinrussischen, diesem reinsten und ursprünglichsten Sproß der slawischen Sprachenfamilie, so direkt entgegensteht, wie eben deutsche und slawische Denk- und Empfindungsweise

überhaupt. Die Aufgabe ganz zu lösen, dürfte nach meiner Überzeugung unmöglich sein; annähernd könnte sie nur einem wahrhaft bedeutenden Dichter gelingen, welcher beide Sprachen voll beherrschte, und ein solcher hat sich bisher noch nicht dieser Aufgabe zugewendet. Ein talentvoller Tiroler Lyriker, J. G. Obrist, brachte zur Zeit, da er als Lehrer in Czernowitz wirkte, die wörtliche Interlinearübersetzung, welche ihm einige Kleinrussen angefertigt, in das Metrum des Originals. Er hat sich unendliche Mühe damit gemacht, aber sein Streben nach wörtlicher Treue brachte ihn fast dazu, fast undeutsch zu werden; selbst eine Prosaübersetzung würde dem verständigen Leser mehr über Szewczenko sagen, als diese metrische. Es fällt mir nicht leicht, dies auszusprechen; der rührende Eifer des Übersetzers hätte wahrlich einen besseren Erfolg verdient. In den entgegengesetzten Fehler verfiel ein junger, aus Ostgalizien stammender Schriftsteller, Leo Habermann, in jenen Versuchen, die er mir 1882 vorlegte. Gutes Deutsch und gute Verse, aber von der Ursprünglichkeit Szewczenkos war nicht viel darin. Gleichwohl glaubte ich, Habermann mit gutem Gewissen zur Ausdauer ermuntern zu dürfen, eben weil er beider Sprachen kundig war und auch unzweifelhaft Spuren dichterischer Begabung zeigte; leider ist der junge hoffnungsvolle Mann schon im Februar 1883 beim Untergang des Dampfers „Germania" an der Elbemündung verunglückt. Wer sein Szewczenkomanuskript besitzt, weiß ich nicht; mit strenger Auswahl wäre es der Veröffentlichung wert. Ein dritter Übersetzer, dessen Bemühungen

mir bekannt geworden sind, Dr. Viktor Umlauff von Frankwell in Wien, starb, nachdem er weniges und dieses wenige mit geringem Glück übertragen. Daß mir Proben fehlen, bedaure ich sehr, nicht bloß, weil der Dichter selbst am besten für sich spräche, sondern auch, weil ohne sie die Aufgabe, ihn zu charakterisieren, fast bis zur Unmöglichkeit erschwert wird.

Denn Szewczenko ist durch und durch originell und durch und durch fremdartig, und wenn sich auch der eine oder andere Zug seiner dichterischen Physiognomie durch Parallelen mit Poeten anderer Völker beleuchten ließe, so läßt sich doch auf diesem Wege kein richtiges Gesamtbild zusammenfügen. Überblickt man den Inhalt der beiden stattlichen Bände, welcher die treffliche Lemberger Gesamtausgabe von 1866 füllt, so läßt er sich in vier Gruppen scheiden: politische Lyrik, dann tendenzlose, idyllische Wald-, Steppen- und Liebeslieder, soziale Genrebilder, endlich historische Balladen und Epen. Schon dies deutet auf Vielseitigkeit der Begabung; wägt man aber nun den poetischen Wert dieser Gruppen, so kommt man zu einem Resultat, welches in aller Literatur sehr selten ist: die vier Gruppen sind gleichwertig, und keine läßt sich über die andere setzen. Wir müssen den politischen Freiheitssänger ebenso bewundern, wie den Epiker, den Dichter der Liebe ebenso, wie den Mann, welcher seltsame soziale Verhältnisse in künstlerischen Rahmen zu fassen gewußt. Das spricht sich leicht aus, aber es ist damit mehr gesagt, als dem flüchtigen Blick scheinen mag. Denn jede dieser Dichtungsarten setzt nicht nur ver-

schiedene Gaben voraus, sondern darunter auch solche, welche sich in einer und derselben poetischen Individualität kaum vereinigen können, eben weil sie einander entgegengesetzt sind, einander aufheben oder ausschließen. Was den trefflichen Lyriker macht, ist das Schwelgen in der Empfindung, ferner absolute Naivetät, endlich die Fähigkeit, all dem, was anderen Menschen stumm und tot liegt, den geheimen Ton, die schlummernde Musik abzulauschen. Je schlichter, je unbewußter sich dieser Prozeß vollzieht, um so schöner das Lied. Hier darf nicht der Dichter über einen Stoff geraten, sondern der Stoff über ihn. Wie anders schon der politische Tendenzpoet! Hier wirken notgedrungen der Verstand mit und die Überzeugung; hier ist des Dichters Seele nicht mehr die Harfe, auf welcher nur die Empfindung spielt; meist ist es nur noch der Verstand allein, welcher darauf spielt, und zwar so oft wie ihm beliebt, daher auch in diesem Genre so häufig die gereimte Phrase dominiert. Und wenn auch das Äußerste vermieden wird, so bleibt Tendenz doch immer ein fremder bewußter Zug. Es ist kein Zufall, daß der beste politische Dichter der Deutschen, Georg Herwegh, ein einziges gutes unpolitisches Lied gedichtet, kein Zufall auch, daß unser größter Lyriker nur mühsam ein kaltes, allegorisches Spiel komponierte, als er „ein politisch Lied" dichten mußte. Und nun denke man erst, wie die Gaben des Lyrikers und des Epikers gegeneinander spielen: was dem einen schöner Schmuck ist, wird dem anderen schädlicher Ballast, und dem einen muß die höchste

Subjektivität Gesetz sein, dem anderen die höchste Objektivität. Darum genügen auch die zehn Finger vollauf, um die Dichter aufzuzählen, welche im Liede und im Epos gleich groß gewesen. Und ebenso fordert das soziale Genrebild eine bestimmte, scharf ausgeprägte Begabung. Darum wird, wer diese beiden Bände liest und die Gesetze der Poetik im Sinne hat, schier ebensoviel Genußfreude als Staunen empfinden. Hier ist ein Dichter, der all die Gegensätze vereint — und wie völlig! Nur ein Beispiel! Szewczenko ist Lyriker durch und durch, aber liest man seine „Haidamaken", so findet man kein lyrisches Epos, sondern ein Gedicht voll Handlung und Bewegung, voll plastischer Gestaltenfülle, ruhig, aber ohne Stocken dahinflutend, von keiner subjektiven Empfindung, von keiner Gefühlsschwelgerei unterbrochen. Und wie spielend leicht vereint er diese Gegensätze — „durch göttliche Gnade" dürfte man sagen, denn was darf uns göttlicher scheinen als das Genie?!...

Szewczenkos Universalität der Begabung ist also das erste Resultat, welches wir aus unserer Betrachtung gewinnen. Für jene gelehrten Herren, welche die Schubfächer in die Literatur eingeführt, ist es vielleicht gut, daß der kleinrussische Poet noch nicht übersetzt ist; er ließe sich weder in das lyrische, noch in das epische, noch in das politische, noch in sonst irgend ein Schubfach bringen. Nicht alle seine Gedichte sind gleichwertig — unter den Liedern seiner letzten Jahre, wo er an Körper und Geist gebrochen war, finden sich schwachatmige, unbedeutende Sächelchen, welche seine

Herausgeber nur aus falscher Pietät auf den Markt gebracht — aber in jenen Dichtungsarten hat er Gleichwertiges geschaffen. In denselben Dichtungsarten bewegt sich auch das Volkslied seiner Nation und Szewczenko ist also ebenso vielseitig wie dies Volkslied. Durch diesen Hinweis enthüllt sich uns auch der Kernpunkt seiner Individualität. Seine Muse ist nicht mehr und nicht weniger als die Verkörperung, die Vereinigung aller poetischen Strebungen dieser Volksseele. Seit langen Jahrhunderten hat es in dieser Nation einzelne, unbekannt gebliebene Poeten gegeben, welche dem Liederschatze der Kleinrussen bald ein Liebeslied, bald eine „Duma", welche die Großtat eines Vorfahrs besang, hinzugefügt, bald wieder eine Schilderung aus dem Leben der Bauern, Popen oder Herren, oder endlich ein Trutzlied gegen den Unterdrücker. In Szewczenko ist den Kleinrussen ein Genius geschenkt, der all das kann, was früher vereinzelt jene Anonymen gekonnt. Wie sie nur d e m Ausdruck gegeben, was in der Volksseele lag, wie sie kein anderes Streben gekannt, als diese stumme Seele reden zu machen, so auch Szewczenko, darin liegt seine Größe, darin das Geheimnis seiner Vielseitigkeit. Wohl ist seine Begabung unendlich tief und reich, aber schwerer wiegt seine unsägliche Naivetät und daß er so durch und durch national ist. Nur darum hat er gekonnt, was er gewollt, weil er instinktiv nichts gewollt, was er nicht gekonnt: er ist weder über Stoffkreis noch Tonweise des Volksliedes herausgetreten. Ein Dichter von gleicher unbewußter Naivetät wäre bei einem

Volke des Westens heute nicht mehr möglich, unmöglich aber wäre er wohl auch bei einem anderen Volke des Ostens, welches minder sangbegabt und sangesfreudig ist, als die Kleinrussen. Einer seiner Volksgenossen nennt Szewczenko den „unsterblichen Kobsaren". Das ist zugleich seine beste Charakteristik: auch er ist in Stoff und Tonweise einer jener wandernden Sänger, welche singen, was sie von anderen gehört, vielleicht auch zum Teil selbst gedichtet. Aber er hat selbst so viel und so schön schaffen gekonnt wie sie alle zusammen, und darum ist er der Gerühmte, der Große, der „Unsterbliche". Wenn die moskowitische und die polnische Kritik, von nationalen Vorurteilen beeinflußt, über diesen „Bauerndichter" die Achseln zuckt, wenn sie ihm vorwirft, daß seine Lieder wie Hirten- und Schenkenlieder klingen, so ahnt sie wohl kaum, wie hoch sie dadurch gegen ihren Willen diesen verketzerten Poeten stellt.

Szewczenko hat aus dem Volke für das Volk gedichtet, darum die Ähnlichkeit seiner Lieder mit denen des Volkes. Bei ihrer Entstehung vollzog sich eben in eines Mannes Brust derselbe Prozeß, wie er einst in vieler Herz jene vielen Volkslieder geschaffen und noch schafft. Nur so erklärt sich die merkwürdige Tatsache, für welche ich kein Beispiel von gleicher Intensität weiß, daß ein gebildeter Mann, ein künstlerisch geschulter Poet echte, rechte Volkslieder gedichtet. Die Bedingungen der Entstehung waren dieselben — daran müssen wir festhalten, weil sich uns sonst leicht das richtige Bild verschiebt. An eine bewußte Nachahmung dürfen wir

nicht denken. Solcher Verdacht wäre nicht bloß ungerecht, sondern auch töricht. Denn vieles läßt sich straflos heucheln, nur nicht Naivetät und Ursprünglichkeit ...

Veredelte, vertiefte Volkspoesie — so habe ich oben die Dichtungen Szewczenkos zu charakterisieren versucht. Das muß wohl näher veranschaulicht werden, weil es sonst leicht mißverstanden würde. Man wird die Volkslieder, welche dieser Kobsar gedichtet, leicht von anderen unterscheiden. Erstlich durch die formale Ausbildung von Reim und Rhythmus. Szewczenko erlaubt sich, im Gegensatze zum Volksliede, nur da Freiheiten der Form, wo er einen bestimmten Effekt erzielen will. Ferner dadurch, daß in der Sprache und Ausdrucksweise eine höher und edler veranlagte Natur zutage tritt. Nicht etwa ein gelehrter oder auch nur gebildeter Mann, im Gegenteil! Szewczenko wahrt die schlichte Kraft, die elementare Ursprünglichkeit der Volkssprache, aber ein tieferer Geist, ein edleres Herz drückt sich eben auch anders aus, als die Masse. Und weil er ein Genie ist, so ist ferner auch sein Empfindungskreis reicher und tiefer, seine Kenntnis des Menschenherzens gründlicher und er ist an Nuancen reicher. Und hierzu tritt endlich, ich erwähne es als das Letzte, nicht als das Geringste — die Kunst der Komposition, namentlich im Epos und im sozialen Genrebilde.

Schon daraus ergibt sich wohl, daß Szewczenko im tendenzlosen, lyrischen Gedichte dem Volksliede am nächsten steht. Wo es sich um den Ausdruck schlichter,

alltäglicher Empfindungen handelt, wo der Liebreiz der Schönen oder die Freude des Tanzes oder die Lust an Krieg und Ruhm besungen wird, da wird sich selbst ein genauer Kenner des Volksliedes täuschen lassen, so groß ist die Sangbarkeit des Ausdrucks, die völlige Volkstümlichkeit der Empfindung. Daneben werden freilich Töne angeschlagen, über welche nur ein ganz außergewöhnlicher „Kobsar" verfügen kann. So die Lieder, in welchen die einsame Schönheit der Steppe besungen wird. Wer so jemals über die Ebene dahingegangen, keinen Ton im Ohr als das Lispeln des Windes im Gesträuch, keine Bewegung um sich als die der Wolkenschatten, keine Grenze dem Blick als die Himmelsglocke, der hat im bebenden Herzen den Zauber empfunden, der hat gefühlt, daß es geheimnisvoll in seinem Herzen wühle — alles Leid des Lebens und dann wieder der stille, herbe Trost der Entsagung sind über ihn gekommen. Szewczenko hat für diese rätselhafte, tiefinnerlichste Empfindung so treffenden, elementaren Ausdruck gefunden, daß schon diese wenigen Strophen genügen würden, um ihm das Epitheton eines großen Lyrikers zuzuwenden. Oder die rührenden Lieder: „An mein Schicksal". Er klagt es nicht an, dieses ihm von vornherein ganz im Sinne des slawischen Volksgeistes zubestimmte Schicksal, wie entsetzlich hart es ihm auch geworden: „Du bist mir doch mein Freund, mein Bruder, meine Schwester; du hast mich als Knaben zu dem Trunkenbold geführt, der mir doch zum Lehrer wurde; deinem Rufe vertrauend, habe ich weitergestrebt; der Lohn ist ausgeblieben. Was liegt daran,

liebes Schicksal; daß du logst, war gut." Wahrlich, diesem Manne war viel Kraft gegeben! Er klagt zuweilen; wer hätte mehr Grund zur Klage gehabt, als dieser Unglückliche! — wir blicken in ein Meer von einsamem Leid; aber der Dichter bietet doch keine Tränen, sondern Perlen: von seinem eigenen Leid ab wendet er sich zunächst dem Schmerz der Kreaturen um ihn her zu, dann jenem der fernen Freunde. In einem seiner letzten Lieder aus der Verbannung bittet er den Gevatter in der Heimat, seiner nicht zu gedenken, wenn er an fröhlicher Festtafel sitze, damit ihm nicht das Bild des Unglücklichen die Freude trübe; aber für traurige Stunden bittet er um treues Angedenken, weil sein Los wahrlich jedes andere hell und heiter erscheinen lasse. Man sieht, statt Mitgefühl zu fordern, bietet er Mitgefühl — und wie zart! In einem anderen Liede „Erwarte nichts" legt er verzweiflungsvoll, sich gleichsam der eigenen Schwäche schämend und mit ihr ringend, das Geständnis ab, daß nun für immer die öde Nacht in seinem Herzen eingekehrt, und darum, nur darum sei sie auch für immer auf seinen Wegen. Hier ist nur noch der Ausdruck volkstümlich, die Empfindung erhebt sich hoch über den nationalen Fatalismus.

Ein gleiches Verhältnis zum Volksliede läßt sich in seinen politischen Trutz- und Freiheitsliedern nachweisen. Neben derben Verwünschungen auf die Polen und Moskowiter, neben schlichten Klageliedern um die verlorene Größe, wie sie ähnlich seit Jahrhunderten gesungen werden, finden sich auch Gedichte, welche durch individuelle Kraft, durch die Höhe des Stand-

punktes über diesen Volksdumen stehen, ohne an elementarer Frische einzubüßen. So zum Beispiel die an den Grafen Palmén gerichtete Ode „Der Kaukasus". „Es ist in diesem Gebirge," beginnt sie, „seit des Prometheus Tagen immer dasselbe Bild: der Hochgemute ist an den Felsen geschmiedet, der Adler wühlt in seinen Weichen und trinkt sein Lebensblut. Wie viele der Unseren sind dort," fährt der Dichter fort, „aber nie kann unser Wille, nie unser Freiheitsdrang sterben: unseres Volkes Seele wird dem Russen so wenig zuteil werden, als der Habgierige das freie Meer zum Ackerfeld gewinnen kann. Freilich, wir dulden schwer und unsere Frage an Gott, warum er, der Hort des Rechtes, den alle Völker preisen, dessen Macht alle Völker bezeugen, uns also leiden lasse, bleibt ohne Antwort. Bis dahin strömt unser Blut; bis dahin darf noch der Moskowiter die Kraft der Schwachen unterdrücken, sie zu Tode hetzen und erdrosseln. Es ist ein Meer von Blut und Tränen, so groß, wie es nie mehr auf Erden geflutet. Heil dir, du heiliges Rußland," ruft der Dichter in verzweiflungsvoller Ironie, „Heil deinen Bluthunden, Heil deinen Treiberscharen, Heil jenem, der sie lenkt, dem Väterchen Zar! Aber ... Prometheus lebt doch noch; er leidet nur um des Lichtes willen, nach dem er sich sehnt, und dies Licht wird ihm werden. Wann freilich? Heute herrscht der Russe und spricht liebevoll: ‚Dein schwarzes Brot, deine Hütte bleibt dir ja; o wir sind Christen! Wollt ihr es so gut haben, wie wir, so müßt ihr freilich zu uns kommen. Und w i r haben es gut; unsere Welt dehnt

sich nach allen Seiten; das einzige Land Sibirien schon kann keines Menschen Fuß durchmessen, und wie viele Denkmäler unserer Größe haben wir da aufgerichtet: Kirchen und Kerker! Unsere Mönche rufen Gott den Herrn an, das ist der einzige Laut, der sich schickt. Die Völker von der Moldau bis nach Finnland schweigen in allen Sprachen unseren Ruhm. Und auch wir sind ein freies Volk, ein freies Land, frei wie Amerika, denn auch wir haben Sklaven; daß es freilich keine Neger, sondern Weiße sind, dafür können wir doch nichts.'" In gleich furchtbarer Tonart wird Rußland sein ganzes Sündenregister vorgehalten. Das Gedicht schließt mit der Klage um den verlorenen Freund, dem Schwur, sein Andenken im Volke wachzuhalten. — Aus gleicher Tonart geht die Ode an seinen älteren Freund, den Dichter Osnowianenko. „Wie seit je," beginnt sie, „rauschen die Wasser, wie seit je steigt des Mondes Leuchte auf; unsern Stolz und unsere Führer deckt das Grab. Nur noch das Schilfrohr fragt leise den Dnjeper, was aus den Kindern dieses Landes geworden. Es ist armes, beladenes Volk; wo sind jene, die es führen sollen? Sie sind gen Norden gezogen, und durch Lustgelage übertäuben sie das Heimweh. Was soll ihnen die öde Steppe, wo nur das Korn sich neigt, das Gras flutet, das Pferd weidet? Aber ist's nicht dieselbe, wo einst Polen und Tataren geblutet? Das wissen die Entarteten nicht mehr, und darum kehrt nie der Freiheit Tag zurück und nie mehr schmückt die Ukraine das Purpurgewand ihrer selbständigen Hetmane." Aber deshalb habe der Feind

doch zu jubeln keinen Grund: „Alles könnet ihr uns rauben, unseren Ruhm nicht stehlen. Er verkündet laut, welchem Land wir entstammen, ob ihr im Rechte seid oder wir; unser Ruhm verdammt euch.“ Daran schließt sich eine Apostrophe an die Poeten, welchen in diesem Volke das Amt des Rächers, des Richters, des Erweckers zugefallen. Sollte er, Szewczenko, ermüdet dahinsinken, so möge Osnowianenko vollenden, was ihm unmöglich gewesen. — Zu dieser Gruppe gehören ferner die Bilder aus dem Kaukasus: „Der Gefangene“, „Der Traum“, „Die kühle Talschlucht“, endlich das bereits oben erwähnte Gedicht „Die brüderliche Sendung“. Auf die poetischen Schönheiten dieser Tendenzdichtungen näher einzugehen, hieße nur mein Lob Szewczenkos wiederholen. Wie sich der Leser aus einzelnen Wendungen überzeugen kann, sind selbst abstrakte Gedanken, ja Parteiprogramme echt poetisch hingestellt, mit großer Kunst und Gewalt individualisiert. Szewczenkos Patriotismus ist sich stets gleich geblieben, seine Wege freilich waren zu verschiedenen Zeiten verschieden. In seiner Jugend ersehnt er stürmisch den verlorenen Glanz zurück, ohne über die Möglichkeit nachzudenken; dann scheint ihm das materielle Elend seines Volkes als das schlimmste Übel, in der Folge erst die geistige Nacht, die auf ihm lastet. Anfangs hofft er auf ein Erbarmen der Bedrücker, später auf die slawischen Brüder (so als er an Schafarik sein Gedicht „Johannes Huß“ richtet), bis er zuletzt erkennt, daß die Kleinrussen keinen anderen Freund haben, als die eigene Zähigkeit und

Tatkraft. Die letzten Jahre seines Lebens zeigen ihn auf der Höhe einer ebenso klaren als unerschütterlich feststehenden politischen Überzeugung. Noch denkt er der Hetmane, richtet jedoch gleichzeitig an seine Volksgenossen die energische Mahnung, ihre Geschichte ernstlich zu studieren, um zu erkennen, daß jene Kosakenkämpfe zugleich ein Unglück gewesen, weil sie die Volkskraft geschwächt und einen Adel begründet, der dann zuerst abtrünnig geworden. Seine Ideale sind nun das friedliche Erstarken der Volkskraft durch Schule und Literatur. Was er für die Kleinrussen ersehnt, ist kein Führer im Befreiungskampf, sondern ein „Apostel der Wahrheit und Wissenschaft". Bis zum letzten Atemzuge aber wahrte er sich die Überzeugung, daß die Kleinrussen einmal die nationale Selbständigkeit zurückerringen würden; und dieser Glaube gab ihm die Kraft, fast bis zu seinem Todestage fortzuschaffen, um die Schlummernden wachzurütteln, die Wachenden zu stählen.

Auch die sozialen Genrebilder verfolgen nebenbei dieselben Zwecke, was aber keineswegs in Worten ausgesprochen wird. Es sind realistische Schilderungen aus dem Leben der Bauern und ihrer Herren, kleine Dorfgeschichten in Versen. Es ist bereits erwähnt, daß der Dichter im Volksliede eine verwandte Form vorgefunden; aber wie hat er sie veredelt, wie durchgeistigt! Was dort nur die kunstlose Gestaltung faktischer Ereignisse gewesen, wird bei ihm die plastische Darstellung von Verhältnissen und Schicksalen, die neben dem novellistischen Reiz und trotz desselben

stets das Typische betonen. Selbst Jeremias Gotthelf hat seine Schweizer Bauern nicht so gut gekannt wie Szewczenko seine Kleinrussen; hier erscheint die Volksseele in ihren lichtesten Höhen wie in ihren dunkelsten Abgründen mit gleicher Schärfe beobachtet, mit gleicher Vorurteilslosigkeit dargestellt; alles Detail ist dem Leben entnommen und in seiner Fülle mit virtuosem Geschick verteilt und verwendet. Die Tendenz tritt nirgendwo aufdringlich hervor, verleugnet sich aber auch an keiner Stelle. Szewczenko will zweierlei: dem Volke einen Sitten- oder einen Unsittenspiegel vorhalten und ferner das Leid schildern, welches die Herren dem Volke antun. „In Versen dieser Art," bemerkt ein feinfühliger Kritiker Szewczenkos, „läßt uns der Dichter in moralische Abgründe schauen, vor denen wir unwillkürlich zurückschaudern, alle sozialen Gebrechen deckt er vor unseren Blicken auf, ohne jedoch ästhetische Anforderungen zu verletzen. Köstlich sind sie, diese naturwahren Idyllen, feingearbeitete Genrebilder, auf welchen Lorrainscher Duft ruht — und doch alles wieder so einfach, so bescheiden, trotz der Tendenz, welche der Dichtung zugrunde liegt. Harmlose, sentimentale Lieder scheinen sie zu sein und sind, näher betrachtet, gar trotzige, demokratische Musenkinder. Das arme, verlassene, unfreie Landvolk, dessen ganze Intelligenz nur in den Gefühlen seines Herzens liegt, muß selbst dieses letzte, heiligste, unantastbarste Besitztum des Menschen den Launen seiner Tyrannen zum Opfer bringen." Dieser trefflichen Charakteristik ist nichts beizufügen als die Tatsache, daß der Dichter

eben auch die Sünden seiner Landsleute so wenig schont als die ihrer Herren. Für jede dieser beiden Tendenzen seien hier Proben geboten, welche ich freilich nur in trockenen Inhaltsangaben wiedergeben kann. Der Wind ruht in der Mondnacht in der Steppe — so beginnt das Bild „Utoplena" (Die Ertränkte) — nur zuweilen flüstert er im Schilf des Flusses und fragt das Schilf: „Wer sind die beiden schlanken Frauen rechts und links am Ufer? Allnächtlich schweben sie am Flusse, die eine kämmt ihr Haar, die andere wühlt verzweifelt in ihren Flechten. Wer sind sie?" Mutter und Tochter. Die Mutter war eine reiche, junge Herrin, die ihr stolzes Haus mitten im Dorf bewohnte, eine schöne, galante Witwe. Die Schönheit und Sittenlosigkeit der Russin, der Hofstaat junger Herren, der sich um sie bildet, dies alles ist in kurzen, drastischen Detailzügen gemalt. Die freche, vornehme Schöne kommt zu Fall und gibt das Kind, eine Tochter, armen kleinrussischen Bauersleuten in die Pflege. Die kleine Hanusia blüht in Not und Niedrigkeit herrlich auf, die Dorfburschen schmachten nach ihr, besonders der arme, schöne Fischer am Flusse. Als die Mutter sie wieder ins Haus nimmt, da huldigen ihr auch die Herren, welche sich bisher um die Mutter bemüht. Das schlichte, bäuerlich erzogene Mädchen achtet ihrer nicht, aber die Mutter fühlt sich verdunkelt und empfindet wütende Eifersucht gegen die eigene Tochter. Wie sich diese wüste Empfindung immer steigert, wie die alternde Frau schließlich ganz dem Dämon unterliegt, dies ist mit feinster psychologischer Detailmalerei dargestellt. Die Hanusia hat

immer schlimmere Tage, sie weint viel, unter Tränen blüht sie auf, wie die Blume im Frühtau. Die entmenschte Mutter reicht ihr Gift, es wirkt nicht. Da vollzieht sich die Katastrophe: Mutter und Tochter gehen zum Bade. Die Entkleidungsszene und wie die Wut der Mutter immer sinnloser wird, je mehr sich die Schönheit des jungen Leibes enthüllt, die süße Keuschheit des holden Kindes: diese merkwürdige Situation ist mit unvergleichlich plastischer Kraft hingestellt. Und wie das Mädchen „mit dem Schlingbaum plaudert und ihre holden Glieder wiegt und an der Sonne wärmt" — da hält sich die Wütende nicht mehr, stürzt sich auf die Tochter, krallt sich in die Flechten und reißt sie in den Strudel. Beide versinken. Aber ein Menschenauge hat die grausige Szene gesehen: jener junge Fischer, der die Hanusia liebt. Er stürzt sich in die Wellen, das Mädchen zu retten, aber er hebt nur die Leiche hervor. Er bettet sie auf den Strand, küßt zum ersten und letzten Male ihre bleichen Lippen und die Wellen schließen sich über beiden. Die erschütternde soziale Tragödie erscheint im Rahmen eines phantastischen Nachtbildes. Wie im Eingang, so taucht zum Schlusse der Fluß im Mondlicht vor uns auf, an dem einen Ufer die Mutter, welche verzweiflungsvoll an ihren Flechten zerrt, an dem anderen das schöne, unschuldige Kind, welches wie im Traume sein nußbraunes Haar kämmt. Der Fischer taucht empor, legt ihr Wasserrosen zu Füßen und wendet die Augen ab, den nackten jungfräulichen Leib nicht zu sehen. Der Wind aber wühlt rastlos fragend im Schilf: „Wer sind

sie, wer sind sie?" ... Auch hier schon tritt die Tendenz hervor, die Sittenlosigkeit des herrschenden Stammes zu geißeln, welcher das Mädchen zum Opfer fällt, das rein und unschuldsvoll im Hause der Unterdrückten aufgewachsen. Noch klarer gibt sich dies in dem Bilde „Die Lilie". Auch hier ist der Rahmen, um die Entsetzlichkeit des Geschilderten zu mildern, ein phantastischer; der Dichter benutzt den volkstümlichen Glauben, wonach Menschen in Blumen oder Bäume verwandelt werden. Die Lilie gesteht der Rose, daß sie einst ein Mädchen gewesen. Sie wuchs im Herrenhause auf, das Gesinde behandelte sie sonderbar, halb furchtsam, halb verächtlich, die Mutter weinte, so oft sie das Kind ansah. Denn die Mutter war ein schönes, armes Dorfmädchen und weilte im Hause als die Geliebte des russischen Herrn. So weit ist es dieselbe Geschichte, wie sie Alexander Herzen in seinem trefflichen Sittenbilde „Wer ist schuld?" von der Dunja und Ljubinka erzählt. Aber hier nimmt sie einen anderen, wenngleich nicht minder tragischen Verlauf. Die Mutter stirbt an ihrem Gram und ihrer Schande, die Tochter wächst im Prunkgemache auf und fällt den Lüsten des eigenen Vaters zum Opfer. Sie selbst ahnt den Frevel nicht. Der Ruchlose reist ab, sein Gesinde mißhandelt die Unglückliche, teils aus Sittlichkeitsgefühl, teils um sich an dem Herrn zu rächen, schneidet ihr das Haar kurz ab und stößt sie in den Wintersturm hinaus. Sie erfriert hinter der Hecke ... Im Frühling aber läßt sie Gott als Lilie emporsprießen, weil ihr Herz rein geblieben ... Auch dies düstere Sittenbild ist mit packen-

der, plastischer Kraft hingestellt. Ein anderes, „Die Nacht des Taras", geißelt die Unempfänglichkeit der Kleinrussen für die Großtaten ihrer Ahnen. Der Kobsar sitzt am Kreuzweg, um ihn Bursche und Mädchen und er singt ihnen die alten Lieder von den Heldenzügen der Kosaken, besonders von dem großen Hetman der Zaporoger, Taras Triasylo. Die Zuhörer lauschen; Tränen treten ihnen ins Auge, aber wie der Sänger verstummt, ist auch ihr Weh verklungen. Lustig und gedankenlos beginnen sie zu tanzen und zu trinken. Da ruft ihnen der Kobsar in bitterer Ironie zu: „Legt euch hinter den Ofen, dort ist's sicher und warm! Ich will in die Schenke gehen und dort über Polen und Moskalen Witze machen. Wollt ihr mit? Das könnt ihr noch! Aber euch ermannen könnt ihr nicht mehr!"

Erscheint hier die historische „Duma" nur als Mittel zum Zweck eingefügt, so steht sie in zahlreicher Gruppe als selbständige Kunstform da. Diese Romanzen haben Ton und Inhalt vielfach mit den historischen Volksliedern der Kleinrussen gemein, nur daß bei Szewczenko das lyrische Element vor dem epischen weit mehr zurücktritt als im Volksliede. Während ferner dieses in seiner Naivetät alle Großtaten auf seine Lieblingshelden zurückführt und zuweilen Personen und Ereignisse verschiedener Jahrhunderte bunt zusammenwirft, hat sich der Dichter streng an die Geschichte gehalten. Doch offenbart sich Szewczenkos Bedeutung als epischer Dichter am gewaltigsten in seinem größten Werke „Die Haidamaken". Dieses Gedicht, welches an Farbenpracht und Kraft der Darstellung das Höchste

leistet und mit Ausnahme der Epen des Mickiewicz keinen würdigen Rivalen in den slawischen Literaturen hat, schildert das letzte blut- und flammenrote Aufflackern des kleinrussischen Volksgeistes gegen die Unterdrücker, den Kosakenaufstand unter Gonta 1770. Es ist bereits berichtet, wie die Polen jahrhundertelang die Ukraine mit Strömen von Blut und Tränen bedeckten; daß es in aller Geschichte nur wenige Beispiele so furchtbarer Tyrannei gibt, wie sie dieses siechе, verrottete Staatswesen an dem wehrlosen Volke von Ackerbauern übte und daß die Russinnen stumm duldeten, bis sie eine Maßregel zur Verzweiflung trieb: die gewaltsame Katholisierung. Die orthodoxen Priester wurden verjagt, die orthodoxen Kirchen gesperrt und ihre Schlüssel von den Polen gegen hohen Pachtzins an — Juden vermietet. Wollten die Bauern in ihrer Kirche beten, so mußten sie dem Pächter den Schlüssel für einige Stunden abmieten, ein Vergnügen, welches sich die Armen nur zu den höchsten Festtagen verschaffen konnten*). Dies ertrugen sie

*) Denselben Frevel erlaubten sich noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die polnischen Herren in Ostgalizien gegen ihre Untertanen griechischen Glaubens, bis die österreichische Regierung ihnen durch drastische Maßregeln das Handwerk legte. Im Gedächtnis der älteren Bauersleute, sowie in Liedern lebt noch die Erinnerung an diese schändlichen Geschäfte fort. So hört man in Ostgalizien noch zuweilen folgende Strophe singen, deren Sinn jetzt freilich nur wenigen noch verständlich ist:

Heut' ist's heiliger Ostertag,
Heute endet unsre Plag',

nicht und riefen ihre Stammesgenossen, die Zaporoger Kosaken, zu Hilfe. Unter Anführung eines Ukrainers, namens Gonta, eines ebenso fürchterlichen als gewaltigen Menschen, fielen die Kosaken ins Land und richteten unter den Polen und Juden ein grauenhaftes Blutbad an, besonders bei der Einnahme von Human. Die polnische Regierung zeigte sich wehrlos, der Heerbann des Adels, den sie aufrief, fand sich nicht ein, die Macht der Kosaken wuchs. Da legte sich die russische Regierung ins Mittel, weil sie ihre eigenen Grenzen bedroht sah. Marschall Romanzoff bot dem Gonta Bundesgenossenschaft gegen die Polen an, lockte ihn und seinen Unterhetman in einen Hinterhalt und lieferte sie den Polen aus. Aber selbst vor der führerlosen Horde zitterten die Polen noch, und so mußte auch diese durch die Russen gefangen werden. „Der ganze Haufe," erzählt ein völlig unparteiischer Augenzeuge, der Deutsche Hammard, „betrug über achttausend Mann, die herdenweise an die polnischen Städte und Stände verteilt und, so wie es jedem gefiel, hingerichtet wurden. Gonta und die vornehmsten Anführer wurden ohnweit Mohilew am Dnjester glieder-

---

Heute endlich kommt der Jud'
Mit dem Schlüssel auf dem Hut —
Kommt herbei in raschem Lauf
Macht die Kirchentüre auf —
Und wir zahlen's — bittre Qual!
Weil der Ljache (Pole) es befahl —
Alle Juden, alle Polen
Soll doch gleich der Teufel holen!

weise vertilgt und die Anzahl derer, die nur auf den Gütern des Woiwoden Potocki allein ihr Urteil empfingen, betrug einige Tausende, die zur Ersparnis des Holzes erdrosselt, an Bäumen gehängt und so ökonomisch wie möglich umgebracht wurden. Die Menschheit schaudert bei der Verschiedenheit der Martern, die Willkür und Rache erfanden, sie schaudert aber auch über die aristokratische Indolenz in Polen, welche, anstatt mit einer Armee von zwei- bis dreitausend Mann die Grenzen zu decken, lieber dieselben und die Reisenden der Selbstverteidigung überließ."

Diesen blutigen Stoff behandeln die „Haidamaken"*), und was sich etwa gegen das Epos einwenden ließe, die Häufung des Gräßlichen, wurzelt in diesem Stoffe. Aber mit bewundernswürdiger Kunst hat der Dichter die Schilderung dieser Greuel in den Grenzen des Ästhetischen zu halten gewußt. Sein Standpunkt ist bei aller Parteinahme für sein Volk ein allgemein menschlicher; ohne subjektiv hervorzutreten, läßt er doch durchblicken, wie wenig er die Greuel Gontas billigt: „Der Dichter soll gerecht sein, wie das Schicksal," diese Forderung hat Szewczenko verstanden und erfüllt. Mit ehernem Schritt wandelt das Geschick durch die Dichtung: wir sehen zu, wie die

*) Die Bedeutung des Wortes hat, wie ich bereits an anderer Stelle (Aus Halb-Asien, 4. Aufl., Bd. I, S. 90) entwickelt, oft gewechselt. Anfangs bedeutete es einen kosakischen Kriegsmann, dann einen Ackerbauer, später und heute noch einen Auswürfling (Karpathen- oder Steppenräuber). Szewczenko braucht das Wort im ursprünglichen Sinne.

Unterdrückung den Haß gebärt, der Haß die Rache, wir sehen, wie das Gefühl der Rache die Unterdrückten selbst zu Unmenschen macht, und nun kommt wieder die Vergeltung, die noch maßloser ist als der Frevel. „Achtet die Menschenwürde! Das größte Verbrechen ist, wenn ein Volk das andere knechtet!" Das ist die Lehre, welche diese gewaltige Dichtung predigt. Näher auf den Inhalt der „Haidamaken" einzugehen, muß ich mir versagen und bemerke nur, daß der Aufstand bloß den gewaltigen Hintergrund bildet, von dem sich das Geschick eines Liebespaares — Jarema und Oksana — wirkungsvoll abhebt ....

So viel zur Charakteristik des größten Dichters der Kleinrussen. Ich schließe sie durch das Urteil ab, welches Kostomarow, der bedeutendste nationale Literarhistoriker, über ihn gefällt: „Die Dichtung Szewczenkos," sagt er, „ist die Dichtung des ganzen Volkes; doch nicht nur jene, welche schon das ganze Volk selbst in seinen namenlosen Schöpfungen geschaffen hat, sondern jene Dichtung, die das Volk selbst würde schaffen müssen, wenn es mit origineller Dichterkraft ausgestattet wäre. Oder besser gesagt: es war die Dichtung, welche das Volk selbst schuf durch den Mund seines Auserwählten, seiner wahrhaft leitenden Persönlichkeit. Ein Dichter wie Szewczenko malt nicht nur das Volksleben, besingt nicht nur das Gefühl und die Taten des Volkes, er ist ein Volksführer, ein Wecker zu neuem Leben, ein Prophet."

# Thodika

Thodika hieß er im Dorfe, Theodoru im Taufbuch und mit dem Familiennamen Kabſan. Das heißt im Rumäniſchen „Armenier", aber Thodika war ein echter Rumäne, ſein Vater Gregori auch, ſein Großvater Joanu nicht minder. Höher reichte die Tradition nicht, auch des Großvaters erinnerte ſich Thodika nur deshalb, weil der Mann ſehr alt geworden und ſich einen ruhmvollen Beinamen erkämpft hatte: „Joanu das Weinfaß." Er ſtarb im Neunzigſten, ſanft und ſtill, an den Folgen eines Schnapsrauſches. Mit edlem, ſchäumendem Traubenblut war er alt geworden, das gemeine Getränk entarteter Nachkommen ward ihm zum Verderben. Vielleicht hatte dieſer feuchte, würdige Greis gewußt, wie ſich der Name der Familie erkläre, der Enkel wußte es nicht mehr. Und obwohl die Armenier in der Moldau ſehr verhaßt ſind, faſt ſo verhaßt wie die Juden, ſo machte ihm dies doch kein Kopfweh. „Kabſan hin! Kabſan her!" pflegte er zu ſagen, „ein Rumäne bin ich doch, ein echter — ſo wahr es einen Gott gibt und zehntauſend Teufel!"

Es bleibt den Überzeugungen des verehrten Publikums überlaſſen, ſich über die Stichhaltigkeit dieſer Beteuerung ein Urteil zu bilden. Was aber die Wahrheit der Behauptung an ſich betrifft, ſo kann ſie nur

kräftigst bestätigt werden. Thodika Kabsan war im Guten wie im Bösen ein echter, rechter Sohn seines Volkes und trotz seines mächtig nach aufwärts gekämmten Haarschopfes ragte er nicht einmal um dieses Schopfes Höhe über seine Brüder hinweg. Aber eben darum, weil sich dieser rumänische Bauer durch nichts hervorgetan, werden ihm hier große Ehren bereitet, und die Mitwelt erhält die schlicht der Wahrheit nachgeschriebene Geschichte seines Lebens.

Gründliche Gelehrte pflegen in solchen Fällen mit dem Ursprung der Familie zu beginnen, hierauf Macht, Art und Schicksal der Ahnen zu verfolgen, und schließlich, ehe sie die Geburt ihres Helden vermelden, alles zu resümieren, und so gleichsam die Atmosphäre festzustellen, in welcher das Kind heranwuchs. Wo Tatsachen fehlen, finden sich Hypothesen eingefügt, und es tut dem Werte und der Gelehrsamkeit solcher Lebensbeschreibungen keinerlei Abbruch, wenn die Hypothesen weitaus zahlreicher sind, als die beglaubigten Tatsachen. Es ist nicht einzusehen, warum man in diesem Jahrhundert des Fortschritts dabei stehen bleiben und nicht auch einmal die Geschichte eines Geschlechts schreiben sollte, welche aus lauter Hypothesen besteht.

Es war demnach der Urahnherr unseres Thodika ein latinischer Soldat, ein verabschiedeter Held aus den Legionen des Trajan, welcher sich ein Mädchen aus dem unterjochten Stamme der Daker zum Ehegespons erwählte und still und friedlich als Kolonist ein Stücklein jener Erde bebaute, welche er mit dem Schwerte seinem Cäsar erobern, dem großen Decebalus

abringen geholfen. Vielleicht war der Mann aber gar nicht latinischen Blutes, überhaupt kein Italier, sondern ein Kelte, wie sein Kaiser, oder ein Hellene, Sarmate, Germane, Hispanier, Britanier oder Semite, der aber als römischer Kriegsknecht der Staatssprache kundig war und diese, allerdings zu einem Kauderwelsch verschlechtert, den Kindern vererbte, welche er mit jener Eingeborenen erzeugt. Vielleicht war er jedoch überhaupt gar kein Krieger, sondern ein junger Kolonist aus Thracien oder Mösien, aus Kleinasien, Gallien oder Rhätien, welchem man an den Ufern der Aluta eine Scholle Erde und ein dakisches Mädchen zugewiesen. Vielleicht war aber dieses Mädchen gar keine Dakerin, sondern eine Fremde, gleich ihrem Gatten, und das Paar kam auf Trajans Machtgebot aus Dalmatien oder aus dem fernen Kleinasien herüber, und baute den verbrannten Hof auf, den die dakischen Eigentümer auf des Kaisers Befehl hatten verlassen müssen, um sich in irgend einem fernen Gau, vielleicht jenseits des Bosporus, niederzulassen — mit anderen Worten: vielleicht wurde das eroberte Land, nachdem die dakischen Einwohner teils dem Schwerte erlegen, teils in entlegene Provinzen verteilt worden, durchweg mit nationslosem, oberflächlich romanisiertem Völkerbruchgestein aus allen Ecken und Enden des Weltreichs kolonisiert, wobei freilich nicht ausgeschlossen ist, daß einzelne dakische Elemente zurückblieben und mit den vielen Fremdlingen, die hier zusammenströmten, allmählich durch den Gehorsam gegen die römischen Beherrscher und durch die Annahme ihrer

Sprache, teilweise auch ihrer Kultur, zu einem Mischvolk zusammenwuchsen, dessen einzelne Bestandteile im Laufe der Zeiten die Merkmale, ja die Erinnerung eines gesonderten Ursprungs verloren.

Diese Hypothese, für welche auch Mommsen in dem fünften Bande seiner „Römischen Geschichte" eintritt, ist die plausibelste und wird vielleicht einmal die herrschende werden; vorläufig ist sie es nicht, und daneben blühen, wuchern und gedeihen noch viele andere. So war zum Beispiel fünftens jener Ahnherr des Thodika vielleicht ein mächtiger römischer Patrizier, und ebenso seine Gattin — aber ich denke, es ist genug, wenn ich hier die vier Hauptthypothesen über die Entstehung des rumänischen Volkes erwähne und die achtzehn Nebenhypothesen übergehe. Denn es gibt deren zusammen zweiundzwanzig — vielleicht noch mehr, aber so viele kenne ich und wünsche mir vorläufig nicht mehr — und über jede dieser zweiundzwanzig Hypothesen gibt es mehrere dicke Bücher, in welchen neben dem Beweis der höchsten Wahrscheinlichkeit der eigenen Ansicht so viele Grobheiten über die anderen einundzwanzig stehen, daß man sämtliche Gerichtshöfe der Welt mit Injurienprozessen beschäftigen könnte. Besonders wird jene Ansicht, in deren Wiedergabe wir uns eben unterbrochen, von der Mehrzahl der rumänischen Gelehrten mit einer Menge von Schimpfwörtern verteidigt, welche den Neid jedes Hausknechts erwecken muß. Demnach ist die gesamte dakische Ureinwohnerschaft von den Römern mit Stumpf und Stiel ausgerottet und das Land durchweg mit echten Latinern und Latinerinnen

bevölkert worden, ja sogar mit den allerunverfälschtesten Römern und Römerinnen, die man überhaupt auftreiben konnte, eine Ansicht, welche angesichts der widersprechenden Tatsachen der Geschichte und des offenkundigen Mischlingstypus der Rumänen in der Tat sehr vieler Drohungen und Unhöflichkeiten bedarf, um geglaubt zu werden.

Gleichviel also, wes Stammes Ahnherr und Ahnfrau des Thodika gewesen — ihre Kinder, Enkel und Urenkel waren römische Untertanen, bebauten ihr Land in friedlicher Arbeit, sprachen die „lingua rustica", eine Art verderbten Bauernlateins, gehorchten römischen Gesetzen und verehrten den Jupiter und das gesamte lustige Göttergesindel der Alten. Wohl verwüsteten die Grenzkriege unter Marc Aurel neuerdings diese Fluren, dann aber folgte einige Menschenalter hindurch leidlicher Friede. Ackerbau und Handel gediehen und römische Kultur blühte, soweit von einer solchen in den eroberten Grenzlanden die Rede sein kann. Mächtige Festen, vor allem aber der lebendige Grenzwall kampferprobter Kohorten schützten die Provinz Dacia, welche das heutige Siebenbürgen, die Moldau und Walachei, die südliche Bukowina, einen Teil Bessarabiens und das Anland des Schwarzen Meeres bis zur Mündung des Dniester umfaßte, im Norden und Osten gegen den Anprall der flachshaarigen Barbaren. Aber wie es diesem romanisierten Mischvolk erging, nachdem die Macht des Weltreichs sich in gänzliche Ohnmacht gewandelt und jener lebendige Wall unter dem Ansturm der Barbaren

zerstoben war, das steht nicht fest, darüber gibt es wieder nur gelehrte, auf größere oder geringere Grobheit gestützte Hypothesen. Gewiß ist nur, daß Dacien um das Jahr 255 den Römern entrissen wurde; wie und von wem steht nicht fest.

Deutsche und englische Geschichtsforscher sind der Ansicht, daß das Volk auch unter der Herrschaft der Goten still auf seiner Scholle geblieben, daß die Athanariche und Ermanariche ihm milde Herren gewesen, welche nicht gewaltsam an seine Sprache getastet, auch nicht an seinen Glauben, so daß die neue Lehre des Christentums nur im herrschenden, nicht im unterjochten Stamme Wurzel geschlagen. Auf diese Weise würde auch erklärlich, warum sich heute noch im rumänischen Volke einige, allerdings nur geringe Spuren gotischer Sitte und Sage finden. Hingegen vertreten die rumänischen Gelehrten der Fürstentümer mit einem bewundernswerten Aufwand von Injurien die Überzeugung, daß sich die reinblütigen Rumänen vor dem Eindringen der Germanen mit Kind und Kegel in die Berge des Balkan geflüchtet und dort, rein von jeder fremden Berührung, ausgeharrt, bis die Springflut dieser und anderer Stämme sich verlaufen. Denn auf die Goten folgten die Hunnen, Avaren, Bulgaren, Chazaren, Petschenegen, Kumanen und Tataren. Nun lassen sich aber Spuren dieser Völker in Sprache, Sitte und Gesichtstypus der Rumänen vielfach und unwiderleglich nachweisen. Demnach können die Rumänen wohl nicht als veritable, unverfälschte Römer in den Bergen gesessen und nur

so gleichsam aus der Vogelperspektive zugesehen haben, welche Horden sich in ihren einstigen Stammsitzen umhertrieben und gegenseitig abschlachteten. Anderseits waren aber Hunnen, Avaren und ihre Nachfolger bis auf die Tataren herab sicherlich nicht so milde Herren, wie die christlich-germanischen Goten, und demnach wäre die immerhin leidlich gelungene Erhaltung rumänischen Wesens durch all den wilden Völkersturm ein Rätsel. Die Wahrheit dürfte eben auch hier in der Mitte liegen; vielleicht ist es für das Geschick des ganzen Volkes typisch, wenn wir aus der Regierungszeit des Kaisers Aurelianus vernehmen, daß dieser jenen romanisierten Bewohnern des dem Reiche verloren gegangenen trajanischen Daciens, welche darum angesucht, Wohnsitze am moesischen Ufer, also im heutigen Bulgarien, angewiesen. So dürfte sich denn das fernere Geschick des Geschlechts etwa wie folgt gestaltet haben: der Ahnherr unseres Thodika blieb im Lande, unterwarf sich den wilden Hunnen, mußte wohl gar einen hunnischen Eidam ins Haus nehmen usw. Sein Bruder hingegen floh in jene Berge, wo ihm stamm- und sprachverwandte Männer saßen: die romanisierten Mazedonier. Dort gründete er sein eigenes Haus. Wurden die Zeiten ruhiger, so kehrte einer seiner Söhne in die Ebene zurück, das Erbe des Vaters anzutreten, und wußte dann wohl auch im Hause des Oheims dem Einfluß des unwillkommenen hunnischen Eindringlings zu begegnen. Mit anderen Worten: ein Teil des Volkes blieb in seinen Stammsitzen und vermischte sich mit dem Feinde, ein anderer flüchtete in

die Berge, blieb aber im Verkehr mit den Rückgebliebenen und wirkte so der Ausrottung der ursprünglichen Sprache und Sitte entgegen. In diesem Sinne lassen sich auch am leichtesten die zahlreichen rumänischen Wandersagen deuten.

Das ging so bis in die Mitte des XIV. Jahrhunderts fort, der Rumäne war der Helot wilder Horden; die Kraft seiner Arme, die Frucht seines Ackers gehörte fremden, unsteten Kriegerstämmen. Er war der Amboß des Unterdrückers. „Aber," sagt ein Sprichwort dieses Volkes, „die Ameise beißt, wenn sie getreten wird" — und ein anderes meint: „Wer gefallen in den Fluß, fürchtet keinen Regenguß", die Unglücklichen hatten nichts zu verlieren, alles zu gewinnen, und so sammelte sich um 1350 in den Karpathen ein Häuflein von Kriegern, wählte einen Häuptling, namens Dragosch, und gründete im Quellengebiet des Seret und der Suczawa einen unabhängigen rumänischen Staat, der bald kräftig emporwuchs und unter Stephan IV. dem „Großen", ungefähr das gesamte Gebiet des heutigen Rumänien — einige Teile der Walachei abgerechnet — umfaßte. Unser alter Thodika, sonst just kein Freund historischer Reminiszenzen, schwärmte für „Stefan cel mare", und wußte schöne Lieder auf diesen Fürsten zu singen und — der alte Thodika hat recht gehabt. Das halbe Jahrhundert der Regierung dieses ebenso tapferen, als weisen Mannes war das goldene Zeitalter dieses unglücklichen Volkes, und auch der Vorvater des Thodika hat es unter diesem Fürsten gut gehabt, gleichviel, was er gewesen. War er ein Bauer,

der Untertan eines Bojars oder Klosters, so schützte ihn der Fürst durch humane Gesetze gegen seinen Herrn, und wehrte den äußeren Feind ab wie den inneren: den Räuber. War er aber ein Kriegsknecht, so gab es vollends lustige Zeit für ihn; bald gings gegen die Polen, bald gegen die Tataren, bald gegen die Ungarn, und überall gab es Triumph und Beute. Als Stephan die müden Augen schloß, hinterließ er ein gefürchtetes, starkgefügtes Reich. Sechsundzwanzig Jahre später lag dieses Reich zertrümmert unter der Faust der Türken. Die Moldau und Walachei wurden türkische Provinzen und im Namen des Sultans von Hospodaren, meist aus griechischen Familien, regiert. Der Hospodar konnte sich nur dann in seiner Stellung erhalten, wenn er möglichst großen Tribut entrichtete, und sein einziges Bestreben war, diesen Tribut aufzubringen und daneben noch die eigene Tasche zu füllen. Kein Menschenwort ist stark genug, das Elend zu schildern, welches auf dem unglücklichen Lande lag. Aber ich schreibe ja hier nur die Geschichte des Geschlechtes der Kabsan, und so soll hier bloß berichtet werden, wie es damals den armen Bauern erging. Schlimm, sehr schlimm! Der rumänische Landmann war rechtlos und besitzlos, die kärgliche Frucht seiner Arbeit mußte er mit dem Herrn und dem Popen teilen, eine Teilung, bei der, wie noch heute das Sprichwort geht, „in dem einen Jahre der Herr alles bekam, und der Bauer nichts, in dem nächsten aber der Bauer nichts und der Herr alles". Aber das war noch ein gesegnet Jahr, wo er bloß mäßig hungerte, etwa nur jeden zweiten

Tag. Kam Kriegssturm ins Land — und wie oft geschah dies! — so ward der Bauer gänzlich zum Bettler. War's da ein Wunder, daß er in seiner Verzweiflung zum nächstbesten Knüttel griff und als Räuber an die Landstraße ging?! War's ein Wunder, daß er dann auch in friedlicheren Zeitläuften nur ungern zum Pflug zurückkehrte, seinen Boden träg bebaute und starken Hang zu roher Gewaltsamkeit behielt? Wir wissen nicht, ob es den Ureltern des Thodika etwa besonders schlecht erging, oder ob sich unter ihnen sehr viele, oder viele, oder nur einige Räuber fanden, jedenfalls haben auch sie ihren Söhnen einen materiellen Besitz hinterlassen, der sehr gering war, hingegen ein sehr beträchtliches und sehr trauriges moralisches, richtiger unmoralisches Erbe: Trägheit und Roheit. Und — leider ist's nun einmal so, auch in der moralischen Welt – man rollt pfeilschnell den Berg hinab, aber man keucht ihn nur sehr mühsam empor. Auch an unserem Thodika werden wir deutlich gewahren, daß durch drittehalb Jahrhunderte die Hospodarenwirtschaft über Rumänien gelegen, als drückender Alp und zugleich als saugender Vampyr. Aber man erträgt den Alp leichter als den Vampyr, und so ist noch heute der Türkenhaß in Rumänien nicht so groß, als der gegen die unersättlichen Griechen, von denen auch jetzt noch der Volksmund sagt:

Leit dich Gott mit seinem Licht,
Traue nur dem Griechen nicht,
Daß er dir den Hals nicht bricht!
Wild und giftig ist der Grieche,
Eine unheilbare Krankheit,
Die bis in die Knochen dringt!

„Eine unheilbare Krankheit"! — Wir werden ihre Spuren verfolgen können!...

Nächst dem Griechen war ein anderer fremder, durch List und Zähigkeit ausgezeichneter Stamm eine Geißel des Landes. Es ist da nicht der Jude gemeint, welcher weit später ins Land kam, sondern der „Kabsan", der Armenier. Er kam meist mit geringen Mitteln von Konstantinopel her, pachtete einem Bojaren oder einem Kloster ein Gut ab und wußte sich allmählich durch Sparsamkeit und maßlose Ausbeutung der Bauern zum Eigentümer desselben zu machen. Wahrscheinlich rührt der Familienname unseres Thodika davon her, daß sein Urgroßvater der Untertan eines „Kabsan" gewesen. Der Urgroßvater — denn von den Familiennamen der rumänischen Bauern sind nur wenige uralt, die meisten kämen wohl erst in den nächsten Jahren in die Lage, die Säkularfeier ihrer Geburt zu begehen. Als 1775 ein Teil der Moldau, die Bukowina, an Österreich kam, da mußte die kaiserliche Kommission, welche die Übernahme des Landes durchführte und Besitzverzeichnisse anlegte, unter anderem auch ihre Phantasie in der Erfindung von Namen bewähren, welche sie den rumänischen Bauern erteilte. Wohl noch später ist jener Urgroßvater zu seinem Namen gekommen. Denn er wurde kein österreichischer Untertan — das Geschlecht der „Kabsan" blühte im Dorfe Folteşti und das blieb bei der Moldau. Hier soll ein Fürst Ghika diese Neuerung angestrebt und größtenteils durchgeführt haben.

Derlei geschieht niemals zufällig, niemals aus per-

sönlicher philanthropischer Laune. Die Bauern der Moldau erhielten Familiennamen, weil sie aufgehört hatten, nur eben eine willen- und rechtlose Masse zu sein. Das Verhältnis zu dem Herrn ward leidlich geregelt, das Joch der Türken wurde gelinder und damit die Willkürherrschaft der Hospodaren. Freilich geschah dies nicht jählings, sondern allmählich, zögernd, durch halbe Maßregeln; noch heute ist vollauf Raum für Bestrebungen, das Los der rumänischen Bauern zu einem menschenwürdigen zu gestalten. Aber immerhin hatte Joanu Kabsan ein besseres Leben als seine Ahnen.

Mit diesem Namen treten wir aus dem schwankenden Nachen der Hypothese, in welchem wir das Meer dieser Familiengeschichte durchschifft, auf den festen Boden der Geschichte. Es steht fest, daß Joanu Kabsan ein — nach rumänischen Begriffen! — leidlich wohlhabender Bauer gewesen, im Dorfe Folteşti in der Moldau, nahe dem Trifinium, wo Rumänien, Siebenbürgen und die Bukowina zusammengrenzen. Es steht fest, daß er einen Sohn Gregori gezeugt, diesem jedoch nicht allzuviel von seinem Besitz hinterlassen. Denn Joanu führte, wie erwähnt, mit vielem Recht den ehrenden Beinamen „das Weinfaß", trank auch stets, wenn irgend möglich, weißen Meneścher oder roten Kontnaer, also gute Sorten, und mußte daher viele Schafe und auch manches Grundstück verkaufen, um seinen Namen würdig behaupten zu können. Und wie sogar sein Tod eine Reklame für den Wein gewesen und ein Protest gegen den Schnaps, auch dies ist bereits berichtet. Denn seit etwa dreißig Jahren domi-

niert in Rumänien der Branntwein und richtet unter diesen Naturmenschen fast ebensoviel Unheil an als einst der Grieche. Gregori Kabsan, der Sohn, lebte in der Übergangszeit, wo der Schnaps mit dem Wein rang, und trank bald diesen, bald jenen. Hingegen stand unser Thodika in dieser Beziehung schon völlig auf dem Boden der Gegenwart.

Er war der einzige Sohn des Gregori und kam wahrscheinlich nur darum zur Welt, weil seine Eltern eine Preiskonkurrenz unter den Heiligen des Kalenders eingeleitet. Seine Mutter, Xenia, blieb nämlich in den ersten zehn Jahren ihrer Ehe kinderlos und empfand dies auf das schmerzlichste. Sie hatte sich sonst nicht über ihr Schicksal zu beklagen; Gregori Kabsan war ein gutmütiger Mensch, nicht träger als die anderen, auch nicht feuchter; er betrank sich an zwei Tagen der Woche und an selbigen Tagen prügelte er auch sein Weib, aber das war immerhin mäßig; es gab und gibt viele Hausväter in Rumänien, welche das an sieben Tagen der Woche tun. Auch mußte sie rastlos im Haus und Feld schaffen, doch das ist nun einmal des Weibes Los, und wenn es auch hier und da im Haushalt fehlte, so tröstete sie sich doch mit dem Bewußtsein, ihr möglichstes zu tun, und mit dem weisen Sprichwort ihres Volkes: „Aus einem Katzenschwanze kann man kein seidenes Sieb machen." Auch aus ihrem Gregori konnte sie kein „seidenes Sieb" machen: er sah zu, wenn sie arbeitete, und legte höchst ungern selbst Hand an, aber auch daran wird ein rumänisches Bauernweib gewöhnt ...

„Lief, was sie nur laufen konnte,
Um zum Essen Korn zu holen;
Trocknete es dann auf Kohlen.

Ihre Wangen glühn beim Säuern;
Wie sie's knetet jetzt und zieht,
Singt sie noch ein fröhlich Lied" —

sang der gute Gregori zum Dank — sie aber war froh, wenn sie nicht singen mußte:

Au, wenn er doch mit dem Brette
Nicht so hart geschlagen hä—hätte
Überall, am ganzen Leib!

Au, mein Hals! ich kann's nicht sagen,
Wie der Schlimme mich geschla—schlagen,
Überall, am ganzen Leib!

Au, wie meine Hände bluten,
Wie er mich geklopft mit Ru—Ruten,
Überall, am ganzen Leib!

Au, wie traf er meine Zehen
Mit dem Beil, ich kann nicht ge—gehen!
Au, wie schmerzt mein ganzer Leib*).

„Der Himmel gießt Regen herunter, der Mann Prügel" — mit diesem Sprichwort konnte sie sich trösten. Ein anderes Sprichwort aber mußte sie oft in bitterer Klage wiederholen, und so oft sie's aussprach, tat ihr das Herz weh:

Ein Weib, das keine Kinder hat,
Ist eine Mühle ohne Rad,
Ist eine Kirche ohne Altar,
Ein Winterpelzwerk ohne Haar ...

*) Viel verbreitete Volkslieder, beide von W. Rudow übersetzt.

Denn Kindersegen ist dem Rumänen das höchste Glück; je mehr Kinder, desto größer die Freude, und wenn auch damit die Sorge wächst —

Kindersegen brach
Noch keines Hauses Dach —

tröstet er sich mit seinem sinnigen Sprichwort. Das ist ein lichter Zug in diesem, sonst nicht allzu zarten Volksgemüte, und rührender ist vielleicht der Schmerz und die Sehnsucht der Kinderlosen nie geschildert worden als in dem schönen rumänischen Volksliede:*)

Wär's des lieben Gottes Willen,
Meines Herzens Wunsch zu stillen:
Einen Knaben, hold und fein,
Mütterchens lieb Kindelein!

Mehr geliebt, beglückt auf Erden
Könnte nie ein Knabe werden,
Und so klein und herzig wär'
Nirgendwo ein Kind, wie er.

Wie der Schnee zart sein Gesichtlein —
Seinesgleichen könnte nicht sein —
Süße Äuglein, wie er,
Hätt' auf Erden niemand mehr!

Und die Augen und das Mündchen
Möcht' ich Mutter meinem Kindchen
Immer küssen, spät und früh,
Küssen sie, besingen sie.

Durch Gebet und Zaubereien
Ließe ich's zum Helden weihen,
Glanzumstrahlt, wie in der Welt
Niemals war, noch wird ein Held.

*) Übersetzt von J. K. Schuller.

„Durch Gebet und Zaubereien" suchte auch unsere Xenia eifrig und sehnsüchtig sich solches Glück zuzuwenden. Aber vergeblich opferte sie dem Popen von Folteşti schier jede Woche ein Huhn oder einige Eier, oder einen Metzen Gerste, vergeblich schenkte sie dem Schutzpatron der Dorfkirche, dem heiligen Theodor, Wachskerzen, Weihrauch und schließlich sogar eine neue Altardecke, vergeblich unternahm sie kostspielige Wallfahrten zum heiligen Johannes in Suczawa, zum Knöchelchen des Heilands in Putna, zur Feder aus dem Flügel des heiligen Gabriel in Kandreni. Auch nützte es ihr nichts, daß sie alle Ratschläge der Aniula, der alten, braunen Zigeunerin, befolgte, obwohl dies Weib sonst im Rufe allmächtiger Zauberkunst stand. Selbst das Hauptmittel der Aniula schlug fehl. Da grub nämlich Xenia über ihren Rat drei Tage nach Eintritt des dritten Neumondes seit der Sonnenwende, drei Stunden seit Einbruch der Dämmerung drei Silbermünzen in die Erde ein, und zwar drei Schuh tief, drei Schritte vom Kirchenportal weg, und sprach hierzu gewissenhaft dreimal drei Vaterunser. Wer dies tut und obendrein drei Monate lang täglich dreimal drei Becherchen Weizen ins Feuer schüttet und dreimal dazu spricht: „Jelele (Geister), helfet mir!" darf bestimmt auf Kindersegen hoffen. Aber die schlimmen Geister ließen sich die Gabe gefallen, ohne die erbetene Gunst zu gewähren. Nun wollte die erzürnte Xenia mindestens ihre Silberstücke wieder ausgraben, aber davon hielt die Zigeunerin sie ab, das Geld hätten die Geister längst an sich genommen und

würden den nutzlosen Versuch, es ihnen wieder zu nehmen, an dem Beleidiger grimmig rächen. So machte denn die Xenia resigniert drei Kreuze über ihre drei Silberstücke und verfiel auf ein neues, originelles Mittel, welches sich denn auch bewährte. Sie legte mit ihrem Gatten das feierliche Gelübde ab, sie wollten dem Heiligen, an dessen Tage ihnen ein Knäblein geboren würde, ein Altarbild weihen, dem Priester seiner Kirche aber ein Ferkel, ein Kalb und eine Gans. Diese Preisausschreibung scheint unter den heiligen Vätern droben mächtige Bewegung hervorgerufen zu haben, und derjenige, den die Sache zunächst anging, tat nun endlich, um was er früher vergeblich angefleht worden. An seinem Tage kam binnen Jahresfrist ein Knäblein zur Welt, welches nun natürlich den Namen Thodika erhielt.

Auch die Xenia war sicherlich der bestimmten Hoffnung, ihr Knäblein werde einst ein Mann werden — „glanzumstrahlt, wie in der Welt niemals war, noch wird ein Held" — auch sie wußte sicherlich Wunderdinge zu erzählen, wie lieb und klug der Thodika sei. Denn sie war eine Mutter, und welche Mutter täte das nicht? Aber all diese Wunder pflegen in der Regel sehr alltäglich zu sein, und auch bezüglich unseres Helden ist es schwerlich ein Verlust, daß sie nicht auf die Nachwelt gekommen. Er wuchs heran, unter denselben Verhältnissen wie jedes Bauernkind in Rumänien. Die Mutter hegt und pflegt es mit unendlicher Zärtlichkeit, der Vater kümmert sich nicht allzuviel darum. Das ist so Brauch, es steckt gar keine be-

sondere Hartherzigkeit dahinter. Die Bäuerin aber läßt ihr Kind buchstäblich nicht aus den Augen. Schafft sie im Hause, so kehrt sie schier jede Minute zur Wiege zurück, geht sie in die Schenke, so trägt sie ihr Kind in den Armen oder, wenn es älter ist, in einem Leinwandsack auf dem Rücken. Und ebenso, wenn sie aufs Feld geht. Denn der Rumäne überläßt, wenn möglich, auch diese Arbeit seinem Weibe. Oder er pflügt zwar das Feld, aber das Pflugtier ist — sein Weib! Hier und da sieht man auch einen Ochsen und ein Weib, ihr Kind auf dem Rücken, nebeneinander eingespannt, die Pflugschar über den Acker ziehen, während beider Herr und Gebieter, die Pfeife rauchend und die Peitsche schwingend, behaglich hinter ihnen hergeht ...

Indes handeln nur sehr arme oder sehr boshafte Bauern so, und Gregori war keins von beiden. Von besonderem Luxus aber waren die Knabentage unseres Thodika sicherlich auch nicht verschönt. Als er laufen konnte, tummelte er sich im väterlichen Hofe umher oder mit anderen Kindern im Staub der Dorfstraße. Was seine Kleidung betrifft, so bestand sie aus zwei Amuletten, welche er um den Hals trug; das eine hatte die Mutter vom Popen weihen lassen, das andere war ein „Zauber", den sie von der Zigeunerin erhandelt. Das Amulett des Popen bestand aus einem Heiligenbildchen, oder einem Kreuzchen, oder auch aus einem Leinwandsäckchen mit geweihten Knoblauchknollen; was die „Zauberin" betrifft, so hatte sie ihre Gabe auch sorgsam in ein Säckchen eingenäht, wahrscheinlich war es ein runder, glatter Kieselstein. Daß er an

Wochentagen außer diesen Amuletten auch ein Hemd trug, ist möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich — der rumänische Bauer läßt seine Kinder oft im ganzen ersten Jahrzehnt ihres Lebens so herumlaufen, wie der liebe Gott sie geschaffen. Am Sonntag aber bekam Thodika sicherlich ein Hemd, ein Beinkleid und ein Pelzmützchen, auch ward er in der Frühe des Festtags für die ganze Woche gewaschen. So geschmückt ging er mit der Mutter vormittags zur Kirche, nachmittags zur Schenke. An diesen beiden Vergnügungsorten des rumänischen Landmannes schaute er anfangs bloß zu, und als er dann zu beten anfing, fing er auch zu trinken an. Es geschah gleichzeitig, wahrscheinlich so um sein zehntes Jahr. Vielleicht schauert es manche Mutter des Westens, wenn sie diese schlichte Tatsache hier verzeichnet liest — die Xenia fand trotz ihrer Zärtlichkeit nichts Schlimmes daran — ländlich, sittlich! oder — in einem Reim steckt oft viel Verstand — ländlich, sch ä n d l i ch!

Trinken und Beten — es sind die einzigen Dinge, die dem Thodika gelehrt worden. Lesen und Schreiben ist ihm unbekannt geblieben. Wer hätte es ihn auch lehren sollen? Der Schulmeister? Es gab damals keine Dorfschulen in Rumänien. Jetzt gibt es in jedem Dorfe eine, wenn man die Rechenschaftsberichte des Kultusministeriums liest, aber in jedem fünften Dorfe kaum eine, wenn man sich die Sache in der Nähe besieht. Die Dorfschule ist dekretiert, das ist genug, weiter kümmert sich niemand darum, man sorgt nur noch für die Blüte der Universität. Auch in Rumänien

würde man jeden für einen Wahnsinnigen halten, welcher auf ein Erdgeschoß von wurmstichigem Holze ein Stockwerk von kostbarer Terrakotta setzen wollte, aber in allen staatlichen Angelegenheiten handelt man dort nach diesem weisen Bauplan. In allen! — auch der Lebenslauf des Thodika wird es uns beweisen!

Neben dem Schulmeister ist im Dorfe des Westens der Pfarrer der Träger der Bildung. Einen Pfarrer gibt es in jedem rumänischen Dorfe, aber um seine Bildung ist es recht sonderbar bestellt. Der Pope Eusebius in Folteşti war ein guter, dicker Mann, und auch recht würdevoll, wenn er nüchtern war; aber erstens war er selten nüchtern, zweitens konnte er auch dann keine Kultur verbreiten, weil nur ein Schurke mehr gibt, als er hat. W. v. Kotzebue, der dem rumänischen Volkstum wärmste, bedingungsloseste Sympathie entgegenträgt, macht einmal die Bemerkung, daß sich der Pope „nur durch die Tracht von den Bauern unterscheide". Man muß dies unterschreiben und als einziges, weiteres Unterscheidungszeichen höchstens noch den größeren Durst hervorheben. Unter den österreichischen Rumänen ist es anders und besser, die k. k. Regierung hat für eine bessere Bildung des Landklerus gesorgt. Aber Folteşti liegt in der Moldau. Unser Eusebius war Pope geworden, erstens weil er eines Popen Sohn war, zweitens weil er von diesem einige Jahre hindurch den Kirchengesang und das Lesen der cyrillischen Schrift erlernt. Dann hatte er eine reiche Bauerntochter geheiratet und eine Pfründe

bekommen. Zu verbauern brauchte er nicht erst, er war schon von Haus aus ein Bauer im Talar! Um seinen Sohn steht es nicht anders. Und wie die Bildung seines Enkels sein wird, des Popen der Zukunft?! Das kann nur der liebe Gott wissen, denn der liebe Gott ist es auch, den man einzig dafür sorgen läßt! . . .

So war denn die natürliche Erzieherin des Kindes, die Mutter, auch die einzige. Die Xenia lehrte den Thodika, wie erwähnt, was sie ihn lehren konnte: Trinken und Beten. Beides kostete keine große Mühe, es machte sich von selbst. In jedem rumänischen Dorfe weht eine schnapsduftige Atmosphäre — „Wasser tut nicht einmal in den Stiefeln gut" — ist eines der verbreitetsten Sprichwörter dieses Volkes. Das Kind steht müßig in der Schenke herum, sieht zu, wie alle trinken, nippt selbst, bekommt Freude daran und gewöhnt sich schließlich, wenn es zum Jüngling geworden, an einen schweren, soliden Sonntagsrausch. Das heißt, wenn er selbst solid bleibt! — wo nicht, so hat er den Rausch alle Tage. Wie klingt doch das weitverbreitete Lied?

Vor der Schenke der Stankuza,
Wo am Weg die Kreuze stehn,
Greis und Jüngling, Weib und Mädchen
Sich im tollen Reigen drehn.
Süßen Wein aus großen Krügen
Trinkt man, den Stankuza schenkt,
Ob auch schon die Nacht hereinbricht,
Keiner an den Heimweg denkt.
Alle, die des Weges kommen,
Drehn sich mit im Tanz herum
Und vertrinken ihre Habe;

Scheren sich den Teufel drum —.
Wer vier Ochsen hatte, freut sich,
Wenn er zwei davon behielt;
Wer des Weges kam geritten,
Selber nun das Rößlein spielt.
Aber wer zu Fuß gekommen,
Rock und Hemd vertrinkt er heiter,
Froh, daß ihm die Last genommen,
Zieht er nackt des Weges weiter.

Da bleibt dann natürlich auch der Katzenjammer nicht aus:

„Auf dem Pfluge sitzt der Kuckuck
Und die Amsel auf dem Karren,
Beide singen sie, als hielten
Sie mich gar für einen Narren:

„Geh nicht mehr ins Wirtshaus, Bursche,
Bleib zu Haus und spar dein Geld,
Denn dein Wagen ist zerbrochen
Und dein Land noch nicht bestellt."

Kuckuck, Teufelsvieh, was schert's dich,
Was ich tun und lassen will!
Amsel, Amsel, grauer Vogel,
Schweige du auch lieber still!

Daß ich nicht im Zorne tue,
Was mich später möchte reun,
Eure Schnäbelchen zerbrechen,
Eure Nesterchen zerstreun!"*)

Was aber das zweite betrifft, welches Thodika von seiner Mutter erlernte, das Beten, so weht in jedem rumänischen Dorfe eine sehr frömmige Atmosphäre —

*) Beide Lieder übersetzt von W. Rudow.

freilich, was man so „Frömmigkeit" nennt. Die Xenia hatte einen sehr komplizierten Glauben; man könnte ihn in fünf Gruppen einteilen. Erstens war sie eine rechtgläubige Christin, verehrte also die heilige Dreifaltigkeit, die Mutter Gottes und alle Heiligen; zweitens war sie neben der Rechtgläubigkeit auch abergläubisch und verehrte darum die Mumie des heiligen Johannes in Suczawa, das Knöchelchen des Heilands in Putna, die Feder aus dem Flügel des heiligen Gabriel in Kandreni. Aber nicht umsonst haben tausend Jahre hindurch heidnische Nomaden auf diesem Boden gewaltet, und darum verehrte die Xenia auch die Sonne, den Mond und die Gestirne. Viertens glaubte sie, daß es auch Wesen zwischen Himmel und Erde gäbe, die zum Teil dem Teufel untertan seien, zum Teil aber weder um Gott noch um den Teufel sich viel kümmerten — mächtige Wesen, mit denen der Mensch sich gut vertragen müsse — die „Jelele", die Dämonen, und darum verehrte sie auch diese und alle alten Zigeunerinnen, die Priesterinnen dieser launigen Geister. Und fünftens endlich verehrte sie den heiligen Jupiter, den heiligen Merkur und die heilige Venus, insbesondere aber den heiligen Pan. Das klingt seltsam, aber es ist so. Allüberall sind die Götter Roms gestorben und begraben, nur in Rumänien spuken sie noch, denn wo es dunkle Nacht ist, tiefdunkelste Nacht, und der Tag fern, da erscheinen Gespenster gerne. Und an alle diese fünf Gruppen lernte auch Thodika glauben, aber er sonderte sie nicht, wie es auch die Mutter nicht getan; in wüstem Gewirr und in — lebhaftester Konkurrenz

spukten sie ihm sein Leben lang durch Kopf und Gehirn ...

Was alles der Gregori und die Xenia, dann unser Thodika und sein Weib und heute die Kinder des Thodika unter ihrer Hirnschale an sonderbarem Glauben und Aberglauben bargen und noch bergen, kann hier nicht insgesamt berichtet werden, aber einiges wollen wir doch erwähnen, indem wir im Fluge ein Jahr mit ihnen verleben*).

Beginnen wir mit Neujahr, so ist dies für Mann und Frau nur der Tag, der insofern wichtig ist, als sich nach dem Volksglauben das ganze Jahr wiederholt, was man an diesem Tage erlebt: da man nun am Neujahrstage doch notgedrungen die Schenke besuchen muß, so ist es nur eben ein Verhängnis, wenn sich dann bis Silvester die Räusche so oft folgen. Für Mädchen aber ist dies ein dreimal bedeutsamer Tag: da vermögen sie den künftigen Freier mit einiger Sicherheit zu erkunden. Die sehnsüchtige Jungfrau besteigt, einen Bissen des Weihnachtskuchens im Munde, einen Misthaufen und horcht, woher das erste Hundegebell kommt, von derselben Seite wird der Freier erscheinen. Scheut sie die Kälte nicht, so kann sie ihn sogar sehen, wenn sie im Morgengrauen splitternackt an den Brunnen tritt: auf dem Spiegel schwebt

*) Vieles von dem nachstehend Mitgeteilten ist dem trefflichen Büchlein: „Das Jahr und seine Tage in Sitte und Brauch der Rumänen Siebenbürgens" von Wilhelm Schmidt (Kronstadt 1866) entnommen; einiges aus rumänischen Quellen; reichlich habe ich auch eigene Beobachtungen (aus der Bukowina) benutzt.

ein Bild. Hat sie mehrere Anbeter, sagen wir zehn, so benennt sie ihre Finger nach denselben; der Finger, der am lautesten knackt, enthüllt den verläßlichsten Werber; was ein armes Kind tut, welches mehr als zehn Freunde hat, weiß ich nicht zu sagen. Am Dreikönigstage wird vom Popen das Wasser geweiht; einige Flaschen bewahrt man als treffliches Mittel für alle Krankheiten von Mensch und Vieh auf; das Essen gekochter Pflaumen ist an diesem Tage obligatorisch, der Rausch nicht, doch pflegt er selten zu fehlen. Am Dreikönigstage zu sterben ist besonders angenehm, da die Himmelstüre vom Morgen bis zum Abend offen steht und die Seele daher ohne Fegefeuer direkt in den Himmel kommt. Am Abend ziehen die Sternsinger herum — ein Haufe Sänger, die eine Papierlaterne tragen; treffen sich konkurrierende Sänger, so geht eine fröhliche Prügelei vor sich, die oft ein trauriges Ende nimmt; mancher Bursche dankt diesem Abend seine Verkrüppelung für Lebenszeit. Am Theodorstag darf kein Mädchen das Haus verlassen; weil da die Zentauren des heiligen Theodor umherspuken: Fabelwesen, halb Mensch, halb Roß, die Jungfrauen rauben. Hier ist eine sichtliche Spur aus Römertagen; wie aber gerade der heilige Theodor zu solchen Jüngern kommt, ist unklar. Im Fasching wird nicht viel mehr getanzt als das ganze Jahr über; auch die Sitte, den Fasching in Gestalt eines Strohmanns am Aschermittwoch zu verbrennen, findet sich nur vereinzelt. Am Karmittwoch wird das Osterbrot gebacken; wer in der Folge ein Krümchen wegwirft, erleidet schwere Himmels-

strafe. Ein Bad am Karfreitag erhält das ganze Jahr gesund; ob dies probat ist, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls ist der Glaube löblich, denn mancher kommt so mindestens einmal jährlich zu einem Bade. Wer in der Osternacht die Kirche besucht, bleibt das ganze Jahr nüchtern; hier lehrt die Erfahrung die Nutzlosigkeit des Mittels. In dieser Nacht sind alle Dämonen losgelassen; auch Schätze kann man da am leichtesten heben. Wer den Farblöffel, mit dem die Ostereier bestrichen worden, in den Gürtel steckt und auf einen Baum steigt, kann alle Hexen, die sich unsichtbar machen, sehen; die älteste und schlimmste pflegt als Leibroß den Gemeindestier zu benutzen; wer gar am Ostermontag den ganzen Tag auf einer Brücke steht, hat die Hexen ganz in der Gewalt. Gut gegen die Hexen ist es, am Georgstage grüne Büsche vor die Türe zu legen; auch muß man in der Nacht die Kühe bewachen, da ihnen die Dämonen sonst für ein Jahr die Milch entziehen; das junge Volk pflegt sich durch wirksame Mittel wach zu erhalten; die Georgsnacht steht in schlimmem Ruf. Wer in dieser Nacht eine weiße Schlange fängt, ihr mit einer Silbermünze den Kopf abschlägt, diesen Kopf mit Erde bedeckt, Knoblauch darauf pflanzt und am nächsten Georgstage von dem Knoblauch ißt, kann alle Schätze im Erdinnern sehen, ja sogar das Gras wachsen hören. Es gibt wenige rumänische Bauern, die das Gras wachsen hören, die Bedingungen sind ja aber auch sehr kompliziert. Wer nur einen Schatz heben will, kann dies auch dadurch erreichen, wenn er von einem Georgstag zum anderen

nur verschimmeltes Brot ißt; das ist leichter als das Mittel mit der Schlange, angenehmer ist es nicht.

Georgi leitet den Frühling ein; das eigentliche Lenzfest ist Christi Himmelfahrt: jeder Bursche setzt seinem Mädchen einen Baum. Pfingsten wird durch einen Tanz gefeiert, der frappant an die „collini Salii“ erinnert; der Vortänzer heißt noch heute „Vataf“ („Vates“); er macht die abenteuerlichsten Sprünge; daß man nur durch des Teufels Hilfe die für die Würde eines „Vataf“ nötige Geschicklichkeit erlangen könne, ist ein ganz allgemeiner Glaube. Johannis gilt als Unglückstag, ebenso der St. Eliastag; dieser Heilige regiert den Blitz und macht den Donner; auch einige andere Züge des Jupiterglaubens sind auf ihn übergegangen. Ihn fleht man an, das Gewitter fernzuhalten; hingegen wird Regen zumeist mit Hilfe des Zigeuners erbeten; er ist es auch, der vor Vampiren schützen kann. Die Ernte wird unter Gebräuchen eingebracht, die sichtlich eine Mischung slawischer und römischer Überlieferungen sind. Sommer und Herbst sind an bedeutungsvollen Tagen arm. Nähern wir uns wieder der Jahreswende, so ist der Nikolaustag sehr gefährlich, weil da der Teufel umgeht, Kinder zu stehlen. Der Weihnachtsabend wird durch Absingung von „Kalinden“, Weihnachtsliedern, gefeiert, uralten, oft ganz unverständlichen Gesängen, die wenig mit dem Christentum gemein haben. Der Silvestertag ist zur Erkenntnis der Zukunft besonders geeignet: legt man ein Blatt Immergrün auf einen Teller, so weiß man ganz genau, was einem im nächsten Jahre begegnet: wird es schwarz,

so wird man sterben; Flecken deuten auf Krankheit; bleibt das Blatt grün, so wird man gesund bleiben. Am Silvesterabend ist ein Rausch die Regel; wie sich dann ans fröhliche Ende der fröhliche Anfang schließt, ist bereits gesagt.

Auch die Wochentage sind sehr bedeutungsvoll. Der Dienstag (Marti), der Tag des Mars, ist besonders zu fürchten; wer da eine Arbeit beginnen oder auch nur fortsetzen wollte, wäre ein Verwegener, der das Schicksal herausfordert; der rumänische Bauer beugt sich dem Schicksal und tut auch am Dienstag nichts wie am Sonntag. Ebenso dürfen am Mittwoch und Freitag (Miercuri und Vinire), dem Tage des Merkur und der Venus, zum mindesten einige Arbeiten niemals verrichtet werden. So bleiben nur „Luni“ (Montag, Tag der Luna), „Joi“ (Donnerstag, Tag des Jupiter) und Sombata (aus dem Slawischen „Sobota“, an den „Saturnus dies“ der Römer anklingend) als Arbeitstage übrig. Man sieht, zu vieler Arbeit ist unser guter Thodika nicht erzogen worden.

Was er etwa sonst noch konnte, hat er selbst erlernt, vom Zusehen, vom Zuhören. Da war also vor allem das Viehwarten, die erste Tätigkeit, durch die er sich im väterlichen Haushalt nützlich machte. Das ist keine Hexerei, man treibt die Pferde, Schafe und Ochsen ins Feld, läßt sie grasen, wo sie wollen, und sorgt nur dafür, daß der Nachbar das Vieh, welches ihm Weide oder Acker schädigt, nicht pfändet, oder daß es der Zigeuner nicht stiehlt, was freilich oft genug geschieht, denn —

So lang der Zigeuner nicht stiehlt,
Er nie als Mensch sich fühlt,

sagt das Sprichwort. Es ist ein lustig Leben, das die jungen Hirten draußen führen, und das Volkslied hat dafür schöne und naive Worte gefunden. So zum Beispiel in folgendem:

Kuckuck, Kuckuck, Kuckucklein,
Warum singst du dort am Rain?
Komm und sing im Hof bei mir,
Ganz besonders lohn' ich's dir,
Weißes Brot bekommst du fein,
Dazu roten Meneschwein. —

„Dank für deine Gaben schön,
Will nicht zu dir singen gehn!
Sing' im Feld, im Feld behagt's,
Wo des Rinds Geblöck zum Ohre dringt,
Wo des Hirten Flöte um mich her erklingt!"*)

Damit ist auch schon die zweite Fertigkeit erwähnt, die unser Thodika vom Zusehen, vom Zuhören erlernt: das Blasen der Hirtenflöte. Kein Rumäne hat's von einem Lehrer, aber jeder kann's vortrefflich. Und wahrlich — der Kuckuck hat recht, wenn er es gerne hört! Das Instrument ist kunstlos, ein Stück Schilfrohr, in welches, scheinbar regellos, einige Öffnungen eingeschnitten sind, gering ist auch die Kunstfertigkeit des Hirten, und doch! wie schön, wie herzbeweglich ist der Ton der rumänischen Schalmei, wenn er sanft in

*) Übersetzt von J. K. Schuller. Ebenso die drei folgenden.

der Ebene verzittert oder von der Bergspitze halbverweht ins Tal hinabklingt. Bald ist's ein Tanz, bald die Melodie eines Liedes oder ein wildes, sehnsüchtiges Wogen der Töne, einförmig und endlos, wie sich die Wasser im Flusse drängen — und doch so ergreifend! Wer hat die rohen Hirten solche Töne gelehrt? Und wer solche Lieder? Draußen auf der Heide lernt der Knabe nicht bloß die Schalmei blasen, sondern auch singen. Wer weiß, wer diese Lieder gedichtet, vielleicht ein Hirte gleich ihm, vielleicht er selbst! Noch lebt das Volkslied als eine lebendige Blume unter den Rumänen — Tausende welken unbeachtet, Tausende blühen auf. Dem Rumänen wird jedes Gefühl, jede Beobachtung zum Liede. Da sieht unser Thodika ein unscheinbares, duftiges Kräutlein zu seinen Füßen keimen und singt:

Reife nicht, Basilienkraut
Keine Seele auf dich schaut!

Aber da fällt ihm auch alsbald ein, wozu solch ein unscheinbar Ding doch gut sei, und er gibt sich die Antwort, als hätte das Kräutlein sie ihm gegeben:

Warum soll ich reifen nicht,
Da zum Tanz mich's Mädchen bricht?

Oder da liegt der Hirte am hellen Maitag neben der Quelle behaglich ausgestreckt, blickt in den lichten Frühlingshimmel hinein und malt sich aus, wie es wohl droben aussehen möge. Und dann richtet er sich auf und singt:

An der Quelle bei Gropan
Weiden Rosse des Joan,
Sattle mir zwei Rosse gleich,
Reit hinauf ins Himmelreich.
Dornenriegel, sperret mir
Ganz und gar die Himmelstür,
Lege Hand an, brech' ihn ein,
Reit in' Himmel d'rauf hinein! —
Lang' konnt' ich nicht drinnen sein,
Standen zu viel Blumen da,
Lasen zu viel Popen da,
Sangen zu viel Küster da,
Zischten zu viel Schlangen da.

Es sieht also im Himmel ungefähr so aus wie in der Dorfkirche, nur zischt dort auch die Schlange, das „Zaubertier" der Dämonen.

Zuweilen besingt auch der Hirte Bilder aus seiner nächsten Umgebung, Dinge, die recht alltäglich, recht prosaisch sind. Aber auf seinem Liede liegt denn doch ein Duft echter Poesie:

Herr, send uns herab den Regen,
Daß die Pflüge sich bewegen,
Daß ich höre bald.
Wie des Pflügers Flöte schallt
Und wie seine Peitsche knallt!
Wie die Schelle an den Ochsen läutet,
Und des Pflügers Ruf sie treibt,
Daß ich seh', wie Mädchen schön
Mit der Kost vorübergehn.
Ist der Pflüger Junggesell,
Spannt die Ochsen an er schnell,
Rühret hurtig sich und rege,
Daß er rein die Pflugschar fege,

Läßt beim Freund die Ochsen dort,
Geht zur Schönen in das Dorf,
Geht darauf wie ein Voinik (stattlicher Bursche
Flink, woher er kam, zurück,
Trifft die Ochsen weidend dann
Und den Freund im Schlafe an.
„Wache auf, Kam'rad, erwache,
Daß der Schlaf nicht krank dich mache,
Schau, das Morgenrot erglüht,
Daß es uns am Pfluge sieht!"
Flötend bricht er auf sodann,
Treibet laut die Ochsen an.
Nach dem Dorf blickt er im Gehn.
Um sein Liebchen zu erspähn,
Wie es mit dem Essen geht
Und im Wind die Schürze weht.

Es ist eines der verbreitetsten Lieder und obendrein ein Lieblingslied unseres Thodika, der es oft noch mit grauem Haar in der Schenke gebrummt. Warum es solche Verbreitung gewonnen? Wahrscheinlich deshalb, weil sich der Mensch gerne zuweilen in die Sphären des Idealen emporschwingt! Denn ein Pflüger, der gern zur Arbeit geht und schon im Morgenrot auf dem Felde ist — das ist in Rumänien ein Ideal, auf Erden sieht man es nicht verkörpert. Man darf getrost und ohne Übertreibung sagen, daß die Sonne vielleicht hier und da ein gleich träges, aber nirgendwo ein trägeres Volk bescheint. Es ist bereits erwähnt, wie weit sich dieser schlimme Zug des Volkscharakters aus den Geschicken der Rumänen erklären läßt. Doch trägt sicherlich auch die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens viel dazu bei, man erntet mit leichter Mühe das Nötige,

wozu sich um das Überflüssige anstrengen?! Hierzu kommt, daß jegliche Erziehung zur Arbeit fehlt, jegliches ermunternde oder beschämende Vorbild. In jenen rumänischen Dörfern der Bukowina, welche an deutsche Kolonien grenzen, wird dreimal so viel gearbeitet als in den Donaufürstentümern.

Thodika Kabsan machte da keine Ausnahme. Als er zum Jüngling herangereift war, erlernte er wohl neben dem Viehwarten, Flötenblasen und Liedersingen als viertes auch die Bestellung des Ackers, aber er widmete sich dieser letzteren Tätigkeit sicherlich minder eifrig als den anderen. Er tat, was er tun mußte, langsam und verdrossen, und pflügte, säte und erntete genau nach derselben Art, wie es die Väter getan. Die geschnittene Frucht wird im Freien aufgestellt, bis sie gedroschen wird. Verdirbt sie unterdes der Regen, so hat es eben der Teufel so gewollt. Und derselben unheimlichen Ursache wird es auch zugeschrieben, wenn ein Feld allmählich weniger Frucht trägt, dann ist es eben „verhext" und man bebaut es nicht mehr. Den Teufel durch kräftigen Dünger auszutreiben, fällt keinem Bauern ein.

So viel von der landwirtschaftlichen Tätigkeit des Thodika. Was er jedoch als fünftes und sechstes erlernte, gleichfalls nur vom Zusehen, vom Zuhören, das betrieb er eifrigst, mit größtem Fleiß und Zeitaufwand: das Tanzen und die Liebe. Beides erlernte er gleichzeitig und an demselben Orte; in dem Punkte ähnelt der rumänische Bauernbursche dem deutschen Gymnasiasten, welcher während der Tanz-

stunde die erste, verschämte, süßschmerzliche Herzensglut zu erleben pflegt. Aber die Ähnlichkeit ist wahrlich nur eine äußerliche, sowohl der Tanz, als die Liebe der beiden sind grundverschiedener Art.

Vergegenwärtigen wir uns den Moment, wo Thodika zum ersten Male sein Herz entdeckt und sich im Reigen geschwungen. Er ist sechzehn Jahre alt, sein Herz ist fröhlich und um ihn her tobt alles in ausgelassener Freude. Ein Sonntagnachmittag im Spätherbst; die Frucht ist bereits eingebracht, vielleicht auch schon auf dem Halm verhandelt; jeder Bauer hat Geld im Beutel, oder doch wenigstens neuen Kredit. Darum ist die Schenke bis auf das letzte Plätzchen gefüllt, und Avrumko, der Wirt, und sein Weib Sarka haben alle Hände voll zu tun, den Schnaps heimlich zu wässern und einzuschenken, hier das Geld einzustreichen, dort mit doppelter Kreide die Zechschuld aufzuschreiben. In der großen Schenkstube — das Gebäude enthält außer diesem Raum gewöhnlich nur noch eine Stallung und die Wohnkammer des Pächters — herrscht ungemeines Gedränge, nebenbei auch eine schauderhafte Atmosphäre. Die Tische sind an die Wände gerückt, da sitzen die älteren Männer und Weiber, trinken, singen und trinken wieder. In der Mitte hat eine Zigeunerbande Posto gefaßt und verübt einen erschrecklichen Lärm, obwohl sie nur aus vier Köpfen besteht: zwei Geigern, einem Zymbalschläger und einem doppelten Virtuosen, der gleichzeitig Trommel und Tschinellen schlägt. Und rings um die Musik drehen sich die Bursche und Mädchen,

stampfen auf den Boden, daß das Haus dröhnt, und jauchzen, daß das zartere Trommelfell eines Städters davon zerspringen könnte. Getrunken haben sie vorher schon alle, und auch jetzt fahren sie fort, sich ein wenig die Kehle anzufeuchten, Burschc wie Mädchen. Auch Thodika hat bereits einiges zur Belebung seines Mutes getan; aber so oft er um sich geblickt, eine Tänzerin zu erspähen, wird sie just von einem anderen in den Reigen gezogen. Denn hier wird nicht durch Verbeugung oder gar durch zarte Frage engagiert, man legt kurzweg den Arm um die Hüfte des Mädchens und zerrt sie fort. Unser Thodika steht zaudernd da und tastet sich verlegen um das Kinn, wo bereits die ersten Bartkeime hervorstechen. Sehnend schweift sein Blick umher — aber das Gute steht ihm so nah, dicht hinter ihm! Das ist das hübsche, runde, vierzehnjährige Töchterchen des Dorfrichters, des „Dvornik" — Olga Bomiul. Im warmen Licht des Südens reift die Mädchenknospe früh; man sieht der Gestalt und vor allem den glühenden Schwarzaugen der Olga nicht an, daß sie erst vierzehn Sommer gesehen. Des Dvorniks Hof steht neben jenem des Gregori. Thodika hat die Olga oft genug stundenlang gesehen, aber nun er sie festlich geschmückt erblickt und ihn der Strahl dieser schwarzen Augen streift, da ist es ihm, als hätte er sie in dieser Sekunde zum ersten Male recht angeschaut. Flugs legt er den Arm um sie, das Mädchen errötet tief, aber es sträubt sich nicht und schmiegt sich fest an den Tänzer. Dies schreibt freilich auch der Tanz vor, den die Musikanten eben aufspielen — der

„Russische". Burschе und Mädchen umschlingen sich und drehen sich langsam auf derselben Stelle, dann fassen sie sich bei den Händen und drehen sich, lassen einander ganz und drehen sich einzeln — alles langsam, feierlich, aber ohne Aufhören, ohne sich vom Platz zu rühren — das bloße Zusehen kann schwindelig machen. Thodika wird blaß, Olga wird rot — kommt das vom ungewohnten Tanze? Aber sie harren mutig aus, bis die Musik schweigt, und bleiben dann still nebeneinander stehen. Nun ist Thodika rot und Olga blaß. „Hm—m", macht er verlegen. „Hm!" wiederholt sie still und verschämt. Damit ist das Eis gebrochen, der Tänzer unterhält seine Tänzerin, wenn auch in langen Pausen. „Es ist heiß hier," sagt er zaghaft. Sie schweigt lange und erwidert endlich leise: „Ja, recht heiß." Dann wieder nach fünf Minuten er: „Du hast ein schönes Band um den Hals." Worauf sie: „Und du um den Hut!" Da faßt er sich ein Herz und erwidert schnell: „O! wenn dir nur das Gesicht darunter gefällt!" Aber im nächsten Augenblick ist er über diese ungemeine Kühnheit starr vor Schrecken, und spricht keine Silbe mehr. Die Olga natürlich auch nicht. Aber um so lauter lärmen die anderen und am lautesten der Vater des Mädchens, der alte, lustige Dvornik. „He, ihr Burschе!" ruft er, „wir haben selbst im Winter im Freien getanzt, und ihr pfercht euch schon im Herbste in die Stube? Hinaus mit euch, und tanzet draußen eine Hora, oder einen Arkan, wie's wackeren Rumänen ziemt!" Das geschieht. Unser junges Paar schleicht zuletzt hinaus, aber schließlich kommt es doch noch zu-

recht, um unter der entlaubten Linde die Hora mitzutanzen. Das ist ein charakteristischer, nationaler Tanz, aber an sich einförmig, es kommt nur auf den Vortänzer an, was er daraus macht. Die Paare fassen sich an den Händen, bilden einen Kreis und bewegen sich von links nach rechts. Dann lösen sich die Hände, der Vortänzer tritt mit seiner Schönen in den Kreis, und sie führen nun kunstvolle Sprünge und Wendungen aus, welche die anderen Paare nachmachen, so gut sie können. Heute ist der schwarze Doxaki Vortänzer, ein wilder, wüster Bursche, aber in dieser Kunst sucht er seinesgleichen. Dem Thodika und seiner Braunen wird es heiß und immer heißer, nicht bloß deshalb, weil sie zum ersten Male tanzen, sondern — es kommen da oft auch sehr eigentümliche Figuren vor ... Endlich, nach einer Stunde, schließt sich der Kreis wieder und bewegt sich langsam hin und her. Das geschieht zugunsten der Musik, denn nun machen sich die Zigeuner auf, wandeln im Kreise von Paar zu Paar und besingen es in einigen schmeichelhaften Versen so lange, bis sie vom Tänzer eine Gabe erhalten, welche durch einen Tusch dankbar quittiert wird. Die Verse müssen irgendwie auf das Paar passen, werden also größtenteils im Augenblick improvisiert. Es geschieht dies freilich in hergebrachten Formen, doch gehört gleichwohl viel Geschick dazu. Was die Gabe betrifft, so regelt sie sich natürlich nach Willen und Vermögen des Tänzers und variiert von einem Viertel- bis zu drei Leu*). Krampfhaft faßt Thodika das Zwei-

*) Leu = 1 Frank = 80 Pfennig R.-W.

leustück, welches er zum Namenstage von der Mutter erhalten; es ist zwar sein einziges Besitztum, aber er opfert es gern, um der Olga zu imponieren. Nun sind auch die Musiker herangekommen; lächelnd besieht sich der grauhaarige Geiger das Pärchen und ist rasch orientiert. Er singt:

Zartes Blatt der roten Rose!
Scheu und still ist jung Gekose,
Schwer brennt Strauchwerk, grün und feucht,
Aber — grüne Herzen leicht!

Lautes Gelächter. Blitzschnell lösen sich die verschlungenen Hände, purpurrot fahren die jungen Leute auseinander, Thodika hat nur eben so viel Geistesgegenwart, dem Zigeuner das Geldstück in die Hand zu drücken, der Olga aber ist's, als drehe sich Himmel und Erde kichernd um sie. Mit glühenden Wangen, mit gesenkten Augen harrt sie aus, bis der Kreis gelöst ist, dann aber stürzt sie fort, heim. Thodika möchte ihr gerne folgen, wenn er nur den Mut dazu aufbrächte; so bleibt er denn in der Schenke, steht verlegen in allen Ecken herum, trinkt sich Mut und geht erst spät heim. Der Mondschein liegt über der Dorfstraße, und das macht ihn vollends so sehnsüchtig, daß er hin und her schwankt. Oder ist doch das Getränk des Avrumko daran schuldig?...

So hat der Thodika zum ersten Male das Tanzen und die Liebe probiert. Und in den folgenden Jahren hat er sich in den beiden Künsten oft versucht, sehr oft, jeden Sonntag, bis er es endlich in beiden zur Meister-

schaft gebracht. Wir wollen ihm nicht auf diesen Pfaden folgen, welche mit Rosen bestreut, aber auch zuweilen — man muß immer die Wahrheit sagen — schnapsduftig waren. Genug, als er zwanzig Jahre zählte, war er einer der gesuchtesten Vortänzer bei der Hora, und wenn er Sonntags im Festschmuck über die Dorfstraße ging, blickte ihm manches blaue oder schwarze Augenpaar zärtlich nach. Er war ein wackerer Bursche, der nicht gern etwas schuldig blieb, und so gab er auch jeden solchen Blick ehrlich, ja mit Zinsen zurück. Aber die Olga war ihm doch die Liebste, obwohl er es ihr nie offen heraussagte, auch nicht einmal allzu deutlich merken ließ, „damit sie nicht stolz wird", meinte er, in Wahrheit aber, weil er sich nicht recht an sie herantraute. Denn erstens war sie des Dvorniks Tochter, und zweitens liebte er sie wirklich. Echte Liebe aber macht auch einen rumänischen Bauernsohn zaghaft und bescheiden. Und so wären sie wohl noch, wer weiß wie lange, im Unklaren geblieben, hätten ihnen nicht die beiden mächtigen Genossen und Verbündeten jeder ehrlichen Liebe helfend beigestanden: der Frühling und die Poesie.

Was den Frühling betrifft, so ließ er die Erde grünen und duften, die Veilchen blühen und die Menschenherzen fröhlich schlagen. Der Thodika pflügte gerade auf seines Vaters Felde, und die Olga jätete auf dem des Richters. Der Bursche blickte hin und das Mädchen her, aber trotz des Frühlings wollte ihnen kein Wort über die Lippen treten. Aber da hat ja die Poesie aus dem Herzen dieser armen, rohen Menschen

duftige Lieder sprießen lassen, und ein solches Volkslied kam dem Thodika in den Sinn, und er sang es der Geliebten zu:

Grünes Blatt vom Haferkorn:
Schönste Blum' in Busch und Dorn!
Bin verliebt in deinen Gang,
Denn du wiegst dich leicht und schlank,
Hast mein Herz verzehrt schon lang!
Lieb' Blaublümelein, entsprungen
Mir im Wege, sei besungen!
Ragst so schlank zum Himmelsblau,
Passest zu mir ganz genau!
Wandrer werden dich nicht sehen,
Dann muß ich vor Leid vergehen!
Blümelein, Blaublümelein,
Komm geschwind aus Herze mein,
Komm bei mir in schöne Blüte,
Daß vor Bösen ich dich hüte!
Komm wie Tau auf mein Gemüte!*)

Das Mädchen ließ erschauernd, tief errötend, das Haupt sinken, aber es regte sich nicht. „Versteht sie mich nicht?" — dachte er bang und begann ein zweites:

Blumenlippe, süßes Mädchen!
Samstag komm' ich vor dein Haus,
Knüpf dir an die Hand ein Fädchen,
Häng's zum Fensterlein heraus!

Komm' ich zu dir, dich zu wecken,
Zieh' ich sacht dran, ganz sacht:
Dann kommst du heraus, und beide
Haben wir die schönste Nacht.

*) Übersetzt von Mite Kremnitz; die beiden folgenden von W. Rudow.

Er sang's, so schön er konnte, unter nicht geringem Herzklopfen, und dachte sich: „Versteht sie's nicht — nun, dann ist es eben nur so ein Gesang gewesen." Aber sie verstand es und hub an und sang:

Thodo, du bist mir lieb,
Lieber als die andern Knaben:
Lebst du, sollst du mir nur leben,
Stirbst du, will ich dich begraben.

Dich begraben mir zu Häupten,
Daß ich träume stets von dir,
Und Gott bitten, daß ein Ende
Er bald machen mög' mit mir.

Hier endet das kurze Liedchen; aber hätte es auch noch so viele Reime, die Olga hätte sie an jenem Frühlingsmorgen nicht mehr gesungen. Denn urplötzlich legten sich ein Paar durstiger Lippen auf die ihrigen, ein Paar kräftiger Arme um ihren blühenden Leib, und — am nächsten Sonntag gingen zwei Gespielen des Thodika als Freier in das Haus des Richters und wurden hinausgeworfen, aber ganz freundschaftlich und nur deshalb, weil es der Brauch in der nördlichen Moldau so gebietet, und am zweitnächsten Sonntag gingen Gregori und Xenia in dies Haus, und am Abend wurde unter Musik, Flintenknall und allgemeiner Illumination der Köpfe die Verlobung des jungen Paares gefeiert.

Die Hochzeit konnte nicht rasch folgen, Thodika mußte vorher zum Assentplatz gehen, und trotz der ungemeinen Protektion, welche er als künftiger Schwiegersohn des Richters genoß, wurde er abgestellt

und in die Armee des Hospodars eingereiht. Mutter und Braut weinten blutige Tränen, auch Thodika hätte gern geweint, wenn er sich nicht geschämt hätte. Beim Abschied behielt er leidlich seine Fassung, aber auf dem Transport brach sein Schmerz laut aus. Auch seine Kameraden zeigten geringen Gleichmut. Aber dazu lag wahrlich kein Grund vor. Zur Zeit, da Thodika jung war, gab es eigentlich von Rechts wegen gar kein selbständiges moldauisches Heer; der Hospodar des Fürstentums war Vasall der Pforte und zahlte einen Tribut dafür, um im Kriegsfall von seinem Lehensherrn beschützt zu werden. Auch stand damals noch eine türkische Besatzung im Lande. Wenn der Hospodar gleichwohl alljährlich eine Aushebung anordnete, so geschah es hauptsächlich, um dem wiedererwachten Nationalgefühl zu schmeicheln. So ein junges Nationalgefühl einer kleinen Nation gibt sich auch mit Kleinigkeiten zufrieden, und waren die Moldauer vor dem Pariser Frieden in der Tat stolz auf ihre Armee, so war dies ein Beweis rührender Genügsamkeit. Denn wie stand es um jenes Heer? Man trieb die Rekruten zusammen und ließ sie von Abenteurern aus aller Herren Ländern einexerzieren, so gut es ging. Eine feste Instruktion hierfür gab es nicht; der Offizier richtete seine Leute verschieden ab, je nachdem er ein ehemaliger österreichischer Feldwebel war oder ein ehemaliger Sergeant aus Algier. Ebenso verschieden war die Bewaffnung, die Gewehre boten eine Musterkarte verschiedener Systeme, und nicht jeder Soldat erhielt ein Gewehr, mancher nur eine

Pike, mancher einen Säbel. Und was gar die Uniformen betrifft, so sah man da friedfertig nebeneinander französische, englische, russische, österreichische Waffenröcke — der Hospodar kaufte eben, was er billig bekam. Die Hälfte aber bekam gar keine Uniform und trug das mitgebrachte bäuerliche Gewand, bis es in Lumpen zerfiel. Seit Rumänien ein selbständiger Staat geworden, steht dies anders und besser, Uniformierung und Bewaffnung sind einheitlich organisiert, und daß ein guter Geist in diesem Heere herrscht, hat der Tag von Plewna erwiesen.

Was aber nun wieder unseren Thodika betrifft, so erging es ihm nicht schlechter, denn damals allen anderen. Er lungerte zwei Jahre in Roman herum, exerzierte hier und da, aber nicht zu häufig, erhielt hier und da seinen Sold, aber nicht zu häufig. Die Olga wandelte inzwischen betrübt umher, dachte sehnsuchtsvoll ihres fernen Liebsten und sang wohl die schönen Lieder der Verlassenen, wie sie der Volksmund in so großer Zahl hegt. So die Bitte an den treuen „Freund der Einsamen“:

Sprächest, Mond, du auch so gerne,
Wie du wandelst nah und ferne,
Fragt' ich, Mond, dich: Hast im Gehen
Nicht den Liebsten du gesehen?
„Wenn ich ihn auch sah im Land,
Hab' ich ihn doch nicht erkannt!“
Gar so leicht ist er zu kennen
An der Gürtelkette Klang
Und an seiner Füße Gang!*)

*) Übersetzt von J. K. Schuller.

Das waren für den Mond nicht Erkennungszeichen genug; aber die Olga brauchte nicht einmal diese. Denn als sie einmal in der Dämmerung eines Sommertags sehnsüchtig und betrübt vor ihres Vaters Hause saß, da kam langsam, müden, schwankenden Schrittes ein Mann die Dorfstraße empor, dem Bart und Haar verwildert ums Gesicht hingen, und der seine Lumpen mühsam durch einen Gürtelstrick zusammenhielt. Aber sie erkannte ihn doch und hing ihm jubelnd am Halse. Als sie in des Gregori Haus traten, da wankte die Xenia vor Freude und ward wie berauscht, obwohl sie keinen Tropfen getrunken; der Gregori aber, der schwer bezecht war, wurde vor Freude nüchtern. Und zwei Wochen darauf wurde eine Hochzeit gefeiert, wie sie das Dorf Folteşti selten gesehen.

So ward unser Thodika ein Ehemann und gleichzeitig, da ihm sein Vater das Anwesen abtrat, ein selbständiger Grundwirt, und lebte vierzig Jahre auf seiner Scholle, still und friedlich, bis er im vorigen Jahre am Säuferwahnsinn in Gott entschlief. Keine gewaltigen Schicksale haben sich über seinem Haupte entladen, und jene mächtige Hand, welche bald grausam, bald gütig über uns allen waltet, hat ihn weder stolz erhoben, noch tief hinabgebeugt. Er nahm ein Weib, zeugte Kinder, trank Schnaps, Met und Wein und starb. Das ist alles. Er war in allen Stücken genau so, wie die anderen um ihn her. Aber eben darum soll berichtet werden, wie er sich in seinen verschiedenen Würden und Verhältnissen benahm: als Gatte, als Familienvater, als Christ, als Landwirt,

als Staatsbürger und endlich als Politiker. Denn es ist bereits erwähnt, daß diese Biographie des Thodika eigentlich nicht um des Thodika willen geschrieben wird.

Die Olga war des Thodika Weib geworden, weil er sie liebte, weil sie ihm ein reiches Heiratsgut zubrachte. Und Thodika war ein gutmütiger Mensch. Darum behandelte er sein Weib nach rumänischen Begriffen außerordentlich gut. Er prügelte sie höchstens einmal wöchentlich und dies auch nur, um nicht gegen die geheiligte Landessitte zu verstoßen. Hätte er sie gar nicht geprügelt, die Olga hätte blutige Tränen darüber vergossen, daß ihr Gatte sie „vernachlässige". Auch war er in allen Dingen, im Größten wie im Kleinsten, der unumschränkte Gebieter; sein Wille geschah. Aber nur der Befehl ging von ihm aus, die Ausführung lag dem Weibe ob und unter ihrer Aufsicht den Knechten. Kurz — die Olga war nicht die gleichberechtigte Gefährtin, sie war die Sklavin ihres Gatten. Ihm dünkte das selbstverständlich, ihr nicht minder. Thodika behandelte sie gut; andere mißhandeln ihr Weib, oft genug in empörendster Weise. Hierzu kommt noch ein eigentümlicher Umstand. In der Regel ist die Mutter des Gatten im Hause; in der Regel liebt der rumänische Sohn seine Mutter mit blinder Zärtlichkeit. Demgegenüber hat die „Fremde" schweren Stand, die „böse Schwieger" spielt in unzähligen Volksliedern die Hauptrolle, eine weitaus größere, als im Liede eines jeden anderen Volkes; auch darin ist das Volkslied ein treuer Spiegel der Volksseele und der gesellschaftlichen Zustände der länd-

lichen Bevölkerung. Von diesen charakteristischen Klagen, welche oft genug mit einer derben Verwünschung enden, stehe hier folgende Probe:

Grünes Gänsedistelblatt!
Jung man mich vermählet hat.
Böse Schwieger ich bekam.
Setzt sie auf den Herd sich,
Bellt sie immer an mich,
Schreit, ich sei nicht hurtig.
Schnell bin ich wie Feuersglut,
Doch das Glück war mir nicht gut.
Grünes Blatt am Teiche!
Bei der Mutter einst als Mädchen
Hatt' ich Roggenbrot, nichts weiter,
War gesiebt im lockern Reuter,
Doch im Freien aß ich's heiter.
Aber seit ich bin vermählet,
Ist mein Brot das allerfeinste,
Ist gesiebt aufs allerreinste;
Doch am Tische ess' ich's weinend.

Daß das rumänische Weib trotz all der Lasten heiter, gutmütig, sangesfreudig bleibt, ist sicherlich ein Beweis für die gesunde Elastizität ihres Wesens. Und ein fernerer voller und schöner Beweis für den guten Kern ihrer Natur ist wohl der Umstand, daß das Eheleben der Rumänen im ganzen und großen ein makelloses ist. Man nehme dies nicht als etwas Selbstverständliches hin, es ist eine bemerkenswerte Erscheinung; denn im allgemeinen ist das Band der Ehe um so fester und heiliger, je würdiger die Stellung des Weibes ist. Aber der schönste Zug des Rumänenweibes ist unbedingt die heiße, hingebungsvolle Liebe für ihre

Kinder. Trefflichere Mütter, als im rumänischen Dorfe, wird man selten finden.

Und es ist gut so. Denn was würde sonst aus den armen Würmern werden? Thodika als Familienvater, das ist ein trauriges und — kurzes Kapitel. Jegliche Sorge für die Kinder bleibt der Mutter überlassen, der Hausvater ist fast nur der „Wauwau", mit dem den Unartigen gedroht wird. Eine sehr wirksame Drohung! Denn der Vater sorgt mindestens einmal wöchentlich dafür, daß auch an den übrigen Tagen der Woche in Erinnerung bleibe, wie schwer sein Arm, wie schneidig seine Rute ist. So sorgt er denn ausschließlich nur für die häusliche „Zucht", für alles übrige mag die Mutter und der liebe Gott sorgen. Wie läßt sich solche Handlungsweise erklären? Liebt etwa der rumänische Bauer seine Kinder nicht? Sicherlich liebt er sie; es ist nicht anzunehmen, daß gerade in seinem Herzen die Stimme der Natur schweigen sollte. Aber die Sitte will es so und die Sitte ist oft sehr unsittlich.

Thodika als Landwirt — auch dies Kapitel ist gerade nicht lustig und es läßt sich nicht viel mehr darüber sagen, als bereits erwähnt ist. Der Ackerbau wird lässig betrieben, der fruchtbare Boden lohnt auch geringe Mühe. Von rationeller Landwirtschaft, vom Gebrauch kunstvoller Geräte und Maschinen ist vollends nicht die Rede. Man pflügt im Frühling und erntet im Herbste — die Arbeit dauert höchstens zwei Monate des Jahres. Noch geringere Zeit und Mühe wendet der Bauer auf die Viehzucht. An eine Veredlung der Rasse, an eine rationelle Zucht wird nirgendwo ge-

dacht. Man läßt das Vieh auf die Weide treiben und verkauft einige Stücke, wenn man sie für überflüssig hält oder Geld braucht. Wie sehr sich diese Nachlässigkeit am Volkswohlstand gerächt, ist kaum zu sagen. Der podolische Mastochse hat den rumänischen geschlagen und von den großen Fleischmärkten fast verdrängt. In gleicher Weise ist die Pferdezucht herabgekommen. Das moldauische Pferd war einst weit berühmt, wie unter anderem auch das türkische Sprichwort beweist: Agam dilberi Bogdan bargiri mechurdir — „Nichts ist so schön, wie ein Perserjüngling und ein moldauisches Pferd". Das Sprichwort lebt noch, vielleicht sind auch noch die persischen Jünglinge schön, die rumänischen Pferde jedoch wahrlich nicht mehr. Die Rasse ist verkommen und damit der lohnendste Exportzweig des Landes. Es ist sicherlich nur die Trägheit des Rumänen, welche dies herbeigeführt — an Zeit fehlt es ihm wahrlich nicht!

Sehen wir zu, wie unser Thodika die langen vierzig Jahre von seiner Vermählung bis zu seinem Hintritt totgeschlagen. Auch auf ihn paßt wörtlich, was ein polnischer Satiriker von dem masurischen Bauer sagt: „Die Hälfte hat er verschlafen, ein Viertel verkneipt, ein Achtel nützlich angewendet, ein Achtel dazu benützt, mit Gott und dem Teufel erträglich auszukommen". Das Schlafen und Kneipen bedarf keiner weiteren Erläuterung, auch der nützlichen Arbeit ist bereits gedacht, und es bleibt höchstens übrig, dem Zweifel Ausdruck zu geben, ob sie in der Tat ein volles Achtel dieses Lebens ausgefüllt. Und was schließlich das letzte Achtel

betrifft, so genügt wohl die wiederholte Bemerkung, daß Thodika denselben Glauben hatte, wie seine Mutter: auch er verehrte jene fünf Gruppen.

Thodika als Staatsbürger und Politiker ist in obiger Zeiteinteilung nicht berücksichtigt worden. Aber dies ist verzeihlich — er hat wahrhaftig geringe Zeit darauf gewendet. Der rumänische Bauer weiß, welchem Volke er angehört, er nennt sich oft mit Stolz einen „Römer"; darin unterscheidet er sich auf das schärfste von dem polnischen Bauer, welcher — dank der Härte und bodenlosen Verlotterung des polnischen Adels — nichts von seiner Nationalität wissen will, ja das Wort „Pole" als den größten Schimpf zurückweist, den man ihm antun kann. Aber während der polnische Bauer, mindestens in Galizien, treu dem Kaiser anhängt, für den Kaiser schwärmt und Geld und Blutsteuer zwar seufzend, aber keineswegs widerwillig entrichtet, — „der Kaiser muß auch essen und hat viele Feinde" — hat der Rumäne keinen Funken von Staatsbewußtsein, der König ist ihm so grenzenlos gleichgültig, wie der Papst oder der chinesische Kaiser, und der Staat ist ihm nichts als eine mächtige Riesenhand, welche unbarmherzig in sein enges Leben hineingreift und sich da sein Geld und seine Söhne holt. Er weiß, daß kein gewaltsamer Widerstand dagegen hilft — er gehorcht zähneknirschend, aber er hält jegliche List, jeglichen Betrug für erlaubt, sich vom Militärdienst zu befreien oder dem Einnehmer die Steuer zu entziehen.

So viel von Thodika dem Staatsbürger. Und da-

mit ist auch gesagt, was er als Politiker war. Es kümmerte ihn blutwenig, ob Cusa regierte oder ein Regierungsausschuß oder der Hohenzoller. Es kümmerte ihn blutwenig, ob in Bukarest die Roten regierten oder die Konservativen. Daß Rumänien eine Konstitution erhalten, ein souveränes Königreich geworden, davon spürte er nichts. Er wußte nur, daß das Dorf jedes dritte Jahr einen Wahlmann stellen mußte, der dann in der Stadt für die anderen die Stimmen abgebe und zwar für jenen Kandidaten, welcher den meisten Schnaps gezahlt. Der Konstitutionalismus in Rumänien ist die inhaltsloseste Farce, welche bisher im Namen dieses Prinzips auf Erden in Szene gesetzt worden. Thodika wählte einen Deputierten, aber er konnte nicht lesen noch schreiben und war ein armer, roher Mensch, der über Welt und Menschen die kurioseſten Begriffe hatte. Ach ja! der erste Stock aus Terrakotta und das Erdgeschoß aus mürbem, vermoderndem Holze!

Nun schläft Thodika Kabsan für immer.

Armer Thodika! — Du warst wohl nicht schuld daran. Und es ist auch nicht deiner Söhne Schuld, wenn von ihnen wenig anderes zu berichten ist, als von dir!

Darunter leider auch Schlimmeres. Dem Thodika ging es noch erträglich; sein Sohn greift, von der Not getrieben und von den armseligen Kopeken, welche für ihn von dem „Rubel auf Reisen" abfallen, bestochen, zur Sense und macht „agrarische Tumulte". Weiß der Himmel, auch dies ist kein Fortschritt — weder die

wachsende Not, noch die Leichtgläubigkeit, mit der sich der rumänische Bauernstand zum Werkzeug des Moskowitismus macht.

Wann kommt die Kultur unter diese Menschen, wann ihr erster Bote, die Schule? Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

# Rumäniſche Sprichwörter

Selten ist in andern Landen
So viel Ruhm wie hier erstanden.
Selten findet sich ein Boden auf dem weiten Erdenkreise,
Der in segensreich'rer Weise
Lohnen kann dem Menschenschweiße.
Selten wird ein Volk, ein zweites, so viel brave Menschen zählen,
Ausgestattet mit so guten Herzen und so reinen Seelen;
Selten, wo Natur die Schätze häufte, wie in diesem Lande,
Berge voll der reichsten Erze, Flüsse voll von gold'nem Sande;
Waldesflächen, Schatten spendend,
Quellen, kühlen Hauch entsendend,
Grüne Matten, zoubrisch winkend,
Felder, Täler, reizend blinkend!
All dies wird dein Herz bezwingen,
Daß es freudiglich möcht' springen,
Und du wirst mit Recht bekennen:
„Glücklich ist dies Land zu nennen."

So besingt ein hervorragender rumänischer Poet, Konstantin Morariu, sein Vaterland. In der Schilderung des Landes so begeistert, wie es dem Patrioten überhaupt, in jener des Volkes so überschwenglich, wie es dem Patrioten Halb-Asiens zusteht, erlaubt er sich in den ersten Versen eine Lizenz, wie sich sicherlich noch nie auf Erden ein Dichter eine größere herausgenommen. Es ist wenig, sehr wenig „Ruhm in

Rumänien erstanden", und wenn es ein anderer Poet, mit Morariu wetteifernd, als das Land bezeichnet, „das die Völker preisend nennen", so ist darauf der Wahrheit gemäß zu bemerken, daß wenige Länder Europas in der öffentlichen Meinung so dringend der Rehabilitierung bedürfen, wie das Königreich im Süden der Karpathen. „Es war einmal, was niemals war," beginnen die Märchen dieses Volkes; auch der „Ruhm" Rumäniens ist ein solches Märchen. So oft das Land bis 1877 im europäischen Völkerkonzert seine Stimme erhob, geschah dies in einem Tone, welcher den Kulturmenschen peinlich berühren mußte. Dem friedlichsten Zeitungsleser ballte sich die Faust, wenn er von den empörenden Glaubenshetzen las, welche in diesem Lande zum Amüsement arrangiert wurden, wie anderwärts Wettrennen und Fuchsjagden; den Harmlosesten überlief ein Schauer, wenn er Probestückchen einer feilen Rechtspflege, einer verderbten Verwaltung vernahm, wie sie sonst nur von Reisenden aus Timbuktu erzählt werden. Und was etwa sonst noch aus dem unglücklichen Lande verlautete, vermochte gleichfalls nicht zur Sympathie zu entflammen. In der inneren Politik wahnsinniges Toben zweier Parteien, welche das demokratische oder das konservative Prinzip als spanische Wand benützten, hinter der sich gemütlich die eigene Tasche füllen ließ, in der äußeren Politik Ohnmacht mit Anmaßung gepaart. Das Jahr 1877 brachte zum ersten Male zur Kenntnis Europas eine Äußerung der rumänischen Volkskraft, welcher man die Achtung nicht versagen konnte: die Tapferkeit der Armee. Die

Tage von Plewna waren Ehrentage dieses Volkes – und je weniger man ihm dies zugemutet, um so freudiger wurde es anerkannt. Auch die Undankbarkeit, mit welcher die Russen den treuen und nützlichen Waffengenossen lohnten, wandte den Rumänen Sympathien zu, nicht minder ihre Losreißung aus den Banden moskowitischer Politik, endlich die guten Nachrichten, welche über den inneren Ausbau des jungen Königreichs verlauteten. Aber seit 1883 wurde man wieder stutzig und nun von Jahr zu Jahr mehr — das wüste Gezänk der Parteien erhob sich lauter als je, die Korruption wuchs und ergriff alle Kreise, die für das Staatsleben von irgendwelcher Bedeutung waren; die Früchte ernsthafter Kulturarbeit äußerten sich spärlicher, jene eines, mit wahrhaft groteskem Pathos betriebenen Kulturschwindels immer deutlicher. Seit den Bauernunruhen, den Korruptionsprozessen, dem Wiedereinlenken ins Fahrwasser moskowitischer Politik hat Rumänien wieder ebenso wenige Freunde in Europa, als bis 1877. Und die Söhne der Nation, welche sich im Ausland blicken lassen, vermögen dies Urteil wahrlich auch nicht günstiger zu machen. Der „Bojar auf Reisen" ist ein trauriger Typus, und die rumänische Jugend, welche Studierens halber nach Deutschland und Frankreich geschickt wird, ist überall eher zu finden, als in den Hörsälen.

Das sind Tatsachen, welche weder durch die Leitartikel der rumänischen Journale weggeschimpft, noch durch die Lieder patriotischer Poeten weggesungen werden können. Und weil die Tatsachen feststehen,

darum sind wir Europäer im Recht, wenn wir dies Stück Halb-Asien um seiner Zustände willen beklagen. Aber hierbei pflegt auch ein Unrecht verübt zu werden, ein großes, schweres Unrecht. Man macht nämlich für jene Zustände den rumänischen Volkscharakter verantwortlich. Und der ist unschuldig daran, so unschuldig, wie etwa der deutsche Volkscharakter an der Soldaten- und Mätressenwirtschaft des XVIII. Jahrhunderts.

Omne simile claudicat — dies gilt sicher in mancher Beziehung auch hier. Aber in zwei Hauptpunkten stimmt der Vergleich. Die große Masse in Deutschland hatte keinen Teil an jener Schandwirtschaft, es war bloß die Verderbtheit kleiner, aber mächtiger Kreise, welche jene traurigen Zustände schuf. So ist auch heute in Rumänien der Bauer, der Pope und — so weit von diesem Stande die Rede sein kann — der Bürger von Herrschaft und Einfluß völlig ausgeschlossen, und es regiert in Wahrheit, trotz alles konstitutionellen Firlefanz, nur eine kleine Clique von Bojaren, Advokaten und Journalisten. Und ferner: die große Masse in Deutschland blieb deutsch; bloß die herrschenden Kreise suchten sich aus Leibeskräften zu entnationalisieren und gerieten so in maßlose Verderbtheit, weil sie dem Ausland nur Äußerlichkeiten und Laster abgeguckt, Ton und Tracht, die „Hirschparks" und die Uniform der Garden. Ebenso ist es jetzt am Fuße der Karpathen! Bauer, Pope und Bürger im Königreich Rumänien sind auch heute noch durch und durch national, völlig unberührt von fremdem Einfluß. Die herrschende Clique aber strebt so viel wie möglich nach

Gallisierung, nur daß sie ihren Lehrmeistern an der Seine nichts abgeguckt hat, als einen gewissen Bildungsfirnis und alle Laster der Zivilisation. Es ist der „Intelligenz" in Rumänien nicht viel besser ergangen, als den Rothäuten der Savannen, welche von den Bleichgesichtern wenig anderes profitiert, als das Feuerwasser . . .

Es ist dies nicht bloß in Rumänien so, sondern allüberall in Halb-Asien: Hier — um einen russischen Ausdruck zu gebrauchen, der „tscharnoi narod", das „schwarze Volk", die große Masse, welche von allen bösen, aber leider auch von allen guten Einflüssen einer verfeinerten Kultur freigeblieben ist; dort die „obersten Zehntausend", eine Welt für sich, eine sonderbare, kranke Welt. Die Volkssage des Ostens erzählt von einer Blume, welche dem guten Menschen, der sie pflückt, Heil bringt, dem bösen Menschen Verderben. Wer sich westlicher Kultur zuwendet, um seine Sitten zu veredeln, seinen Geist zu vertiefen, dem bringt sie Segen; wer sie aufsucht, um raffinierten Sinnengenuß zu schlürfen, um seinen rohen Trieben ein Deckmäntelchen umhängen zu können, den macht sie zum — rumänischen Bojaren, wie er — ich spreche von der Regel, nicht von den Ausnahmen — heute ist, einer Spottgeburt von Herzensroheit und äußerer Glätte!

Nur die Herrschenden reden und geben den Ton an; das „schwarze Volk" ist stumm. Nur von den Herrschenden weiß man in Europa, die große Masse ist minder gekannt, als mancher afrikanische Stamm.

Das russische Volk hat das Glück gehabt, aus seiner Mitte geniale Erzähler erstehen zu sehen, welche dem Westen den Einblick in sein innerstes Leben eröffnet. Gogol, Tolstoi, Turgenjeff, Dostojewski haben im Namen der Stummen gesprochen. Das rumänische Volk ist bisher nicht so glücklich gewesen. Und so hat wohl der Gedanke seine Berechtigung, es einmal für sich selbst sprechen zu lassen: mit seiner eigenen Stimme. Der Rumäne mag selbst berichten, wie sein Volkscharakter ist. Und wo spiegelte sich dieser, mindestens was seine guten Seiten betrifft, klarer, als im S p r i c h w o r t?

So sei denn der Versuch gewagt, aus hundert Splitterchen ein Bild zusammenzufügen. Wer es unbefangen betrachtet, wird bekennen, daß die Rolle, welche Rumänien als Staatswesen spielt, wenig gemein hat mit dem Charakter seiner Bewohner. Der Rumäne ist kein religiöser Fanatiker, überhaupt keine aggressive Natur, sondern duldsam, zäh und träge. Er ist nicht boshaft, nicht zur Intrige geneigt, im Gegenteil gutmütig, derb, offen. Wohl liebt er alles Trinkbare, mit Ausnahme des Wassers, ungebührlich, wohl weiß er nichts von seiner Sitte, wohl huldigt er in allem, auch im Denken, dem weisen „Festina lente!“ Aber er empfindet richtig und gut, seine natürlichen Anlagen sind trefflich, und der Schatz seiner Volksweisheit darf sich mit dem anderer Völker getrost messen.

Hiervon zuerst, bunt zusammengewürfelt, einige ernste und einige schalkhafte Proben: „Geld bringt

Gunſt, aber nicht Kunſt." — „Wer zwei Haſen nachrennt, der fängt nicht einmal einen," oder: „Auf zwei Kähnen zugleich kann man nicht mit dem Hintern ſitzen", oder auch: „Zwei Melonen kann man nicht in einer Hand tragen." — „Das ſchlaueſte von allen Tieren iſt der Fuchs; aber fängt er ſich in der Falle, ſo gerät er mit allen Vieren hinein." — „Ein einziger Narr rollt leicht einen Fels in den Fluß, aber tauſend Weiſe können ihn nicht herausrollen." — Wer einen Narren weiſe machen will, iſt ein halber Narr." — „Wer einer Schlange auf den Schwanz tritt, den beißt ſie." — „Wer ungeſchickt iſt, ertrinkt auf trockenem Boden." — „Der Narr bleibt in des Sultans Harem ein Junggeſelle." — „In einen bedeckten Topf fällt kein Miſt." — „Wen die Schlange gebiſſen hat, der läuft auch vor der Eidechſe davon." — „Ein Haupt von Sorgen rein hat nur der Kürbis allein." — „Biſt du Amboß, dulde du, biſt du Hammer, ſchlage zu." — „Beſſer heute ein Ei, als übers Jahr einen Ochſen." — „Wer heute ein Ei ſtiehlt, ſtiehlt morgen einen Ochſen." — „Wer keine Feinde hat, iſt des Anſpeiens nicht wert." — „Ein Sack voll Mehl, ein Beutel voll Geld, das ſind die beſten Vettern der Welt." — „Der Menſch macht das Geld, das Geld aber nicht den Menſchen." — „Solange du das Pferd nicht angeſpannt, iſt dir ſeine Unart nicht bekannt." — „Leere Fäſſer machen den größten Lärm." — „Wer zuerſt zählen will, wieviel Teigblättchen in dem Kuchen ſind, dem wird der Kuchen ſchimmelig." — „Vor dem Walde laufen die Hunde nie, vor dem einzelnen Stecken laufen ſie." —

„Im Sommer schafft man sich den Schlitten an, im Winter den Wagen." — „Wer einen Esel spannt an den Wagen, muß auch des Esels Unart vertragen." — „Einmal ist niemal, doch noch einmal ist zweimal." — „Wer keine Schulden hat, ist ein reicher Mann." — „Wer ein altes Weib nimmt, darf sich über den welken Busen nicht beklagen." — „Des Nachbars Henne ist immer fetter, als die eigene." — „Zwischen Katz' und Hund ist das Beißen gesund; siehst du, wie sie kosen und lachen, sollst du dich schnell auf die Beine machen." — „Wohin die alte Ziege gesprungen, dahin klettern auch die jungen." — „Der Ochs pflügt die Gerste, aber zum Futter kriegt sie das Pferd." — „Wo viele Hebammen sind, da wird dem Kind der Nabel nicht abgeschnitten." — „Ein Schwein lernt nie aus einem Glase Wasser trinken." — „Eine schöne Zigeunerin ist auch des Zigeuners Tochter." — „Dem, welcher Knoblauch ißt, gelingt es nimmermehr, daß er nicht stinkt." — „In einem Dorf ohne Hunde kann man ohne Stock gehen." — „Oft bringt das Jahr nicht so viel wie die Stunde." — „Alles Grüne an seinen Ort: den Rebstock in den Weinberg, den Huflattich an die Straße" (Behandle jeden, wie er verdient). — „Tue Gutes, willst du Böses über dich hören." — „Wie der Vater, so der Sohn", aber: „Die Ziege überspringt den Tisch, das Zicklein überspringt das Haus."

Wie schon aus diesen Proben ersichtlich, hat das rumänische Sprichwort verschiedene Form; teils ist es eine Gleichnisrede, teils ein Erfahrungssatz, teils ist es gereimt, teils in Prosa. Aber wahrlich, niemals

ist es — ungereimt, mag es nun originelle Wahrheiten aussprechen oder Erfahrungen, welche sich auch im Volksmund anderer Völker kondensiert, nur in origineller Form aussprechen. Sehr beliebt ist auch das anekdotische Gewand der Sentenz: „‚Man muß zuerst an die Verwandten denken,‘ sagte der Zigeuner, als er Sultan wurde, und ließ seine Brüder aufhängen.“ — „‚Die Zigeuner stehlen immer frecher,‘ sagte der Bojar und ließ alles Vieh der Bauern in seine Ställe treiben.“ — „‚Ach, wie es regnet, das tut den Feldern gut!‘ sagte der Unverschämte, als ihm alle ins Gesicht spieen.“ — „‚Wer auf Erden büßet, des wird das Himmelreich,‘ sagte der Pope und prügelte sein Weib.“ — „‚Ich habe zu geben, nicht zu empfangen,‘ sagte der Schuldner stolz, als er im leeren Hause den Gläubiger erwartete.“ — „‚Ich und meine Schwester nähen zusammen ein Hemd,‘ sagte die Faule und fädelte die Nadeln ein.“ — „‚Gottes Wunder sind groß,‘ sagte fromm der Greis, als sein junges Weib jährlich ein Kind bekam.“ — „‚Ich bin zu mitleidig,‘ sagte der Soldat, als er aus der Schlacht davonlief.“ — „‚Meinetwegen ist die Sonne untergegangen,‘ sagte die Wanze, als sie am Abend hervorkroch.“ — „‚Was geht das mich an?‘ sagte der Hintere, als der Schädel eingeschlagen wurde.“ — „‚Es muß alles in der Familie bleiben,‘ sagte der Onkel, da entehrte er seine Nichte.“ — „‚Mir ist nicht wohl, wenn ich weinen sehe,‘ sagte der Bojar und ließ den Leibeigenen totkitzeln.“ — „‚Schön ist die Aussicht,‘ sagte der Zigeuner, als er am höchsten Galgen hing,“ und: „‚Mein Bruder war noch im Tode

der Höchste im Land,' prahlte der Zigeuner, als sein Bruder gehängt wurde."

So viel zur Orientierung im allgemeinen und zum Beweise, daß das rumänische Sprichwort an sich Beachtung und Würdigung verdient. Wenn wir nun dazu übergehen, Gruppen von Sprichwörtern unter gewissen Gesichtspunkten zu sammeln, und daraus Charakterzüge der Volksseele abzuleiten, so müssen wir uns freilich von vornherein vor jedem allzugroßen Optimismus bewahren. Denn: „Das Gute läßt sich tausendmal leichter reden als tun." — „Gutes Wort und böse Tat sind Zwillingsbrüder." — „Wem Gott im Munde wohnt, dem wohnt oft der Teufel im Herzen." — Auch unter den Rumänen gibt es selbstverständlich kein Sprichwort, welches zum Laster rät, sondern alle predigen Weisheit und Tugend. Aber — Laster und Tugend sind ja *relative* Begriffe und Rumänien liegt in Halb-Asien, unser Maßstab aber ist der des Europäers. Vielleicht lehrt uns dies Sprichwort, sofern wir es recht auffassen, auch die Schattenseiten dieses Volkscharakters erfassen, wie es uns, mit der nötigen Vorsicht angewendet, die Lichtseiten desselben darlegt. Als Korrektiv mag uns hierbei die Erfahrung, die Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse zur Seite stehen.

... Die Wahrheitsliebe ist nicht bloß an sich eine moralische Eigenschaft, sie ist auch die nützlichste aller Tugenden. Im rumänischen Staatswesen wird sie leider wenig befolgt; der Hang zur Intrige ist das Hauptunglück Rumäniens, das Hauptlaster seiner

„zivilisierten" Söhne. Hören wir, wie der barbarische Rumäne, der Bauer, darüber denkt. Er kennt die Allgewalt der Zunge und meint: „Die Zunge macht süß, die Zunge macht bitter," und: „Knochen hat die Zunge nicht, aber Knochen sie zerbricht," ferner: „Ochsen bindet an den Hörnern man, Menschen an der Zunge an." Aber eben darum lautet sein Spruch entschiedener, als bei anderen Völkern: „Lüge ist wie Vatermord"; ferner: „Die Lüge ist ein Knochen, du schiebst ihn einem anderen in die Kehle und erstickst selbst daran." — „Die Lüge sprengt Haus und Stein." — „Man kommt nicht weit mit einer Flasche voll Lügen, es geht, solang es geht, doch endlich bleibt man liegen." — „Lüge und Lüsternheit werden offenbar, wenn auch erst nach neun Monaten." Er geht so weit, zu behaupten: „Nur was in der Hand ist, ist keine Lüge" und bezeichnet als „Schwestern der Lüge" die Worte: „Mir scheint's" — „Es könnte wohl sein" — „Wir wollen sehen" usw. Aber obwohl er weiß, daß „Eine Lüge, gut gedreht, mehr im Wert als Wahrheit steht," so befiehlt sein Sprichwort doch: „Sitze krumm, aber rede gerade," und im Anschluß daran, wobei dasselbe Wort freilich in verschiedener Bedeutung gebraucht wird: „Rede gerade, selbst wenn du dann krumm sitzen mußt" (krummgeschlossen). Vielleicht könnte ein Pessimist gerade aus dem Reichtum an einschlägigen Geboten und Warnungen auf große Verbreitung der Lügenhaftigkeit schließen, jedoch mit Unrecht: in diesen Sprüchen äußert sich wirkliche und echte Volksmoral. Der Rumäne aus dem Volke ist kein Lügner, aber

leider lügt auch das Sprichwort nicht, wenn es sagt: „Je höher der Turm, desto stärker der Wind, je vornehmer der Mann, um so mehr Lüge um ihn.“ Doch ist dies bereits angedeutet, und nur zu weiterer Bekräftigung sei noch das Wort angeführt: „Stark wie eine Bojarenlüge“ und: „Das Ungewohnte schadet dem Menschen, darum starb der Bojar, als er die Wahrheit gesprochen.“ Endlich heißt es auch: „Eine Bojarenlüge steigt über die deutsche Grenze leicht.“ Da die deutsche, das heißt österreichische Grenze einst durch einen Kordon sehr wohl verwahrt war, so will das Sprichwort sagen, daß eine solche Lüge sehr listig zu sein pflegt.

Dies führt uns zu einer anderen Gruppe von Sprichwörtern, welche gegen List, Heimtücke, Verleumdung zu Felde ziehen: „Lästerwort rollt wie die Kugel fort,“ warnt das Sprichwort und lehrt darum: „Willst du im Leben ruhig sein, so sieh nichts, hör nichts, schweige fein.“ Freilich „Vor der Schlange List und der Bösen Verleumdung war auch Christus nicht sicher“; aber der Gerechte mag sich trösten: „Wenn eine Krähe in das Meer speit, so wird es davon nicht unrein.“ Auch ist oft Neid daran schuld: „Nach einem Baum ohne Obst wirft niemand einen Stein.“ Trotzdem wird der Vernünftige stets auf der Hut sein, denn „Der Zaun hat Augen, die Mauer hat Ohren,“ und darum: „Zügel an den Mund, Schloß an das Herz.“ Überhaupt ist: meint das Sprichwort, „Viel Reden des Menschen Armut“ und: „Wieviel Worte du sprichst, so viel Worte verkaufst du.“ Denn „Das Wort ist wie der

Wind, man holt es weder mit Hengsten, noch mit Windhunden ein." Aber wenn man auch hervorheben muß, daß Tücke und Verleumdung dem rumänischen Volkscharakter in der Tat fremd sind, so muß man doch, was die letzten Sprüche betrifft, der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß sich selten so harmlose, aber auch selten so unermüdliche Plaudertaschen finden, wie in den Dörfern Rumäniens. Und weil der Mensch, wenn er viel redet, auch viel Gesprächsstoff verbraucht, darum werden auch folgende weise Sprüche wenig beherzigt: „Der Hund wird vom unnützen Laufen alt, der Narr von fremden Sorgen." — „Nur der Müller darf sich in jedermanns Korn hineinmengen." — „Schnuppere nicht, wenn beim Nachbar das Essen anbrennt" und: „Wo dein Topf nicht siedet, stecke fein deinen Löffel nicht hinein."

Das darf uns nicht wundern, „kein Mensch ist eine Kirchentür", es hat jeder seine Fehler. Eines der traurigsten Laster des Rumänen ist sein Hang zum Trunk, und der verderblichste Dämon des Landes ist der Dämon Schnaps. Haltlos ist das Volk ihm hingegeben und darum findet auch das Sprichwort keine ernste Mahnung dagegen. Im Gegenteil! Es meint: „Wasser tut nicht einmal in den Stiefeln gut!" und: „Ohne Kirche und Schenke kann's kein Dorf geben." Und während das deutsche Sprichwort nur den „keinen braven Mann" sein läßt, der „niemals einen Rausch gehabt", meint der Rumäne viel radikaler: „Wer nicht am Sonntag trug einen Rausch nach Haus, d e m Hundsfott weich am Montag aus!" Überhaupt nimmt

das Sprichwort die Sache von der jovialen Seite und stellt den Trunkenen höchstens dem Törichten gleich. „Wenn Trunkne über die Brücke gehn, schließen sie die Augen, um nicht das Wasser zu sehn." — „Kein Mensch ist aus Silber, wenn er betrunken ist, zeigt er sein Kupfer" — und, das Wort in anderer Bedeutung genommen: „Der Trunkene läßt jedem sein Kupfer (Geld) sehen"; endlich: „Was die Unerfahrenheit für die Jungen, ist der Schnaps für die Alten." Kurz — das sonst so schneidige Sprichwort hat für dieses Laster nur sehr harmlosen Spott, z. B.: „Sieht man, daß einer in die Schenke geht, so meint man nicht, er gehe zum Gebet!" und: „Gegessen hast du nicht, getrunken nicht, das mag wohl sein! doch spricht die Welt, du seist berauscht, so gehe fein nach Haus und lege dich ins Bett hinein!" So trägt der Bauer sein Geld zur Schenke, und wenn er keines hat und borgen muß, so treibt er's noch toller, denn: „Wer auf Borg nimmt oder umsonst trinkt, zweimal so viel als ein anderer verschlingt." Und allmählich heißt es: „Wo das Tausend hingegangen, mag das Hundert auch gelangen" — und das Ende ist häufig genug der Bettelstab oder das Delirium tremens!

Dieses Unheil greift von Jahr zu Jahr mehr um sich, „neben dem faulen Apfel verdirbt auch der gute". Sparsamkeit ist leider überhaupt kein Zug des Volkscharakters; aber darum ist der Rumäne auch gastfrei und opferfreudig, und nichts ist ihm verhaßter, als schmutziger Geiz. Unzählige Sprichwörter geißeln dieses Laster. Hier nur einige: „Ein reicher Bauer

ist wie ein Zottelhund, er hält sich selbst nur warm mit seinem Geld." — „Der Geizhals und der Betrüger vertragen sich gut." — „Selbst ißt der Geizhals nichts, doch es verdrießt ihn, wenn ein andrer was genießt." — „Der Geizhals hat nur die linke Hand, die rechte ist ihm verbrannt" (die Hand zum Geben). — „Wenn der Geizhals Rosinen einkauft, so läßt er sich vom Krämer als Zuwage noch etwas Pfeffer darauf schütten." Und endlich: „Um Geld heiratet der Geizhals des Teufels Tochter." Im Gegensatze hierzu ist es sicherlich eine eigentümliche Erscheinung, daß sich im rumänischen Volksmunde keine Sentenz findet — mindestens mir ist keine bekannt geworden, — welche die Freigebigkeit als Tugend preist. Vielleicht weil dies als selbstverständlich betrachtet wird. Hingegen mahnen sehr viele Sprüche zu weiser Sparsamkeit; ihre Zahl ist fast so groß, als die jener, welche den Geiz geißeln. Ich stelle hier einige zusammen: „Kommt dir ein Heller in die Hand, so bind ihn zu mit siebenknotigem Band," denn „Leicht gibt man aus, schwer nimmt man ein" und „Wer mehr als er verdient gibt aus, bleibt ohne Mamaliga im Haus"; ferner: „Sammle weißes Geld für die schwarzen Tage" und darum: „Bind zu den Sack, solang er noch voll ist, nicht wenn du auf dem Boden bist," denn: „Wer in den Pelz gehüllt im Sommer geht, mit nacktem A— am Feuer im Winter steht." Und ein anderes Sprichwort meint: „Wer den Pfennig nicht verschont, den armen, hat auch mit dem Dukaten kein Erbarmen," und schließlich: „Erwerben kann der Mann viel Geld, doch niemals er's zusammenhält!"

Dieses letzte Sprichwort ist auch völlig aus den Verhältnissen dieses Volkes herausgesprochen. Sparen fällt dem rumänischen Bauer in der Tat schwerer als Erwerben. Denn der Boden ist ungemein fruchtbar und wer seine Scholle fleißig bebaut, kann nicht bloß bequem leben, sondern auch ein ansehnliches Teil zurücklegen. Aber dazu gehört Fleiß und der Rumäne ist die inkarnierte Trägheit. Es ist wahrlich kein Wort stark genug, hiervon dem Leser des Westens die rechte Anschauung zu geben. Und gegen dieses Hauptlaster bringt das sonst so volltönende Sprichwort, eben weil das Laster so verbreitet ist und leider zu den „berechtigten Eigentümlichkeiten" dieses Volkes zählt, nur sehr wenige Mahnungen auf. „Auch in des Fleißigen Türe schaut der Hunger," meint es sehr zahm, „aber er traut sich nicht hinein" und „Gesundheit schaffet dir Geld, Geld die Gesundheit erhält". Dann die weise Regel: „Steh früh auf und kommt der Abend wieder, so leg dich etwas später nieder," wovon leider gemeiniglich nur die zweite Hälfte befolgt wird, da man den Abend hindurch gewöhnlich in der Schenke zecht. Derb und kräftig ist aus den einschlägigen Sprichwörtern, soviel mir bekannt, ein einziges: „Wer sich, solang er jung ist, nicht will plagen, wird von der Krätze gequält in alten Tagen." Ebenso mahnt, soviel ich weiß, nur folgendes Wort zu vorsorglicher Wirtschaft: „Kaufst du die Gerste von den Gänsen ein, so wird das Elend dir nicht ferne sein." Hingegen mahnen einige, im Geschäftsverkehr vorsichtig zu sein, eine Warnung, die bei dem leichtgläubigen Rumänen sehr am Platze ist.

Man soll sich nicht mit leeren Worten abspeisen lassen, denn „Mit Wiegen schläfert man nur Kinder ein" und darum: „Bruder hin! Bruder her! zahl den Käse, den ich dir gegeben!" und „Besser einmal: ‚da hast du!' als zehnmal: ‚du sollst haben!'" denn: „Der Kluge verspricht, der Narr hofft darauf." Leider ist ja auch: „‚Nimm Herr!' ein seltenes Wort — ‚gib Herr!' das hört man fort und fort!" Darum warnt das Sprichwort vor törichten Hoffnungen: „Mit Hoffnung gelebt, mit Sehnsucht gestorben" und „Wer hofft, solang er lebt, stirbt arm."

Daß es in einem so trägen Volke unzählige Arme gibt, ist selbstverständlich, und das rumänische Sprichwort beschäftigt sich darum auch sehr viel mit der Armut. Es geschieht dies größtenteils im Sinne des Mitleids; so in der Mahnung: „Bedenke, auch des Armen Augen sehen und begehren!", in dem Gleichnis: „Ein Mensch ohne Geld ist wie ein Vogel ohne Flügel, wenn er sich erhebt, fällt er auf den Boden und stirbt," und in der Klage: „Bis des Reichen Laune kommt geschlichen, ist der Arme Todes längst verblichen." Daneben macht sich gutmütiger Spott geltend: „‚Fleisch ist doch zu ungesund!' sagte der arme Mann und kochte sich einen Maisbrei," und „‚Seide zieht den Blitz an,' sagte die Bettlerin, als sie ihre Lumpen anzog," ferner: „Der Arme fastet gern zu Gottes Ehren, so oft er nichts hat zu verzehren!" und „Des Armen Ostertag ist, wenn er ein frisches Hemd anzieht!" Die fatalistische Anschauung des Ostens spiegelt sich in folgenden Aussprüchen: „Vor der Armut und dem

Wind kann man nicht davonlaufen." — „Die Armut klebt am Menschen fest, so wie den Hund niemals der Staub verläßt." — „Gegen den Tod, die Liebe und die Armut ist kein Kraut gewachsen." — Hingegen verhöhnt das Sprichwort verschämte Armut: „Auf der Gasse mit Prunk — zu Hause kein Kukuruzstrunk!" — „Nur verschämte Bettler sind unverschämt." — „Wer sich der Armut schämt, hat sie verschuldet." Im Gegensatz hierzu kennt das Sprichwort für das offene Bekenntnis der Armut einige humoristische Wendungen: „Zwei Töpfe kannst du immer bei mir sieden sehn, den einen siehst du leer, den andern trocken stehn," und: „‚Komm nur,' lud der Bettler den Gast, ‚wo drei hungern, kann es auch ein Vierter.'" — Der natürliche Antagonismus zwischen reich und arm kommt im Sprichwort meist scharf, ja feindselig zum Ausdruck. Nur ein Wort meint versöhnlich: „Reich und arm sind wie Feuer und Wasser, beide sind notwendig"; hingegen klagt ein anderes bitter: „Was ist härter als ein Schleifstein? Des Reichen Herz!" und ein drittes: „Sei auf der Hut! — Reich und gut — sich selten vereinen tut." Bitter wird auch folgende, an sich weder tiefsinnige, noch aggressive Wahrheit gebraucht: „Der Reiche speist, so oft er Hunger hat; wenn er was findet, wird der Arme satt."

Derselbe Gegensatz tritt auch im Volkslied zutage, wie denn überhaupt alle Züge dieser Volksseele, deren Spiegelung wir bisher im Sprichwort verfolgt oder ferner verfolgen werden, sich natürlich auch im Liede wiederfinden. Obwohl hierdurch der Rahmen dieser

Skizze durchbrochen wird, so sei es doch gestattet, hier ein solches Volkslied „vom armen Mann" auszugsweise wiederzugeben*), weil es für die Charakteristik dieser Volksseele sehr bezeichnende Züge bietet. Der Arme und der Reiche sitzen in der Schenke beisammen. Der Reiche schafft höhnisch um einen Pfennig Wein für den Armen an, worauf der Arme trotzig um einen Gulden Wein für den Reichen bestellt. Dieser verhöhnt ihn, er habe ja „nicht einmal ein Hemde" (was freilich in mancher Gegend Rumäniens tatsächlich nicht jeder Bauer hat), sogar keinen Korb Mais. Aber drauf der Arme:

„Heda, Mann mit Gut und Geld!
Bist du gar so wohl bestellt,
Laß vom Stolz mich unbehellt,
Wissen sollst du: Geld und Gut
Ist wie einer Quelle Flut.
Heute strömt und überschwemmt sie,
Morgen fällt und stockt gehemmt sie.
Hast ein ganzes Heer von Schafen du,
Hast du auch ein Sorgenheer dazu;
Denn wo sanfte Schafe gehn,
Da auch Wölfe hungrig stehn."

Nun kurz und höhnisch der Reiche:

„Armer Bettler, sicherlich
Weinte um dein Elend ich,
Wäre nur von Neid und Groll
Dein Gemüt nicht gar so voll."

Aber der Arme bleibt die Antwort nicht schuldig:

*) Übersetzt von J. K. Schuller.

„Heda, Reicher, zürne nicht
Über das, was mein Mund spricht.
Bist kein Freund, kein Feind auch mir,
Tauschte auch nicht gern mit dir.
Wagen hast du und acht Ochsen dran,
Einen magern Gaul ich armer Mann.
Du Dukaten — mich beglückt
Ein Selaf mit Gold gestickt,
Im Selaf ein Ertogan*),
Der den Feinden wehren kann.
Du hast Haus und Tisch — doch schau,
Mein ist dort die schöne Au."

Daß das Lied sichtlich für den Armen Partei nimmt, darf uns nicht wundern. Es ist zwar ein Volkslied, aber schließlich hat es doch irgend ein einzelner Poet zum ersten Male gesungen, und „Sänger sind arme Schlucker", heißt es auch in Rumänien.

Gehen wir zu anderen Charakterzügen über, guten und bösen. Nächst dem Verbrauch an Seife ist sicherlich die Stellung des Weibes der zuverlässigste Kulturmesser. Mag man nun den ersten oder den zweiten dieser Prüfsteine brauchen, das rumänische Volk kommt nicht besser dabei weg, als jedes andere Volk Halb-Asiens. Es wäscht sich nicht und das Weib ist die Dienerin, nicht die Gefährtin des Gatten; ihr Körper gilt mehr als ihre Seele. Auch das Sprichwort kann uns dies lehren. Freilich werden wir uns hüten müssen, jedes absprechende Urteil, welches das Volk im Munde führt, als einen Beweis für unsere Behauptung auszugeben. Man weiß, daß keine Stimme auf Erden

*) Selaf mit Ertogan — Gürtel mit Waffe.

so wenig galant ist, als volkstümliche Spruchweisheit. Die Frau im Sprichwort ist ein derbes, skurriles Kapitel, um welches sich unsere Herrinnen, zur Vermeidung unnützen Ärgers, so wenig als möglich kümmern sollten. Doch werden wir neben solchen allgemeinen Unhöflichkeiten im rumänischen Volksmunde noch speziellen begegnen, welche in der Tat nur durch die unwürdige Stellung des Weibes in diesem Lande erklärlich werden. Aus beiden Kategorien vermögen wir hier nur einzelne Beispiele zu geben. Von allgemeinen Unhöflichkeiten seien erwähnt: „Lange Röcke, kurzer Verstand!" — „Eher gewöhnst du der Gans das Schnattern ab, als dem Weibe das Schwatzen." — „Wer dem Weibe ein Geheimnis anvertraut, erspart den Ausrufer." — „Es ist leichter, einen Busch voll Hasen zu hüten, als eine Frau." — „Fürchte dich vor dem Teufel, aber noch mehr vor seiner Großmutter, denn sie ist ein Weib!" — „Als Gott das Weib schuf, nahm er die Gestalt von einem Engel, das Herz von einer Schlange und den Verstand von einem Esel." — „Trag deine Frau dein ganzes Leben auf dem Rücken, tut nichts, wenn du sie einmal niedersetzest, so ruft sie gleich: ‚Ich bin müde'." — „Zwei süße Gifte hat des Menschen Leib: einen guten Wein, ein schönes Weib!" — „Felsen kochen und Weiber weise machen, ist gleiche Vernunft." — „Mit Böllerschall und Lautenschlag (bei der Hochzeit) führt man den Teufel unter sein Dach!" — „Ein feines Gesicht kostet dich viel!" — „Bis das Weib sich anschuht, geht die Sonne auf; bis es fertig ist, vollendet sie den Lauf." — „Wenn im Land der

Tatar haust, was tut das Weib? Es zecht und schmaust!" — „Vater und Mutter findest du nicht, Weiber so viel, wie dir gebricht!" — „‚Ich habe recht!' schrie das Weib, als es am Jüngsten Tag erwachte." — „‚Beides Geflügel,' sagte das Weib, nachdem es einen Sperling für einen Adler gehalten." — „Wer mit Weibern streitet, den der Teufel reitet." — „Wer auf Weibertreu vertraut, hat auf Wind gebaut." — „‚Heiden muß man bekehren,' sagte das Weib und ging zum Türken ins Zelt." Aus all dem wollen wir, wie gesagt, keine besonderen Schlüsse ziehen, auch das deutsche Sprichwort schont die Frauen nicht. Aber schon die beiden folgenden Sprichwörter sind unglaublich roh und darum bezeichnend: „Kühe und Weiber müssen wohlgenährt sein, wenn man Freude an ihnen haben soll," und: „Alte Jungfern und junge Hunde soll man ertränken." Noch mehr gilt dies von nachstehenden Sentenzen: „Das Weib ist wie ein Wildbret, je mehr Schläge, desto besser wird es." — „Wer sein Weib nicht prügeln kann, ist ein halber Mann." — „Der unbeschlag'nen Mühle gleicht die ungescholt'ne Frau, sie geht nicht gut und leicht." — „Stirbt Vater oder Mutter im Haus, so weine dir die Augen aus, wer weint, wenn er sein Weib verlor, ist ein Tor." — „Wenn seines Weibes Rücken nicht blau, dem Hauswirt nicht vertrau!" — „Was ein wackrer Mann ist, hat so viel Hosen als Geliebte!" — Diese Proben genügen wohl; weitere lassen sich ohnehin schwer geben, denn sie wurzeln in jenem widrigen Gebiet des Sinnlichen, welches an das Pathologische grenzt. Mit dieser flüchtigen Andeutung,

sei auch auf einen weiteren traurigen Charakterzug dieses Volkes hingewiesen, der sich nicht weiter diskutieren läßt. Kehren wir jedoch abermals zu unserem Thema „Liebe und Ehe" zurück und suchen wir zum Gegensatze nach lichten, freundlichen Sprüchen, so wird die Ausbeute eine sehr geringe sein. Ich wenigstens habe weder im Volksmunde, noch in gedruckten rumänischen Sammlungen, noch endlich in J. K. Schullers gewissenhafter Übersetzung (welche mir für diese Arbeit schätzbares Material geliefert, insbesondere was die Mehrzahl der gereimten Sprüche betrifft) mehr gefunden, als das einzige: „Eine gute Frau ist des Mannes Krone." Harmlos sind folgende Sprüche aus demselben Gebiete: „Viele Liebe, viel Verdruß." — „Ärger in der Liebe — Pfeffer in dem Brei!" (man kann dadurch von beiden mehr genießen). — „Besser: ‚weh mir!' als: ‚weh uns'!" (Heirate nicht leichtsinnig!) — „Wer eine Frau sich sucht von allen Fehlern rein, wird ohne Frau das ganze Leben sein!" (ebenso vom Freunde). — „Willst wissen, was die Tochter kann? Schau dir die Mutter an." — „Um dich empfind' ich Leid und Schmerz, um mich bricht mir das Herz" (die Liebe fängt bei sich selbst an). — Ferner der Spott auf die Faule: „Wenn die Frau nicht kneten mag, siebet sie den ganzen Tag" („Faulheit ist eine vornehme Dame," meint ein anderes Sprichwort), und der Spott auf die Ungeschickte: „Schau nur, schau, die flickt das Kleid sich, doch immer weiter wird des Kleides Loch." Hingegen ist mir Spott auf den unwürdigen Freier, sonst ein Lieblingsthema des Sprichworts, aus

diesem Volksmunde nicht bekannt geworden. Einen alten Erfahrungssatz wiederholt das Wort: „Dem alten Kater vor allem die jungen Mäuse gefallen," und nicht minder die beiden folgenden: „Wo es an einem Hausherrn gebricht, da ist auch der liebe Gott im Hause nicht." — „Da wo kein Mann mehr ist im Haus, geht auch die Mamaliga aus."

Aber „eine Ehe ohne Kinder ist wie ein Tag ohne Sonnenschein", sagt das schöne Sprichwort, und so haben wir noch zu verzeichnen, was der Volksmund darüber sagt. Nicht viel Zartes, aber Gutes und Schönes, denn das Verhältnis zu den Kindern ist eine lichte Seite in diesem Volkscharakter. Der Rumäne liebt seine Sprößlinge, noch mehr die Rumänin, was ja auch natürlich ist, denn „das Kind gehört der Mutter zu!" — „Mutterliebe rührt sogar den Teufel," meint das Sprichwort, aber sie muß mit vernünftiger Strenge gepaart sein. „Die Hand über dem Hintern, so kommt der Verstand den Kindern." — „Wo die Mutter hinschlägt, da wächst Fleisch." — „Das Kind die Rute lehrt, die Not den Mann bekehrt" und: „Schlägt dich nicht die Mutter beizeiten, so kriegst du dann Haue von andern Leuten." Hieran schließen sich: „Jung gelernt, alt geruht" und: „Wer was gelernt hat, der hat vier Augen." Das beste Erziehungsmittel ist freilich das würdige Beispiel der Eltern, denn: „Kinder sind wie die Affen, machen nach, was sie begaffen," „Auf Wacholder blühen keine Rosen" und „Neben dem dürren Holz brennt auch das grüne". Was die Zahl der Kinder betrifft, so huldigt der Rumäne dem Grund-

ſatz: je mehr, deſto beſſer, was ſich auch im Sprichwort ſpiegelt: „Um deine Kinder und deinen Bart mach dir keine Sorgen," das heißt: Beide mögen ſo ſtattlich anwachſen, wie ihnen beliebt. Da jedoch oben die Zärtlichkeit der rumäniſchen Mutter ſo ſtark hervorgehoben worden und hinterher wenig anderes gefolgt, als Mahnungen zur häuslichen Zucht, ſo mag wieder das Volkslied für unſere Behauptung eintreten. Aus den vielen rührenden Liedern hier folgende Probe:

Schlafe, ſchlafe ruhig ein,
Teures Lieblingsſöhnchen mein!
Schlafe an der Mutter Bruſt —
Sieh, ich wiege dich mit Luſt,
Wiege dich und küſſe dich,
Küſſe und bewache dich,
Wie ein Blümchen in der Blüte,
Wie ein Vögelchen im Neſte.
Schlafe, bis der Morgen blinkt,
Denn wenn's Mütterchen was ſingt,
Ruhſt du ſüß auf deinem Flaum
Und träumſt manchen ſchönen Traum:
Engelchen auf Regenbogen
Kommen, ſchön wie du, gezogen,
Viele Stern' und bunte Strahlen
Regnen hell auf Blumen nieder,
Und wie Glöckchen tönen Lieder!
Schlafe, ſchlafe ruhig ein,
Beten will dein Mütterlein,
Daß im Leben du auf Erden
Möchteſt einſt wie Stephan werden,
Unſer Fürſt, dem in der Schlacht
Kein Feind ſich zu nahen wagt. —
Schlafe, teures Kind, ſchlaf ein!

Gott wird dein Beschützer sein,
Dich nach meinem heißen Wunsche
Einst zum großen Helden machen,
Glänzend, wie das Licht der Sonne,
Daß die Mädchen dich bewundern,
Blumen auf dem Pfad dir wachsen,
Und voll Angst die Feinde weichen —
Daß dir Glück und Ehre blüht,
Durch die Welt dein Nachruhm zieht!*)

Daran sei eine herzergreifende Totenklage gereiht:

Klein Mariechen, Herzenskind,
Du im Grab, wir draußen sind!
Hab' von klein auf dich gezogen,
Schwälbchen mein, bist fortgeflogen?
Ist's denn nicht zum Gotterbarmen,
Wie wir uns gequält, wir Armen,
Daß du solltest hier gedeihn,
Und nun liegst du in dem Schrein.
Vater zog dir an die Schuh',
Mutter brachte dich zur Ruh', —
Doch von Baum zu Baum entflohst
Bist du, bis vor Gottes Thron.
Umher irr' ich, wie besessen,
Kann nicht trinken, kann nicht essen,
Was ich hatt', verlor'n ich habe,
Und mein Herz ist nun im Grabe.
Sie glich einer Blume fein,
Die nur lebt, wenn Sonnenschein,
Tautropf' in der Morgenfrühe
Füllte sie, daß sie erblühe,
Als die Sonne aber schied,
Ging sie von der Erde fort,
Barg sich an geweihtem Ort.

*) Übersetzt von W. v. Kotzebue, das folgende von Mite Kremnitz.

Fragen wir, wie sich der rumänische Bauer zu denen stellt, die über und unter ihm stehen, so vermag uns das Sprichwort auch hierüber zu orientieren. Über ihm steht der B o j a r. Wie er über diese Herren denkt, davon ist schon oben manche bezeichnende Probe mitgeteilt. Hier einige weitere im gleichen Sinne: „Bojaren, Wölfe, Tataren, Gott mag uns vor ihnen bewahren." — „Gott schuf den Bauer, der Teufel den Bojaren." (Ebenso beschuldigt der polnische Bauer in Westgalizien den Teufel, daß er seine polnischen Herren geschaffen.) „Des Bojaren Grimm kannst du ertragen, seine Freundlichkeit richtet dich zugrunde." (Ähnlich im Ruthenischen: „Des Ljachen [Polen] ‚Guten Morgen' muß man bezahlen mit Schweiß und Sorgen.") Dem Popen fühlt sich der Bauer natürlich näher, er achtet an ihm die „heilige Weihe", macht sich jedoch im übrigen weidlich über ihn lustig. Auch hiervon habe ich einiges bereits mitgeteilt und schließe hier weiteres an: „Es kratzt mit ihrer Tatze gar arg die fromme Katze." — „Tu, was der Pope zu dir spricht, doch was er tut, das tu du nicht!" Leider beherzigt dies der Bauer selten, mindestens nicht in bezug auf ein anderes Wort: „Besoffen, wie der Pope am Sonntag!" Überhaupt läßt sich's der Mann Gottes in der Regel wohlgeschehen, aber: „Was ein Heiliger ist, schläft nicht auf weichen Betten." — Ohne weitere Randglossen ist der Erfahrungssatz zu verzeichnen: „Vor dem Dorfe ist der Pope ein Heiliger, aber nicht vor den Mägden in seinem Hause." Und in der Gegend um Bottuschany sagt man euphemistisch von einem,

der seines Nachbars Weib nachstellt: „Er geht auf des Popen Wegen.“ Wie solche Sprichwörter entstehen konnten, bleibt dem Nachdenken eines verehrten Publikums überlassen. Recht sonderbar klingt auch: „Hilft nicht der Pope, so hilft Zauber; hilft kein Zauber, so hilft Gott“ und „Gott widerspricht nicht, was der Pope von ihm spricht!“ — „‚Ich und die Cholera werden nicht im Dorfe beisammen sein,‘ tröstete der Pope, darum lief er davon, als sie kam.“ — In der südlichen Bukowina habe ich sogar einmal gehört: „Wenn das Schwein die Weihen hätte, könnte es auch predigen“; ob es jedoch ein Sprichwort ist, weiß ich nicht zu sagen. Sprichwörter sind hingegen: „Mit Mönchen und Nonnen ist die Hölle gepflastert.“ — „Weiber werden im sechzigsten Jahre keusch, Nonnen im siebzigsten.“ — „Hinter den Weibern her, wie der Mönch hinter der Nonne.“ (So auch ruthenisch im Czortkower Kreise.) In folgendem Wort rächt sich wohl nur der Bauer für den Stolz der Popentöchter: „Wenn des Popen Tochter keine Popenfrau wird, so wird sie eine Dirne.“

Unter dem Bauer steht der Zigeuner und der Jude, denn beide sind heimatlos; der eine, weil er unstet sein will, der andere, weil er es sein muß, weil das Gesetz ihm verwehrt, sich anzusiedeln und Grund und Boden zu erwerben. Was den ersteren betrifft, so ist er der Sündenbock des Sprichworts; alles Verächtliche und Lächerliche — siehe bereits oben einige Belege — wird ihm aufgeladen. Zum Teil mit Recht, denn die Sprichwörter: „Stehlen wie ein

Zigeuner" — „Wenn der Zigeuner nicht stiehlt, er nie als Mensch sich fühlt" und „Was ihm bedünket aufgehoben schlecht, nimmt der Zigeuner und bewahrt es recht" — diese Sprichwörter sind wohlbegründet. Ebenso hält es der Zigeuner nicht genau mit der Religion und darum sagt man von einem Gottlosen: „Er frißt den Glauben, wie der Zigeuner die Kirche gefressen." Nach der Volkssage hatten nämlich die Zigeuner eine Kirche aus Stein, während die Rumänen nur eine aus Speck hatten. Die Zigeuner trugen ihnen den Tausch an und fraßen dann die Kirche auf. Von sonstigen Höflichkeiten, mit denen das Sprichwort die Zigeuner regaliert, seien hier nur einige verzeichnet: „Um einen Groschen verkauft der Zigeuner seine Seele, um einen Heller seine Tochter." — „Gott weiß allein, wozu er die Läuse und die Zigeuner geschaffen." — „Wenn du erlaubst, daß dir der Zigeuner ‚Guten Tag' sagt, so hat er dich schon betrogen." — Was den Juden betrifft, so kommt er im Sprichwort merkwürdig gut fort, soviel ich weiß, wendet sich ein einziges Wort gegen ihn: „Ein echter Jude niemals ißt, bevor du nicht von ihm betrogen bist." Prüft man das Sprichwort auf seine Wahrheit, so muß die Tatsache zugegeben werden, daß es wirklich in Rumänien viele Juden gibt, welche Bauern betrügen. Trüge dort nicht jeder Jude von vornherein auf der Stirne den Kainsstempel des „Betrügers", und wäre ihm gestattet, auch anderes zu treiben, als Schacher, so gäbe es sicherlich in Rumänien viel weniger betrügerische Juden. „Jedes Land hat die Juden,

die es verdient" — ich werde nicht müde werden, dieses mein Sprüchlein zu wiederholen, bis es wenigstens die Gebildeten im Osten hören und menschlicher werden. Wer den Verhältnissen dieses Volkstums ferne steht, den wird es übrigens sicherlich befremden, daß sich unter den rumänischen Sprichwörtern nicht viele finden, welche fanatischen Judenhaß predigen. Nach den Judenhetzen ließe sich dies vermuten. Wer aber Rumänien kennt, der weiß, daß diese fluchwürdigen Treibjagden nicht aus dem Volkscharakter, ja nicht aus dem Willen des Volkes hervorgingen, sie wurden von „Zivilisierten" angestiftet: in erster Linie von habgierigem Beamtenpöbel, immer erst in zweiter von fanatischen Pfaffen.

Die Zahl der rumänischen Sprichwörter ist unübersehbar und manche bezeichnende Gruppe ließe sich noch daraus zusammenstellen. Aber dies Sprichwort mahnt auch: „Lange Rede, schiefe Rede", und so gebe ich denn nur noch als Epilog eine Anzahl von Sprüchen ohne inneren Zusammenhang.

„Dulden und Schweigen macht die Trauben süß." — „In des Demütigen Nest haust der Teufel gerne." — „Hat man keine Erdbeeren, mag man die Blätter verzehren." — „‚Wo nur die Stute sein mag?' sagte der Dummkopf und ritt auf ihr hinaus, sie zu suchen." — „Bist du in den Hühnerstall gegangen, so krähe, wie es die Hühner verlangen." — „‚Ich gebe nichts verloren,' sagte der Narr, als er sein Pferd im Stich ließ, um das Hufeisen zu suchen." — „Selbstlob ist Beschimpfung." — „Wenn sich der Richter lobt, stinkt das

ganze Dorf." — „Wer viel Pfeffer hat, der pfeffert auch den Zuckerbrei." — „Ein lahmes Pferd findet auch seinen Mieter." — „Wenn der Verstand auf dem Baum wachsen würde, so würden ihn auch Esel fressen." — „Wer in der Tasche keinen Heller hat, dem ist das Kamel selbst um einen Pfennig zu teuer." — „Wenn der Ofen warm ist, so braucht er wenig Holz!" — „Es redet viel der kranke Mann, gesund macht's jeder, wie er kann." — „Mit einem kleinen Netz fängt man große Fische." — „Mit einem Pfifferling in der Hand schlägt man keinen Nagel in die Wand!" — „Am Tische, den ein andrer gedeckt, das Essen gewöhnlich am besten schmeckt!" — „Wenn man gut sieht, ist es leicht, eine Nadel einzufädeln." — „Um eine taube Alte schlägt der Pfarrer die Toaka nicht zweimal." (Toaka ist die Holztafel neben der Kirche, auf der nach griechischem Ritus zum Gebete getrommelt wird.) — „Wo man den Zügel gefunden, da sucht man auch das Pferd!" — „Auf dem Wagen kommt die Krankheit ins Haus, durch das Nadelöhr zieht sie aus." — „Wenn der Hengst alt wird, kommt er in die Salzmühle." — „‚Alter braucht Ruhe,' sagte der Sohn, als er den Vater aus dem Hause in den Stall warf." — „Neun Brote leicht ein Narr verschlingt, doch ist's ein größ'rer Narr, wer sie ihm bringt." — „Herren wechseln ist des Narren Lust!" — „Besser ein kleiner Herr, als ein großer Knecht!" — „Bist du ein Knecht, nimm eine Magd, des Sultans Tochter hat noch nicht nach dir gefragt!" — „Lieber des Zigeuners Eheweib sein, als des Sultans Geliebte." — „Besser im eigenen Hunde-

ſtall, als in des Fürſten Palaſte." — „Wer die Herren wechſelt, wird als Diener alt." — „Herr werden kannſt du nicht, doch Knecht und Magd, ſo oft es dir behagt." — „Bettlerhandwerk braucht keine Lehrlingszeit." — „Haſt du Hirſe ausgeſchüttet, ſo iſt das Zuſammenklauben ſchwer." — „Hat der Dumme Hirſe, ſo fehlt ihm Salz — hat er Salz, ſo fehlt ihm Hirſe." — „Morgenbrot bewahre für den Abend, Abendbrot nie für den Morgen." — „Voller Magen, faule Hand!" — „Was geboren wird bei Nacht, muß man gut beſehn, wenn's tagt." — „Der Dumme ſucht die Tochter und findet die Mutter." — „Wo du Mehl findeſt, da ſuche nach Speck." — „Wer Glück hat, braucht keinen Verſtand; wer Verſtand hat, braucht Glück." — „Wen der Verſtand und wen das Glück verläßt, der faſtet auch am Oſterfeſt." — „Das Glück kriecht dem Dummen ins Bett, der Verſtändige muß es erobern." — „Wer viel Verſtand hat, iſt doch immer auch ein bißchen dumm." — „Aus dem Teich in den Brunnen" oder „Aus der Mahlmühle in die Salzmühle" („Aus dem Regen in die Traufe"). — „So lang es klein noch, flicke das Loch!" — „Dein Magen hat kein Fenſter, aber dein Kleid kann man ſehen." — „Ein Nagel treibt den andern aus." — „Was dir ein Zigeuner geſtohlen, kann dir nur ein andrer wieder holen." — „Wenn du beim Nachbar an die Tür anklopfſt, ſo tue es auch an der eigenen!" — „Vor fremden Leuten zuckerſüß, im eigenen Hauſe wie Schlangenbiß!" — „Schickſt du den Dummkopf nach Reiſern aus, ſo bringt er Blumen dir ins Haus." — „Wenn's regnet,

will sie Feuer machen und hängt zum Trocknen aus die Sachen." — „Mit Kleinen halte und mit Großen Rat und dann entscheide du die Tat." — „Niemand kann seinen besten Freund küssen." (Sich selbst.) — „Ein Mensch gerne über den andern lacht, der Teufel sich über alle lustig macht." — „Der Teufel ist klüger als alle Heiligen." (Die Ruthenen meinen sogar: „Klüger als Gott".) — „Tropfen um Tropfen bilden den See." — „Vergeben ist leicht, vergessen schwer." — „Die Uhr schlägt und geht, die Zeit ruht und steht." — „Schlag ein großes Kreuz, der Teufel ist alt." — „Ein gutes Pferd verkauft man aus dem Stalle" (nicht erst auf dem Marktplatz), auch figürlich für: „Schöne Mädchen finden nicht erst auf dem Tanzboden den Freier." — „‚Das kommt von der Eile,' sagte der Krebs, als er zu Weihnachten nach Germ ausgeschickt ward, und es zu Ostern auf der Schwelle ausschüttete." — „Schlag den Sattel, so versteht deine Stute es und geht." — „‚Ein Handwerker ist's doch auch,' sagte der Richter, als er statt des Schneiders den Zimmermann hängen ließ." — „Wer die Base zur Köchin hat, wird im Jahre einmal satt." — „Wo zwei Schwägerinnen dienen, da bleiben die Töpfe ungewaschen." — „Wer bei Verwandten dient, braucht die Hölle nicht mehr zu fürchten." — „Vom schlechten Schuldner nimm auch Asche als Zahlung." — „Lecke nicht deinen eigenen Speichel auf." — „Der Gerechte geht immer mit zerschlagenem Kopfe umher." — „‚Zu gut für diese Welt,' sagten die Leute, als sie den Weisen totschlugen." — „Alte Hunde kommen auch durch den Winter. Aber

wie? Das weiß nur ihr Fell!" — „Mit dem Schmerz geh um, wie mit dem Salz in den Speisen!" — „Schlag und Schimpf kehren nicht um!" — „Eine Sünde kann dir der Pope abnehmen, aber eine Ohrfeige nicht!" — „So geht's: der eine schneidert, der andere flickt." — „‚Ich beschäftige mich mit Pferden,' sagte der Schinder, als er um seinen Stand gefragt wurde." — „Wer vor der Schlinge dich gewarnt, wird manchmal selbst von ihr umgarnt." — „Solang das Sieb neu ist, hängt man es an den Nagel." — „Gut ist nicht, was gut, gut ist, was mir gefallen tut." — „An Geschmack dem Greis es nie gebricht, aber beißen kann er nicht." — „Um eine Fliege, die ihn sticht, schlägt sich der Dummkopf ins Gesicht." — „Durch Fragen hat der Blinde Braila gefunden." — „Wo's der Katze nicht hinzuklettern gelingt, da sagt die Katze: ‚Pfui, wie es stinkt!'" — „Eine Krähe kann man nicht für eine Nachtigall verkaufen." — „Gern magst den Bart du geben, bleibt nur der Kopf am Leben." — „Fliehen ist eine Schande, aber gesund." — „Wer zu den Maurern geht, wird gemessen!" Gleichbedeutend mit: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um." Der Spruch gründet sich auf einen sonderbaren Aberglauben der Rumänen, wonach die bösen Geister über jenen Bau keine Macht haben, in welchen ein Mensch eingemauert wird. Diesen Stoff behandelt auch die wunderschöne Volksballade vom „Kloster Argisch". Da nun derzeit das Einmauern schwierig ist, so messen die Maurer wenigstens mit einem langen Schilfbande den Schatten eines Vorübergehenden und legen es ins

Fundament. Der Volksglaube meint, der Betreffende müsse am vierzigsten Tage sterben und werde dann ein Gespenst (Stahie, aus dem Griechischen Στοχεῖον, Gestalt). — „Mehr wert als ein alberner Freund ist ein verständiger Feind." — „Nur wenn du Feuer machst, steigt Rauch auf." — „Das Wort ‚Honig' macht noch nicht süß." — „Vorn Honig, hinten Galle." — „Wer den Finger in den Honig steckt, der leckt auch daran." — „Wer einen Sumpf hat, braucht für die Frösche nicht zu sorgen." — „Stelle dich mit dem Teufel gut, solange du am Abgrund gehst." — „Wer seinen Wagen schon zerbrochen hat, der findet viele Leute, die ihm den rechten Weg sagen." — „Eine Wildente läßt sich nicht zähmen." — „Solange der Wolf befiehlt, frißt er nicht." — „Wer keinen andern Lehrer hat, dem gibt die Zeit den besten Rat." — „Ist satt die Laus, so kriecht sie auf die Stirn heraus." — „Das Kamel hat die Ohren verloren, weil es Hörner haben wollte." — „Wer nicht zufrieden ist, wenn er lebt, wie die Henne in der Mühle, den lehrt die Not leben, wie das Kalb auf dem Dorfe." — „Kannst du den Pinsel nicht zum Färben führen, so unterlasse das Beschmieren." — „Gehst durch das Land der Blinden du, so mach das eine Auge zu." — „Wer im Wachen vor dem Büffel davonläuft, faßt im Traume den Teufel am Horn." — „Wenn die Eltern unreife Trauben essen, so werden den Kindern davon die Zähne lang." — „Der Heuchler! mit dem Löffel reicht er dir Dulschaaze (Zuckerobst) viel, in das Auge stößt er dir des Löffels Stiel." — „Vor einem Himmelsschlage, vor

eines Bauers Klage und vor des Sultans Verdacht behüte dich Gottes Güte.“ — Und endlich: „Wie der Heilige, so der Weihrauch — Wie der Türk', so die Pistole — Wie das Land, so die Sitte“ und — fügen wir hinzu — „Wie die Sitte, so das Sprichwort!“

# Der Ahnherr des Messias

Wer im Herbste, kurz vor dem jüdischen „Versöhnungstage", eine der Heerstraßen des österreichischen Ostens oder seiner Grenzländer passiert, kann sonderbaren Wanderzügen begegnen. In dichten Scharen zieht das Volk Gottes daher, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Kranke und Gesunde, Reiche und Arme, alle mit vielem Gepäck beladen. Und wer etwa am Vortage des Festes auf der Bahn von Lemberg nach Czernowitz fährt, der kann die riesige Anzahl der Waggons dritter Klasse bewundern, welche die Lokomotive da ausnahmsweise zu befördern hat, und noch mehr die P. T. Reisenden, welche die Waggons füllen. Es ist schier, als hätte sich die ganze Judenschaft Galiziens aufgemacht, um ihren Auszug ins Land der Väter zu halten. Denn an jeder Station ist der Perron dicht gefüllt von neuen Reisenden, an jeder Station erneut sich unter schrillen Wehe- und drastischen Schimpflauten das Schauspiel des überhastigen Einsteigens. Doch sind nicht die Ufer des Jordans das Ziel der Reise, sondern die des Pruth, denn unmittelbar, bevor der Schienenstrang diesen Fluß überbrückt, bei der Haltestelle „Sadagóra", entleeren die Waggons ihren langröckigen, langgelockten Inhalt. Und nach demselben kleinen, armseligen

Städtchen ziehen auch die Karawanen zu Wagen und zu Fuß. Es häuft sich da oft eine unglaublich große Menschenzahl zusammen.

Wozu? Und warum just an diesem Tage, den sonst jeder Jude in zerknirschtem Gebete in der Synagoge seines Ortes zubringt? Und warum in diesem erbärmlichen Neste? Denn Sadagóra gehört zu den traurigsten Kotstädtchen der „großen Ebene" und ist vielleicht das schmutzigste. Die Bewohner sind mit Ausnahme der Beamten und des Gutsherrn durchweg orthodoxe Juden, die ein beschauliches Müßiggängerleben führen. Wen Gott liebt, dem gibt er's im Schlafe. Die Leute von Sadagóra haben keine Arbeit nötig, denn sie sind so glücklich, einen Geldmagnet in ihrer Mitte zu haben, der nicht nur sehr viel anzieht, sondern auch so gnädig ist, für die anderen etwas abfallen zu lassen. Das ist Abraham Jakob Friedmann, der Wunderrabbi von Sadagóra, das verehrteste Haupt der Chassidim.

Die Chassidim sind die zahlreichste Sekte des Judentums, etwa drei Vierteile der jüdischen Bewohnerschaft Galiziens, Rumäniens und Rußlands dürften ihr zugehören. Es ist hier nicht der Ort, die — nebenbei bemerkt — überaus interessante Geschichte dieser Sekte zu skizzieren, auf ihren Zusammenhang mit den „Sabbathianern" und „Frankisten" hinzuweisen und den Beweis zu führen, daß sie nur der oberflächlichen Auffassung der Kabbala ihren Ursprung verdankt. Auch über das Wesen der Sekte sei hier nur kurz erwähnt, daß der Chassid der „Mucker" des Judentums ist, ein mystischer Gefühlsschwelger, Aszetiker und Ge-

nußmensch zugleich. Er legt sich zu gewissen Zeiten des Jahres harte Entbehrungen auf und entschädigt sich dann dafür durch widerliche Orgien. Er hält sich für den Begnadeten unter seinen Glaubensgenossen, seiner harren schon jetzt im Jenseits besondere Genüsse, die rechte Freude wird aber erst angehen, nachdem der Messias gekommen. Diese Selbstschätzung, welche von den Andersgläubigen nicht gerade unterstützt wird, wurzelt in der Tradition der Chassidim, derzufolge aus ihrer Mitte dereinst der Messias hervorgehen wird. Jeder Chassid darf auf einen so erlauchten Sprößling hoffen, aber einige Familien haben eine Art näherer Anwartschaft auf dieses Glück und stehen daher schon jetzt in größtem Ansehen. Und zu diesen gehört auch die Familie Friedmann in Sadagóra.

Dieselbe stammt aus Belz in Russisch-Polen. Der Großvater des gegenwärtigen Hauptes, Reb Srulze, wanderte nach Sadagóra ein und begründete da sein Reich. Dieser Wechsel des Domizils war kein ganz freiwilliger. Der Rabbi, ein finsterer, fanatischer Schwärmer und um sein Prestige besorgt, hatte in Belz eine furchtbare Tat begangen. Auf sein Geheiß war nämlich ein abtrünniger Jude, kurz bevor er die Taufe empfangen sollte, von den Chassidim ergriffen und in einem Kalkofen verbrannt worden. Die Tat ward ruchbar, die russische Regierung ordnete eine strenge Untersuchung an, aber das Resultat derselben war ein recht eigentümliches: die willenlosen Werkzeuge des Rabbi wurden gehängt, ihn selbst ließ man nach der Bukowina entwischen. Der milde Gottes-

mann ließ sich, wie erwähnt, in Sadagóra nieder, weil dieser Ort so ziemlich im Zentrum der von Chassidim bewohnten Länder liegt. Reb Srulze baute ein stattliches Haus, bildete seinen Hofstaat aus gelehrten Rabbinen und begann die Regierung; er nahm Geld ein und tat Wunder. Das erstere trifft bald einer, aber auch das letztere, wenn er es so treibt wie der Rabbi. Nahm ein schwer Erkrankter oder Bedrängter seinen Segen in Anspruch, so spendete er denselben reichlich, auch gegen geringe Taxe — das war alles. Genas nun der Kranke oder gedieh das Geschäft des Gesegneten, so hatte natürlich der Segen des Rabbi Wunder getan; trat das Entgegengesetzte ein, so war es Gottes Wille gewesen und gegen den konnte natürlich auch der Rabbi nichts — unfehlbar blieb er deshalb doch. Der Absatz war groß, das Geschäft florierte, und als Reb Srulze starb, hinterließ er seinem Sohne Reb Israel ein sehr ansehnliches Vermögen. Dieser setzte das Geschäft fort und brachte es in noch größeren Flor. Immer mehr Juden siedelten sich in Sadagóra an, das Haus ward stattlicher umgebaut. Aus allen Richtungen der Windrose kamen die Chassidim gezogen, insbesondere zu den großen Festen. Mußte doch ein Gebet, das man in jenen heiligen Tagen in seiner Nähe verrichtete, in der Nähe des niemals irrenden Lieblings Gottes, auch den nächsten Anspruch auf Berücksichtigung vor Gottes Throne haben! Am Versöhnungstage, dem Tage des Gerichts, zogen schon damals Tausende in das kleine Städtchen. Die Russen waren am stärksten vertreten und daher auch die Rubel.

Aber der massenhafte Ausfluß russischen Geldes nach Österreich machte die russische Regierung aufmerksam und unruhig. All der Reichtum, den man sonst im Lande verzehrt, wurde nun über die Grenze getragen. Dann ließ und läßt ja ferner auch bekanntlich Rußland seine Untertanen nicht gern nach dem Auslande gehen. Nun wußte aber der Generalgouverneur von Podolien, der seine Leute kannte, sehr wohl, daß das Verbot, die Rubel nicht mehr nach Sadagóra zu tragen und den Segen des Rabbi hierfür einzutauschen, ebensowenig fruchten würde, als etwa das Gebot, auf den Händen zu gehen oder Schweinefleisch zu essen.

Er sandte daher einen angesehenen russischen Rabbi „in vertraulicher Mission" nach Sadagóra, um den Wunderrabbi zu bewegen, nach Rußland zurückzukehren und seine Wunder künftighin in seinem Vaterlande zu verrichten. Aber der Rabbi befürchtete entweder eine Verringerung des Kredits der Firma bei einer Veränderung des Geschäftsortes, oder er dachte daran, daß sich die russische Regierung gelegentlich in Nöten der Sünden seines Vaters erinnern und auf bedrohliche Weise seiner Kassette nähern könnte, kurz: er schlug die höfliche Einladung rund ab. Rußland aber ist bekanntlich sehr konservativ und hartnäckig in der Verfolgung seiner Pläne; es forderte nun von der österreichischen Regierung die Auslieferung des Rabbi als russischen Untertanen. Nun war die Not groß in Israel, denn der Rabbi sowohl, als sein Vater hatten im Drange ihrer irdischen und himmlischen Geschäfte

vergessen, das österreichische Bürgerrecht zu erwerben, und Reb Israel war noch dazu in Belz geboren. Aber man half sich — durch Geld. Dem Gutsherrn von Sadagóra lag alles daran, den Mann im Orte zu erhalten, der denselben wohlhabend und insbesondere die gutsherrliche Propination einträglich machte. Und so wurde denn ein wundersames Manöver in Szene gesetzt: zehn Bauern, Insassen aus der Umgegend von Sadagóra, leisteten — natürlich ohne Entgelt und aus innerster Überzeugung — den Eid darauf, daß nicht nur der Rabbi in Sadagóra geboren, daß auch seine Familie seit alter Zeit im Lande seßhaft gewesen sei. Und als weiteren Beweis hierfür nahm der Rabbi den Namen einer Sadagóraer Familie, „Friedmann", an. —

Die Heimsuchung war vorüber und das Wunderverrichten begann von neuem. Und der Ruf des Rabbi wuchs; auf Hunderte von Meilen hin wurde sein Segen, sein Richterspruch verlangt; immer größere Massen wallfahrteten zum „Jom-Kippur" nach Sadagóra. Als der Rabbi starb, konnte er seinem Sohne, dem neuen Rabbi, Abraham Jakob Friedmann, ein Vermögen hinterlassen, das ihn zum reichsten Mann jener östlichen Gegenden machte. Und das will viel sagen bei dem sprichwörtlich gewordenen Reichtum der rumänischen und russischen Bojaren. Aber daneben war der Reichtum Reb Israels auch noch groß genug gewesen, seinen Zweitgeborenen, Beer Friedmann, auch „Malech" (Engel) zubenannt, ebenfalls fürstlich auszustatten und eine Filiale des Wundergeschäftes in Leowa (Moldau) für ihn zu etablieren.

Herr Abraham Jakob nützte seinen Reichtum. Ein prachtvolles Haus ward in Sadagóra erbaut, Güter angekauft, aller Komfort des vornehmen Lebens entwickelt. Die Söhne und Schwiegersöhne wurden mit wahrhaft fürstlicher Opulenz ausgestattet. Ein solcher Aufwand erregte Neid und Bewunderung; der Rabbi stand im Zenit seines Reichtums und Rufes; äußerst beschränkten Geistes, wußte er dennoch, von zahlreichen, gewandten Ratgebern geleitet, von listigen Spionen unterstützt, seine Mitteilungen aus der Vergangenheit jedes seiner Besucher und die Prophezeiungen über dessen voraussichtliche Zukunft vielfach so treffend abzugeben, daß er allen Ernstes von da ab „der Unfehlbare" hieß.

Da drohte seinem Glücke wieder eine Wolke, wieder von Rußland her und — diesmal entlud sie sich. Auf Grund einer Anzeige der russischen Regierung erschienen eines schönen Tages — es war im Jahr 1854 — österreichische Beamte und Gerichtsdiener in der Residenz des Rabbi; man besetzte alle Ausgänge, man ging, trotz des Bannfluchs des Rabbi, trotz des Gezeters der ganzen Gemeinde, an eine systematische Durchsuchung des Hauses. Sie war nicht vergeblich. Denn im Allerheiligsten, im Betzimmer des Rabbi, welches natürlich nie ein profaner Blick hatte entweihen dürfen, fand man — eine russische Banknotenpresse, einen englischen Drucker, der sie bediente, sowie eine Menge bereits fertiger russischer Fünfrubelbanknoten in täuschender Nachahmung. Und die Beamten machten kurzen Prozeß und führten den Rabbi und seine Frau,

Drucker, Presse und Noten nach Czernowitz. Das dortige k. k. Landesgericht erhob gegen den Rabbi die Anklage wegen Verbrechens der Fälschung öffentlicher Wertpapiere und er, der Wundertäter, der Unfehlbare, saß in Czernowitz im Kerker, „allwo Heulen und Zähneklappern".

Es wäre unmöglich, die dumpfe Verzweiflung, die ohnmächtige Wut, die maßlose Trauer zu schildern, welche die Chassidim allerorten bei der Schreckensnachricht ergriff. Alles Sinnen wandte sich dem einen Ziele zu, der Befreiung des Rabbi. Mit Gewalt, das wußte man, war nichts auszurichten, man griff zur Bestechung. Aber der Landesgerichtsrat, der die Untersuchung führte, war ein Mann von nicht zu erschütternder Ehrlichkeit, ein wahrer Richter. Man bot ihm ein Vermögen — er schlug es aus. Trostlosigkeit bemächtigte sich der Gemüter, jeder verzweifelte an der Rettung, nur einer nicht, der Schwiegersohn des Rabbi. Er reiste nach Wien, und hier, beim Justizministerium, gelang ihm, was bei dem einfachen Richter unmöglich gewesen. Der Landesgerichtsrat wurde, mit Beförderung zum Oberlandesgerichtsrat, nach Lemberg versetzt und die Untersuchung mit direktem Erlasse des Justizministers, — was sonst geradezu unerhört — einem anderen, willfährigen Manne übertragen. Das Ganze kostete dreißigtausend Gulden, noch heute nennt in Czernowitz jedermann den Betrag und die Namen der beiden Richter. Denn der Betrag war hoch, aber das Resultat glänzend: der Rabbi wurde „aus Mangel an Beweisen" freigesprochen!

Aus der Haft entlassen, setzte der Rabbi, nunmehr auch Märtyrer, das Geschäft in alter Weise fort. Seine Autorität war durch jenen Zwischenfall noch gestärkt worden; sein Einfluß ward unermeßlich. So steht der Rabbi noch heute da; reich, wie ein Gott verehrt, „unfehlbar", mit einer Macht über die Gemüter ausgestattet, wie sich ihrer auf Erden nur noch ein Mensch erfreut: sein gleichfalls unfehlbarer Kollege im Vatikan.

Seit jenen Tagen der Bedrängnis ist der Friede dieses gottgefälligen Wandels nur noch einmal gestört worden — im Jahre 1870 — und leider wieder durch die gottlosen k. k. Behörden. Der Fall ist charakteristisch genug. Der Bruder des Unfehlbaren, der bereits oben erwähnte „Engel", betrieb anfangs seine Filiale in Leowa in ganz derselben Art, wie dieser das Stammgeschäft in Sadagóra. Aber plötzlich — mag nun der Einfluß gebildeter Menschen oder die Lektüre freisinniger Bücher dazu beigetragen haben — plötzlich wurde Reb Beer des Betruges und der Heuchelei müde, machte Strike und wollte keine Wunder mehr tun. Es verbreitete sich sogar das Gerücht, daß er nach Jassy gehen und dort Christ werden wolle. Es klang dies auch sehr plausibel; der Mann hatte das Judentum nur in seiner häßlichsten Form, als Chassidismus, kennen gelernt und mußte daher einen Bruch mit den Traditionen desselben wünschen. In der Tat machte er sich eines Tages nach Jassy auf, aber weder langte er dort an, noch kehrte er nach Leowa zurück — er war und blieb spurlos verschwunden. Die Sache machte ungeheures Aufsehen. Die Aufregung, namentlich in

der moldauischen Landbevölkerung, war eine furchtbare und ließ für das Schicksal der dortigen Juden das Schlimmste befürchten, denn es hieß allgemein, diese hätten den abtrünnigen Rabbi erschlagen. Die österreichische Regierung, deren Untertan der Verschollene war, nahm sich der eingeleiteten Untersuchung kräftigst an und siehe — das Resultat war ein absonderliches. Der Rabbi war nicht ermordet, wohl aber — entführt worden und saß zu Sadagóra in der Stammburg seiner Väter, um da auf Geheiß seines Bruders unfreiwillige Betrachtungen über die Vortrefflichkeit des Berufs anzustellen, den er, vermessen genug, hatte aufgeben wollen. Der arme gefallene „Engel" wurde nach Czernowitz gebracht, wo er gastfreundliche Aufnahme fand. Die Untersuchung begann. Aber ehe diese zu Ende geführt war, ward der Freigeist durch die Einflüsse seiner Umgebung und — klingende Gründe umgestimmt und ... kehrte nach Leowa zurück. Die kleine Exkursion soll seinem Rufe als Wundertäter keinen Schaden gebracht haben.

So viel von der Vergangenheit des „Unfehlbaren" und seiner Familie. Und nun von seinem Hause, seinen Besuchern und ihm selbst.

Von dem Schmutze, dem Elend und der Verwahrlosung, die in den Straßen und Häusern Sadagóras herrschen, haben wir bereits gesprochen. Ein richtiges Bild hiervon kann sich der Leser vielleicht gleichwohl nicht machen — dergleichen muß man gesehen haben. Das gewaltige Rotmeer insbesondere vermag sich sicherlich auch die blühendste Phantasie nicht in seiner

ganzen Abscheulichkeit vorzustellen. Mitten in dieser Umgebung nun steht das Palais des Rabbi, von einem wohlgepflegten Park umschlossen, unweit der griechisch-orthodoxen Kirche. Das Bethaus des Wundermanns schließt sich dem Wohn- und Geschäftshause an. Sehenswert wegen des wahrhaft raffinierten Luxus ist darin das Betzimmer, welches ausschließlich zur Benützung des Herren und Gebieters bestimmt ist. Das Getäfel und die Tische Marmor mit Goldleisten, die Einrichtung schwerster roter Samt mit Goldstickerei. Auf einem Tischchen am Fenster steht ein kleines Kunstwerk, eine überaus zierlich gearbeitete plastische Darstellung des Salomonischen Tempels.

Das Palais ist ein stattlicher Bau, der in seiner Ornamentik sogar von feinem Geschmack zeugt, wenn auch nicht von dem des Besitzers, so doch von dem des Architekten. Das Innere zerfällt in zwei Teile, den jedem Pilger zugänglichen und jenen, der die Privatgemächer, dann die Prunkzimmer des Unfehlbaren und seiner Familie enthält.

Der erste Teil besteht aus zwei aufeinanderfolgenden, großen Sälen, die kahl und hoch, nur mit fortlaufenden Holzbänken längs der Wände möbliert sind, dann einem dritten kleineren Gemache, dem Empfangszimmer des Rabbi. Die Privatwohnung ist mit fürstlicher Pracht, mit wahrhaft orientalischem Luxus ausgestattet. Die Prunkzimmer insbesondere blenden durch den unermeßlichen Reichtum an edlen Metallen und Edelsteinen. Unter den Einrichtungsstücken gibt es wahre Kunstwerke; so einen kleinen Tisch von ge-

triebenem Silber mit reicher Gold- und Edelsteinornamentik — eine Gabe der Judenschaft Podoliens zum Danke für die Abwendung der Gefahr eines bösen Generalgouverneurs, — einen prachtvollen Kelch mit Rubinenverzierung, das Weihgeschenk eines moldauischen Millionärs, als ihm seine Millionärin einen Knaben geboren; einen prachtvollen Damaszenersäbel mit diamantenübersätem Griff usw. — Kurz, das Ganze bildet eine Schatzkammer, um die mancher regierende Fürst den Rabbi beneiden könnte. Schließlich sei noch erwähnt, daß dieser seinen Latakia wohl aus der kostbarsten Bernsteinspitze auf Erden raucht. Diese soll, natürlich der Edelsteine wegen, mit denen sie geschmückt ist, zehntausend Rubel gekostet haben.

Dieses Haus ist in den „heiligen Tagen", d. h. in jenen zehn Tagen, die zwischen dem jüdischen Neujahrsfeste und dem Versöhnungstage liegen, am stärksten besucht, obwohl es das ganze Jahr über nie an armen Schafen fehlt, die da ihre Wolle ablagern. In den erwähnten Tagen aber, und insbesondere in den beiden Vortagen des „Jom-Kippur", ist der Zudrang ein enormer. Nähern wir uns dem Orte von welcher Seite immer, wir finden die Straßen mit jenen Karawanenzügen bedeckt, deren ich im Eingang dieses Artikels erwähnte. Das Treiben und Drängen wird immer größer, wenn wir das Städtchen betreten. Da bieten sich eigentümliche Bilder. Eben angekommene Pilger suchen eine Unterkunft und feilschen mit den Sadagóraer Glaubensgenossen um den Preis einer solchen. Dort zieht eine ganze Schar in eine glücklich

errungene Dachkammer ein; das Gepäck wird unter gewaltigem Lärmen vom Wagen geladen und mitgebrachte Kranke sorgsam herabgehoben. Hier hat ein Sadagórer einen großen Kreis von wißbegierigen Gläubigen um sich versammelt, die mit freudigem Erstaunen die neueste Wunderkur des Rabbi vernehmen; dort wieder klagen einige Pilger einander ihr Leid, daß sie sich vergeblich um eine Audienz bemüht. Dazwischen rumänische Bauern und Bäuerinnen, welche Lebensmittel feilbieten; dazwischen in moderner Kleidung Damen und Herren aus der Nachbarschaft, die aus Neugierde hergekommen. Es ist ein Treiben wie in einem Ameisenhaufen, nur etwas lauter . . .

Der Lärm und das Gewimmel nehmen zu, je mehr wir uns der Residenz des Rabbi nähern. Auf dem Vorplatze vor dem Hause — der Park ist weislich zu der Zeit abgeschlossen — herrscht ein wahrhaft betäubendes Gedränge und Getöse. Nur mit Gefahr unserer Rippen drängen wir uns bis zur Türe durch, an der die Menge, Kopf an Kopf, angestaut ist. Vor derselben stehen die Wächter des Paradieses, zwei Greise von recht ehrwürdigem Aussehen. Es sind die „Gaboim" des Rabbi, seine Diener, die Helfer in seinem heiligen Berufe. Wenn du den Rabbi sehen willst, so sind diese Männer für dich sehr wichtig. Sie öffnen dir die Pforten, aber nicht eher, als bis du einige blanke Zwanziger in ihre stets offene Hand gedrückt. Du befindest dich nun im ersten Vorsaale, in dem gleichfalls ein starkes Gedränge und Gesumme herrscht. Bis

du dich an die Türe am entgegengesetzten Ende des Saales durchgedrängt, hast du jedenfalls Muße, die Gesellschaft zu mustern.

Welch bunte Menge! Alt und jung, reich und arm, Männer und Weiber, russische, polnische, rumänische, ungarische Juden. Ihre Stellung und ihre Wünsche sind verschieden und nur ein Band hat sie geeint und hierhergeführt: der Aberglaube! Sie alle erwarten von dem Rabbi die Erfüllung ihrer Hoffnungen, sie alle opfern mit Freuden ihre oft sauer ersparte Gabe, damit nur ihr „Quittel" darum sich größerer Beachtung erfreue. „Quittel" aber (das korrumpierte Quittung) heißt im Jargon jedes beschriebene Papierblättchen und hier speziell dasjenige Zettelchen, auf welches jeder seine Wünsche und Bitten geschrieben, um sie zur Kenntnis des Rabbi zu bringen. Jeder Harrende hält auch einen solchen Papierstreifen in der Hand und welche seltsamen Dinge sind oft darauf zu lesen!

Der dicke Mann dort mit der mächtigen, flammenden Purpurnase ist ein Weinhändler aus Ungarn, er will erfahren, wie die nächste Traubenernte ausfallen wird und ob es geraten ist, Vorräte einzutun. Sein Nachbar, der hagere, gebückte Greis, ist ein Wucherer aus Mohilew, er ist von einem Prozeß bedroht und will den Segen des Rabbi für den Freispruch erbitten. Ein Dritter hat eine alternde Tochter und will sich einen Schwiegersohn erflehen; der vierte ist ein Witwer, der sich Rats erholen will, ob er zur zweiten Ehe schreiten dürfe; der fünfte will den Segen für sein

sieches Kind; der sechste ist kinderlos und will fragen, ob er sein Weib darum verstoßen dürfe; der siebente hat irgend eine Untat begangen, die ihm auf der Seele drückt, und möchte sie beichten; der achte ist ein armer Talmudist und bittet um eine Empfehlung an reiche Glaubensgenossen; der neunte fragt an, ob er den Streit mit seinem Nachbar in Güte schlichten oder zum Prozeß schreiten solle; der zehnte will über die Standeswahl seiner Kinder beraten sein; der elfte — aber wer vermöchte die tausend verschiedenen Eventualitäten zu erschöpfen, welche diese Männer hierhergebracht haben mögen! Der Rabbi ist ihnen eben alles, die höchste Instanz in allen himmlischen und weltlichen Dingen: Arzt, Richter, Seelsorger, Berater und Erretter!

Hat man sich glücklich in die Nähe der Türe zum zweiten Wartesaale durchgedrängt und den dort postierten Pförtnern neuerdings einen Obolus entrichtet, so kann man eintreten. Hier sind weit weniger Menschen, hier verstummen die Gespräche, hier bereitet sich jeder schweigend und mit Herzklopfen auf den Moment vor, wo er vor des Rabbi Angesicht treten werde. An der Türe dieses Allerheiligsten stehen neue Pförtner, die natürlich abermals ihren Zoll fordern.

Benützen wir die nächste Gelegenheit, wo ein neuer „Quittelträger" eingelassen wird, um als unsichtbare Zuschauer mit ins heilige Gemach zu dringen. Es ist ein kleiner, sehr spärlich möblierter Raum; die Wände sind mit Bücherschränken voll Talmudfolianten bedeckt, in der Mitte steht ein Tisch, worauf zwei große Gefäße für die „Quittel" und für das Geld. An dem Tische

aber sitzt im großen Lehnstuhle der Mann, den zu sehen Hunderttausenden von Menschen das größte Glück ist, sitzt der Wunderrabbi von Sadagóra, aus dem mächtigen Tschibuk dichte Rauchwolken ausstoßend. Er ist ein ältlicher Mann von hohem Wuchse, mit nicht unedlen Zügen, die indes auch nicht einen Schimmer von Intelligenz und Geistesregsamkeit verraten. Man sieht, wie stumpf und gleichgültig dieser Mann den dargereichten Zettel überblickt, wie er auf alle Bitten nur ein und dasselbe monotone: „Gott wird es zum Besten lenken!", auf alle reuigen Bekenntnisse nur ein und dasselbe: „Gott ist barmherzig!" erwidert, dann wird man das Gerücht begreiflich finden, welches ihn als — halb blödsinnig bezeichnet!

Und auf diesen Mann richtet sich die Hoffnung von Tausenden und Abertausenden; dieser Mann ist all den Verblendeten fast nicht mehr der sichtbare Statthalter Gottes auf Erden, nein! — die Gottheit selbst! —

Mit der Mittagsstunde des Vortags nehmen die Audienzen ein Ende. Dann wird nachmittags ein Gebet verrichtet und das Essen eingenommen, welches für den Fasttag stärken soll. Die Armen unter den Pilgern werden auf Kosten des Rabbi gespeist — er kann es tun, er hat den Ersatz hierfür bei den Besuchern vorher fünfzigfach eingenommen.

Und am Abend ist das ganze Städtchen e i n Bethaus. Denn kein Raum wäre groß genug, um alle die Besucher zu fassen. So verteilen sie sich denn in einzelnen Gruppen in die Häuser.

Ich bin weit umhergewandert und habe manche

seltsamen Eindrücke im Leben empfangen, aber an den Vorabend des Versöhnungstages, den ich vor langen Jahren in Sadagóra verlebt, werde ich immer denken. Noch heute überkommt mich das seltsame, unheimliche Gefühl von damals. Denkt euch Hunderte von Häusern, alle, alle taghell erleuchtet von unzähligen Wachskerzen, und in jedem Hause dasselbe Bild: bleiche, schwarzlockige Beter im Sterbegewande. Und aus jedem Hause klingt dieselbe Melodie, die herzbewegenden, wehmütigen, erschütternden Töne der „Kol-Nidra"!

Aber ich war nicht andächtig dabei gestimmt. Und noch minder war ich es am nächsten Tage, als das fahle Licht des trüben Herbsttages die Kerzen und die Beter und die ganze Szenerie nüchtern und kalt beschien. Denn vor dem Glauben will ich mich gern und ehrfurchtsvoll beugen, gleichviel, ob ich ihn teile oder nicht, aber nimmer vor dem Aberglauben. Und der Aberglaube war's, der diese Lippen bewegte, der Aberglaube, der all die Tausende aus ihrer Heimat herbeigezogen und um ihre Geißel, ihren Verderber versammelt.

Oder täte ich Herrn Abraham Jakob Friedmann mit dieser Bezeichnung unrecht?! Gewiß nicht! Eine Geißel, ein Verderber der Juden jener Gegend ist der Rabbi. Nicht etwa des materiellen Nachteiles, des Aussaugesystems wegen, das er so trefflich organisiert, nein, — hundertmal mehr um des geistigen Schadens willen, den er ihnen zufügt. Der Rabbi ist mit die Hauptursache, warum sich die Juden des Ostens nicht

emporraffen können aus jenen Fesseln, die jahrhundertelanger Aberglaube um sie geschlagen. Denn er ist der personifizierte Widerstand gegen Fortschritt und Licht, gegen den Segen, den eine neue, bessere Strömung dem Judentume bringen würde. Er handelt freilich, wie er handeln muß, denn mit jenen Tagen des Lichtes wäre seine Dunkelherrschaft dahin; aber wie lange noch werden die Juden des Ostens sich diese Herrschaft gefallen lassen?!

Wie lange noch?! Ach! unter allen Gewalten der Erde ist der Aberglaube schier die mächtigste. Es ist zu befürchten, daß die Dynastie des Messias noch durch manches Jahr und — Jahrhundert die Geißel über ihre Glaubensgenossen schwingen wird.

# Kulturentwicklung in Halb-Asien

Steil sind die Wege, welche die Menschheit schreitet, steil und mühevoll, und nicht stetig führen sie zu jener Höhe, auf der sich der erträumte Tempel reinen, edlen Menschentums erhebt. Das wird niemand leugnen wollen, der die Dinge sieht, wie sie sind, und nicht etwa eine rosenrote Brille aufsetzt, um sie zu sehen, wie sie sein sollen. Aber ist ein zeitweiliges Zurückgleiten auf jenen Wegen in der Tat nur eine Unterbrechung des Strebens nach aufwärts? Trifft das Emporblühen, Reifen und Welken der Kulturen einzelner Völkerfamilien nur eben sie selbst, während die Gesamtheit denn doch vorwärts kommt? Kann, wer alle Menschheit betrachtet, behaupten, daß ihr Fortschritt ein sichtlicher ist? „Ja!" rufen begeistert die einen — „Nein!" erwidern ernst und traurig die anderen. Dem Aufstieg durch einen vielschluchtigen Gebirgsstock vergleichen die einen den Weg der Menschheit; wohl winde sich der Pfad eigensinnig genug über Höhen und durch Tiefen, wohl müsse man, um zur nächsten Kuppe zu gelangen, oft sehr mühevoll eine tiefe Schlucht überwinden, aber jede Kuppe sei höher als die andere und immer näher leuchte uns der Gipfel entgegen und darauf jener Tempel. Die anderen aber schütteln traurig den Kopf: „Schön wäre es freilich!" meinen sie, „aber es ist leider

nicht wahr! Und wollt ihr schon ein Bild von dem Kulturfortschritt der Menschheit, so seht euch die stumpfe, ausgewetzte Schneide eines alten Rasiermessers an. In sonderbaren, planlosen Krümmungen läuft die Linie; hier hebt sie sich sacht, um jäh hinabzugleiten; dort springt sie steil empor, um sich sanft zu senken. So wenig hier ein Gesetz ist, so wenig auch in dem Ringen der Menschen."

Dieser Gegensatz der Weltanschauung ist ein ewiger. „Durch Nacht zum Licht!" jubeln die einen, „aus Nacht in Nacht!" klagen die anderen. Und beide Rufe werden nie verhallen, solange Menschen leben, arbeiten und ringen.

Aber auch diese Arbeit ist eine ewige und kann nie stille stehen. Und selbst, wer sich zu der Überzeugung bekennt, daß nicht bloß immer auf die Nacht der Unkultur das Licht der Kultur folgt, sondern auch dieses Licht leider immer wieder verschlungen wird von der Nacht der Barbarei — selbst der muß mit Hand, Herz und Hirn an dem gemeinsamen Werke schaffen, er m u ß — ob er will oder nicht. Denn neben vielem Dunklen und Gemeinen ist ja auch der lichte, segensvolle Trieb des Ringens und Strebens dem Menschen angeboren. Verschieden entwickelt er sich bei jedem, hier sehr stark, dort kaum wahrnehmbar, aber in jedem ist er vorhanden. Und darum auch ist jener Gegensatz nur ein theoretischer, in der Praxis wird er nie fühlbar. Magst du Optimist sein oder Pessimist, magst du an eine planvolle Entwicklung des Menschengeschlechts glauben oder nicht, du m u ß t dich dennoch mühen,

daß es besser und lichter werde um dich her, denn du bist ein Mensch.

Die Arbeit ist eine ewige, eine gemeinsame. Aber innerhalb dieses Kreises, der alle Strebungen umfaßt, machen sich andere Gegensätze fühlbar, welche nicht bloß in der Theorie fortwuchern, sondern praktisch sind, oft so eminent praktisch, daß Heil oder Unheil ganzer Nationen dabei in Frage kommt. Und der wichtigste dieser Gegensätze offenbart sich wohl in der verschiedenen Beantwortung der Frage: Hat jedes Volkstum allein jenen mühevollen Weg zurückzulegen oder alle gemeinsam? Soll der Bildungsgang der einzelnen Völker ein nationaler sein oder ein kosmopolitischer?

Auch dieser Gegensatz geht durch alle Kulturgeschichte. Und man mag nun „Leider!" oder „Gottlob!" dazu sagen, verleugnen läßt er sich nicht und ebensowenig auf die Dauer mit schönen Phrasen überkleistern, so oft dies auch bereits versucht worden. Es geht nicht, und in unseren Tagen am wenigsten. Denn gerade wir haben es ja erlebt, daß der an sich edle, ewig berechtigte, rein menschliche Gedanke des Kosmopolitismus häufiger als je vorher in blauen Dunst umschlägt, und vor unseren Augen schreitet anderseits die nicht minder natürliche und berechtigte Idee der Nationalitäten dröhnenden, geharnischten Schrittes über die Erde — wie sollte da nicht auch gerade jener Gegensatz sich schroffer fühlbar machen, als in den Tagen unserer Väter und Ahnen?

Freilich hat auch hier die Vernunft und noch mehr die ewige Beherrscherin alles Menschengeschicks und

Menschenstrebens, die Notwendigkeit, einen Riegel vorgeschoben, der mindestens den krassesten Extremen den Eingang in das Reich der Taten wehrt, so daß sie nur im Reiche der Gedanken abenteuerlich umherspuken. Denn das Papier ist geduldig und die Feder willig und beide sträuben sich nicht, wenn jemand hinschreibt, daß die Kultur jedes Volkes eine urnationale, uroriginelle, urneue sein muß, daß es jedem Volke nur zum Schaden sein kann, wenn es die Geistesarbeit begrabener Nationen oder seiner lebenden Nachbarn zu verwerten sucht, daß in allen geistigen Dingen um jedes Volkstum eine himmelhohe Mauer gezogen werden muß, weil es nur so jene Form der Bildung aus sich und in sich entwickeln kann, welche ihm eigentümlich und darum einzig berechtigt ist. Und ebensowenig wird das Papier rot oder bricht die Feder, wenn einer behauptet, daß die Liebe zum eigenen Volkstum nicht bloß ein Schwindel ist, sondern auch ein Verbrechen gegen die Menschheit, daß eine nationale Bildung eine ganz lächerliche und unsinnige, aber — Dank den Göttern! — auch völlig utopische Sache ist, daß endlich jedes Volk nicht bloß die Früchte seines Fleißes mit den Nachbarn teilen und dafür auch von den Früchten des fremden Bodens mitgenießen, sondern sie auch im vornherein mit ihnen darüber verständigen muß, welche Fruchtbäume anzupflanzen seien, damit man endlich das Ideal erreichen könne, alle Menschen dieselben Früchte nach demselben System ziehen zu sehen. Wie gesagt, dieses und Ähnliches wird oft geschrieben, wohl auch gesprochen — aber trotzdem fällt es keinem Volke

bei, eine chinesische Mauer um sich aufzurichten oder sich der Tatsache zu schämen, daß sein eigentümlicher Kulturboden auch eigentümliche Geistesfrüchte erzeuge. So scharf wie in der Theorie kann sich also der Gegensatz in der Praxis nicht gestalten und in letzterer kann jene Frage nur lauten: „Soll der Bildungsgang eines Volkes ein möglichst nationaler sein oder ein möglichst kosmopolitischer?"

Ich habe erwähnt, daß von der richtigen Beantwortung dieser Frage das Heil oder Unheil ganzer Nationen abhängt. Es ist selbstverständlich, daß dies weder von den absterbenden, noch von den blühenden Kulturvölkern gilt, sondern von jenen, welche den steilen Weg nach aufwärts erst zu wandeln beginnen — also nicht von den Spaniern, Portugiesen und Italienern, auch nicht von den Deutschen, Franzosen und Engländern, wohl aber von den Slawen, Rumänen, Magyaren, Neugriechen, kurz von den Bewohnern der Länder, welche ich unter der Bezeichnung „Halb-Asien" zusammenfasse. Dieser Name hat sich in den vierzehn Jahren, seit ich ihn zuerst genannt, das Bürgerrecht in unserer Sprache erworben, was ich ohne Unbescheidenheit erwähnen darf, weil wahrlich keine besondere Geistreichigkeit dazu gehört, in irgend einer Sache auf das „Ei des Kolumbus" zu kommen. Jene Länder liegen in der Tat nicht bloß geographisch, sondern auch in ihrem Kulturleben zwischen dem gebildeten Europa und dem barbarischen Asien; die Bezeichnung lag nahe und nur darum ist ihr Verbreitung und Gültigkeit geworden. Freilich

hätte ich mit gleichem Recht jene Länder „Halb-Europa" taufen können. Aber die Absicht meiner Schilderungen aus dem Kulturleben der genannten Nationen ging und geht hauptsächlich — wie ich bereits in der Einleitung zur ersten Sammlung meiner Kulturbilder aussprach — auf die Positionen hinzuweisen, welche zunächst erobert werden müssen, wenn die bisherige Scheinherrschaft der Kultur im Osten in der Tat zu einer wirklichen Herrschaft werden soll. Ich freue mich des bereits Erkämpften, ich berichte gern davon, aber für nützlicher habe ich gehalten, ausführlicher auf das hinzuweisen, was erst erkämpft werden muß. Und dem gleichen Zwecke, wie meine früheren Arbeiten auf diesem Gebeite, dienen auch die Bilder, welche die vorliegende Sammlung vereinigt, und dieselbe Absicht verfolgt auch diese kurze, zusammenfassende Betrachtung, welche den Gang der Kulturbestrebungen in Halb-Asien im allgemeinen charakterisieren will. Sie kann keine streng historische, streng objektive, sie muß zugleich eine kritische sein, weil sie nicht Gewordenes behandelt, sondern Werdendes. Nicht darum handelt es sich, wie die Völker des europäischen Ostens diese Wanderung nach aufwärts zurückgelegt *haben*, sondern wie sie dieselbe zurücklegen sollen ...

Daß sie diese Wanderung überhaupt antreten, oder, wo der erste Schritt bereits geschehen, fortsetzen müssen, darin stimmen alle Gebildeten jener Lande überein. Aber — leider — nur *darin*! Während das Bedürfnis, die Notwendigkeit, unablässig mahnen, die kostbare Zeit nicht nutzlos verfließen zu lassen, während

der Menschenfreund jeder Stunde nachklagen möchte, die tatlos verstreicht, vergeuden jene Völker — und Ausnahmen bestätigen ja nur die Regel — ihre Kraft in theoretischen Streitereien. Und hauptsächlich ist es die Streitfrage über nationale oder kosmopolitische Bildung, die immer wieder aufklingt.

Ich habe oben gesagt, auch dieser Gegensatz sei ewig und namentlich unsere Zeit dazu angetan, ihn noch zu verschärfen. Aber ist er notwendig?

Nein! sicherlich nicht, und es gibt auch in der Theorie einen Standpunkt, welcher zwischen den beiden Extremen die richtige Mitte hält. Kein Volk hat je die Sonnenhöhe seines Kulturlebens völlig aus eigener Kraft erreicht und erkämpft, es hat sich von seinen Vorgängern und Nachbarn Rüstzeug hierzu geliehen, allerdings dann auch neue Waffen erfunden. Und anderseits hat kein Volk je für sich und andere Nützliches geschaffen, wenn es nicht dies Entlehnte in sich in eigentümlicher Weise verarbeitet. Das sind Kardinalsätze, welche auf jedem Blatt der Kulturgeschichte der Menschheit verzeichnet stehen — in mehr oder minder lesbaren Lettern freilich, aber deutlich genug. Und wer dies erfaßt, wird es beklagen müssen, wenn nutzlos „nationaler" und „kosmopolitischer" Bildungsgang gegeneinander ausgespielt werden. Seid Nationale, indem ihr die Wahrheit beherzigt, daß ein Volk nicht ohne eigene, ernste Arbeit zur Kultur gelangen kann, seid Kosmopoliten, indem ihr erkennet, daß kein Volk (von der Torheit solcher Zumutung abgesehen) stark und begabt genug ist, aus eigener Kraft

so viel zu leisten, als alle Nationen zusammengenommen!

Und noch unbegreiflicher wird das Festhalten jenes Gegensatzes in der Praxis! *Kultur* — das Wort ist hübsch, es läßt sich leicht aussprechen, sein Begriff leicht denken, aber die Ausführung ist eine schwere Sache und erfordert harte, nüchterne Arbeit. Aus Millionen und Abermillionen kleiner, einzelner, kleinlicher, langwieriger, langweiliger Arbeiten und Taten setzt sich endlich, nachdem viele Generationen ihr Bestes dafür getan, das Resultat aller Zustände zusammen, welches wir „Kultur" nennen. Kultur wird durch *Arbeit* geschaffen, und zwar weitaus mehr durch *körperliche* als durch *geistige* Arbeit. Die letztere ist sicherlich nicht zu entbehren, aber ohne die erstere bleibt Kultur ein Phantom, Dunst und — Schwindel! Darum wäre es ebenso töricht, darüber zu grübeln, welche von beiden notwendiger ist, als es Torheit wäre, Kulturbestrebungen ängstlich nach ihrer Wichtigkeit zu klassifizieren. Wichtig ist, was notwenig ist, und notwendig ist unendlich Vieles und Verschiedenes, wenn ein Volk aus der Barbarei zur Bildung gebracht werden soll. Der Dichter, welcher die Seelen seiner Volksgenossen erhebt und ihr Gemüt vertieft, der Gesetzgeber, welcher für ein ganzes Reich auf Jahrhunderte hinaus Handel und Wandel regelt, die Guten schützt und den Bösen wehrt, der Erfinder, der das Gebiet menschlicher Tätigkeit erweitert, der Dorflehrer, der all seine Tage nur das Lesen und Schreiben lehrt, der Bauer, der sein Gütchen besser bewirtet, als dies

bisher in seiner Gemeinde geschehen, der Schuhmacher, welcher bessere und billigere Stiefel macht, als dies in seinem Orte üblich gewesen — sie alle sind Vorkämpfer der Kultur, und noch viel geringere Leute dürfen diesen Ehrennamen für sich in Anspruch nehmen. Und was vollends bloße Kämpfer für die Kultur betrifft, so sind dies alle Glieder eines Volkstums, welche arbeiten und ringen. Schon daraus geht hervor, daß sich die Kulturentwicklung eines Volkes nur in gewissen höheren Richtungen von der Theorie systematisch ihre Wege vorzeichnen läßt und lassen kann, in allen geringeren entscheidet ausschließlich das praktische Bedürfnis. Der Landmann wird einen Fortschritt in der Wirtschaft nicht deshalb verwerfen, weil die Söhne eines anderen Volkes zuerst darauf gekommen, ihn anderseits nicht blind aus diesem Grunde akzeptieren, sondern nur dann, wenn dieser Fortschritt auch auf seinem Boden, bei seinen Verhältnissen durchführbar und ersprießlich ist. Aber auch in den höheren Richtungen wird das praktische Bedürfnis ein gewichtiges Wort mitreden. Der Gesetzgeber, der aus ehrlichster Überzeugung der kosmopolitischen Richtung angehört, wird gleichwohl kein Gesetz des Auslands akzeptieren dürfen, welches für die Verhältnisse seines Landes nicht paßt, und ein anderer, welcher von der Notwendigkeit eines möglichst nationalen Bildungsganges tief durchdrungen ist, wird gleichwohl nicht deshalb eine nützliche Institution ablehnen, weil sie sich auf fremdem Boden zuerst bewährt.

So sollte es sein, könnte es sein, müßte es sein! Aber so ist es leider nicht in den Ländern Halb-Asiens.

Der Krebsschaden ihrer Kulturentwicklung ist das Verfehlen der richtigen Mitte zwischen dem nationalen und kosmopolitischen Standpunkt und das Festhalten hier des einen, dort des anderen Extrems.

Beides geschieht, so seltsam dies klingen mag, im Grunde doch aus denselben Motiven. Es gebricht den osteuropäischen Völkern nicht an natürlicher Intelligenz — gewiß nicht, so oft dies auch törichter- und ungerechterweise behauptet wird! — nicht an gutem Willen, nicht an Tatkraft, aber es fehlt ihnen die richtige Erkenntnis, daß auch das nationale Selbstbewußtsein seine Grenzen hat, außerhalb deren es ins Unberechtigte, ja ins Lächerliche umschlägt.

Wir wollen dies näher ausführen, indem wir die beiden Extreme getrennt behandeln und durch Beispiele beleuchten. Die schlimmen Folgen, welche ein extrem nationaler Standpunkt in Kulturfragen herbeiführt, treten nirgendwo deutlicher hervor, als bei der altmoskowitischen Partei in Rußland. Der Ausspruch ihres geistigen Oberhauptes, Aksakow, daß Rußland in sich jede Spur der verfaulten westlichen Zivilisation austilgen, aus sich heraus eine eigentümliche Kultur schaffen und mit Hilfe derselben die anderen Stämme der slawischen Völkerfamilie von dem unheilvollen Einfluß der verkommenen westeuropäischen Welt befreien müsse — dieser Ausspruch ist keineswegs die Manifestation einer einzelnen, individuellen Überzeugung, sondern das Programm einer Partei, welche über Hunderttausende von Anhängern verfügt. Und ferner nicht etwa bloß ein theoretisches Programm,

sondern die Direktive für wirkliche und wahrhaftige Handlungen und Taten. Es ist hier nicht des Ortes, darzulegen, wie diese Partei bereits heute die Schule, die Gemeinde, die Kirche usw. beeinflußt, und was sie bereits getan, um sich für die Zukunft noch größeren Einfluß zu sichern. Auch über die Schlußresultate, welche sie bei fortdauernder, ungehinderter Agitation erreichen kann, wollen wir uns um so weniger verbreiten, als sie dem Einsichtigen ohnehin klar liegen: es wird da allerdings eine originelle Kultur geboren, das heißt eine Kultur, die man anderwärts nicht mit diesem Namen belegen würde ... Fragen wir aber, wie diese Partei geworden, so treffen wir auf die beiden Motive, deren wir oben gedacht. Mag auch die unmäßige Überflutung Rußlands mit westeuropäischen „Kulturträgern" das nationale Bewußtsein mit Recht gereizt haben — in der Abwehr, zu welcher Aksakow und Genossen es aufgestachelt, schlägt das berechtigte Volksbewußtsein in unberechtigte Anmaßung um. Der Russe hat allen Grund, sein Volk zu lieben, denn es ist ein tüchtiges, begabtes und, wo es unverderbt geblieben, braves und gutartiges Volk, er hat sogar einigen Grund, hoffnungsvoll in die Zukunft zu sehen, aber er hat keinerlei Grund, zu glauben, daß sein Volk tüchtiger und bildungsfähiger ist als Deutsche, Franzosen und Engländer! Das ist nationale Überhebung — ich gebrauche absichtlich den gelindesten, vielleicht eben darum nicht mehr ganz zutreffenden Ausdruck. Und ferner — k ö n n t e n Aksakow und Genossen ihr Volk aufmuntern, sich so im Hand-

umdrehen eine nationale Kultur zu erringen, wenn sie vom Wesen der Kultur richtige Begriffe hätten?! Wenn sie wüßten, daß dazu die Arbeit aller durch lange Generationen gehört?! Wenn ihnen klar wäre, daß Kultur nicht der Inbegriff edler Gesinnungen ist, nicht die Folge etwaiger heroischer Großtaten, sondern das Resultat unzähliger, nüchterner Arbeiten?!

Fassen wir nun das andere Extrem ins Auge, das kosmopolitische. Sein Walten tritt nirgendwo klarer zutage als in Rumänien. Alle Institutionen des Westens finden sich an den Ufern der Aluta und Dombrowitza getreulich kopiert. Die rumänische Armee ist nach preußischem Muster eingeübt, nach französischem equipiert, der Plan zu den Gymnasien und Universitäten stammt von der Seine her. Der Code Napoleon ist das gültige Gesetzbuch, und als Richter im Kriminalprozeß fungieren Geschworene aus dem Volke. Die Verfassungsurkunde ist höchst freisinnig, die Kammern und ihre Verhandlungen unterscheiden sich äußerlich in nichts von den Vertretungen westlicher Länder. Die politische Verwaltung, die kommunale Autonomie sind nach den besten Mustern des Auslands geregelt. Kurz — wer nur nach den Gesetzen fragt und nicht nach deren Ausführung, nur nach Formen und nicht nach deren Inhalt, kann in Rumänien allüberall auf allen Gebieten eine Antwort hören, die ihn höchlich befriedigt. „Das ist ja," wird er ausrufen müssen, „ein Musterland, wie kaum ein zweites auf Erden zu finden!" Andere, die das Land aus eigener Anschauung kennen oder gar ihr ganzes Leben dort zubringen, sind freilich

anderer Ansicht. Und unter diesen letzteren ist auch der ehemalige Kultusminister Titus Maiorescu. Hören wir sein Urteil, als das eines begeisterten Patrioten. „Wir Rumänen haben," sagt er in seinem „Critice" (Bukarest 1874), „mit innerer Unwahrheit und äußerer Prätension alle Formen der modernen Kultur nachgemacht und verfälscht. Bevor wir Dorfschullehrer hatten, haben wir Dorfschulen errichtet, bevor auch nur eine Spur von geeigneten Professoren zu sehen war, haben wir Gymnasien und Universitäten eröffnet und so den öffentlichen Unterricht gefälscht. Bevor sich auch nur der geringste Lichtstrahl einer selbständigen wissenschaftlichen Tätigkeit bei uns zeigte, haben wir eine rumänische Akademie der Wissenschaften gegründet usw. Dem Anschein nach und nach den statistischen Rubriken der äußeren Formen besitzt Rumänien heute fast den gesamten Apparat westländischer Zivilisation. Wir haben Politik und Wissenschaft, haben Zeitungen und Akademien, auch Museen und Konservatorien und einige Theater sind vorhanden, ja wir haben sogar eine Konstitution. Aber in Wahrheit sind dies seelenlose Produkte, Ansprüche ohne Berechtigung, Gespenster ohne Körper, Trugbilder ohne Wirklichkeit, und so ist die Kultur der höheren Schichten der rumänischen Gesellschaft null und nichtig! ja schlimmer als null und schlimmer als nichtig! Die einzige reale Klasse unserer Gesellschaft ist der Bauer, und seine Realität besteht in dem Leiden, in dem Steuerdruck, der ihn erdrückt, wegen der eitlen Hirngespinste der höheren Schichten."

Dies Wenige mag genügen! Fragen wir aber nun, was die Rumänen zu diesem Festhalten an dem Extrem des kosmopolitischen Bildungsganges bewogen, so treffen wir auf dieselben Gründe, welche die moskowitische Partei in Rußland dem direkten Gegenteil in die Arme getrieben. Nur die mangelnde Erkenntnis von dem Wert und Wesen der Kultur konnte die Staatsmänner Rumäniens glauben lassen, daß die bloße Einführung westlicher Formen ohne peinliche und gewissenhafte Arbeit genügen werde, ihr Land dem gebildeten Europa gleichzustellen. Nur die Überschätzung der Kraft und Begabung ihres Volkes konnte sie wähnen lassen, daß dasselbe ohne weiteres die Formen des Westens mit dem wahren Geist und Inhalt werde ausfüllen, also binnen Jahren oder Jahrzehnten dieselbe Arbeit werde vollbringen können, zu welcher Franzosen und Deutsche Jahrhunderte, wo nicht Jahrtausende bedurft!

In ihren Motiven also gleichen sich jene beiden Extreme und leider auch in ihrer Schädlichkeit für die Gegenwart, in ihrer Gefährlichkeit für die Zukunft. Denn gleich verkehrt ist es, den steilen Weg zum Gipfel der Kultur nicht auf der leidlich gebahnten Straße zurückzulegen, sondern sich selber seinen Pfad bahnen und dadurch die Schwierigkeiten ins Unendliche vermehren zu wollen, wie es anderseits verkehrt ist, wenn ein schwacher und ungeübter Fußgeher dadurch seine Vorgänger einzuholen glaubt, daß er sich ebenso kleidet wie sie. Das Geheimnis, warum sie voraus sind, steckt wahrlich nicht in ihren Röcken und

Hüten, sondern in der Ausdauer ihrer Lungen, in der durch mühsame Übung gestählten Kraft ihrer Sehnen.

Es ist leider in allen menschlichen Dingen leichter, in eine verkehrte Richtung zu geraten, als wieder aus ihr heraus auf den richtigen Weg. Gleichwohl wäre es unberechtigt, an einer gesunden Kulturentwicklung Halb-Asiens deshalb zu verzweifeln, weil diese Völker im Beginn der Wanderung einen unrichtigen Pfad eingeschlagen oder den richtigen nicht mit der gehörigen Geduld und Ausdauer verfolgt. Errare humanum — das gilt von den einzelnen wie von ganzen Völkern. Und die eiserne Notwendigkeit sorgt schon dafür, daß wir den Irrtum erkennen.

Freilich sorgt sie anderseits auch dafür, daß kein Irrtum unbestraft bleibt, und je länger wir ihn begehen, um so härter werden wir ihn büßen. Darum müssen wir alle jenen Völkern eine baldige Umkehr, eine Wandlung ihrer Bestrebungen wünschen. Und nicht bloß etwa aus Edelmut — die Solidarität des Menschengeschlechts in allen Kulturfragen ist eine enge und ruht auf viel realerer Basis, als sich der engherzige Egoismus träumen läßt.

Zweierlei freilich müssen diese Völker vor allem lernen: Fleiß und Geduld. Diese schätzbaren Eigenschaften des Volkscharakters nehmen in der Richtung von West nach Ost immer mehr ab. Der Deutsche kann sich beider rühmen, der Österreicher nur noch des Fleißes — die Geduld geht ihm ab. Den natürlichen Lauf der Dinge abzuwarten, von jedem Korn, das er gesät, erst dann die Frucht zu erwarten, wenn sie

gereift ist, das ist ihm unmöglich. „Aber, meine Herren, so lassen Sie um Gottes willen die Bäume doch wachsen!“ rief einmal Wiens populärster Bürgermeister, Zelinka, in komischer Verzweiflung einigen Mitgliedern des Gemeinderats zu, als diese sich fünf Monate nach Eröffnung des Wiener Stadtparks darüber beklagten, daß man in diesem Garten so wenig Schatten finde. Das Wort wäre das bezeichnendste Motto für eine Kulturgeschichte Österreichs.

Wer vollends über Österreichs Marken nach Ost hinausgeht, kann weder Fleiß noch Geduld mehr konstatieren.

Dazu also müssen jene Völker vor allem erzogen werden, denn, wiederhole ich, es liegt ein schweres Werk vor ihnen.

In welchen Richtungen dieses Werk in Angriff genommen werden muß, ergibt sich aus dem vorigen. Es gilt, vom Extrem abzugehen und die richtige Mitte zu finden. Es gilt, die fremde Pflanze in den eigenen Boden tief einzufügen, daß sie wirklich feststeht oder, wenn dies nicht geht, wieder aus diesem Boden zu reißen, es gilt, die eigene Pflanze nach den Erfahrungen anderer Gärtner zu hegen und zu behüten. Das sind freilich nur allgemeine Andeutungen; ich darf mich hier auf sie beschränken, weil ich im vorliegenden Buche, wie in meinen anderen Kulturbildern genügendes tatsächliches Material gegeben. Welche Früchte das Befolgen des nationalen wie des kosmopolitischen Extrems gebracht, habe ich, hoff' ich, zur Evidenz erwiesen. Auch bezüglich des letzteren Extrems kann ich mich daher hier auf wenige Worte beschränken.

Die Anbetung der Form — ohne sich um den Inhalt zu kümmern — ist das Hauptunglück in den meisten Ländern Halb-Asiens, der verhängnisvollste Fehler in ihrer Kulturentwicklung. Man ahmt die Institutionen des Westens nach, ohne zu berücksichtigen, ob sie passend sind oder nicht, ob die Bewohnerschaft jener Länder bereits reif genug ist, von ihnen heilsamen und nützlichen Gebrauch zu machen oder nicht. Das ist aber gefährlich und beklagenswert, denn dieselbe Einrichtung, welche bei den westlichen Kulturvölkern langsam und naturgemäß emporgereift und darum nun Zeugnis gibt von der Höhe, welche diese Völker errungen, wird im Osten oft genug zu einem Zerrbild, zur Quelle abscheulichen Mißbrauchs, ja zu einem Brand- und Schandmal jener Länder.

Wie soll dieser Fehler getilgt werden? Indem diesen Formen der nötige Inhalt eingeflößt wird? Das würde die Arbeit von Jahrhunderten erfordern und wäre ein verkehrter Weg. Zuerst muß ein Inhalt da sein, dann findet sich schon die Form. Ist aber die Form früher da als der Inhalt, dann muß sie wieder getilgt werden, denn sie bringt n u r Schaden. Diesbezüglich muß ein anderes Wort Maiorescus von jedem Einsichtigen gebilligt werden: „Die Form ohne den Inhalt, der Schein ohne das Wesen bringen nicht nur nie einen Nutzen, sondern sie sind geradezu schädlich, denn sie v e r n i c h t e n allemal ein mächtiges Kulturmittel. Besser keine Hochschule, als eine schlechte, besser keine Akademie, als eine solche ohne wissenschaftliche Bestrebung, besser keine Verfassung, als eine Ver-

fassung auf dem Papier. Wer anders handelt, bringt eine Reihe von Formen hervor, welche längere oder kürzere Zeit hindurch verurteilt sind, ohne inneren Gehalt zu leben. Allein in einer Zeit, in welcher eine Akademie gezwungen ist, ohne Wissenschaft zu wirken und eine Hochschule ohne Unterricht, in solcher Zeit werden jene Formen in der öffentlichen Meinung entwertet und sind dadurch eine Gefahr für den wirklichen Gehalt, der sich unabhängig von ihnen später entwickeln könnte und dann hilf- und ratlos dastehen würde, da er sich in ein der Verachtung preisgegebenes Gewand nicht kleiden kann. Dem Wesen aber ist die Form unumgänglich nötig, darum ist es so verhängnisvoll, wenn der Schein ohne das Wesen einhergeht. Ohne Kultur kann ein Volk noch weiterleben, denn ihm darf die Hoffnung bleiben auf die Zukunft. Aber mit einer falschen Kultur kann kein Volk leben, und wenn es dennoch in ihr beharrt, dann wird es nur ein Beispiel mehr liefern zu dem unerbittlichen Gesetz der Weltgeschichte, daß im Kampfe zwischen der wahren Zivilisation und einem Volke das Volk vernichtet wird, nie aber die Wahrheit."

Ich habe diesen Worten des Kultusministers eines halbasiatischen Staatswesens meinerseits nichts mehr hinzuzufügen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

# Karl Emil Franzos

**Mein Franz.** Novelle in Versen. 2. Aufl. Geh. M. 1.— In Leinenband M. 1.50
**Der Gott des alten Doktors.** Erzählung. 2. Auflage
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—
**Die Juden von Barnow.** Geschichten. 9. Auflage
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—
**Ein Kampf ums Recht.** Roman. 2 Bände. 6. Auflage
Geheftet M. 6.— In 1 Leinenband M. 7.50
**Ungeschickte Leute.** Geschichten. 3. Auflage
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50
**Junge Liebe.** Novellen. 4. Auflage Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—
**Mann und Weib.** Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50 In Leinenband M. 3.50
**Moschko von Parma.** Erzählung. 4. Auflage
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—
**Neue Novellen.** 2. Auflage Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—
**Tragische Novellen.** 2. Auflage Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50
**Der Pojaz.** Eine Geschichte aus dem Osten. Mit Porträt. 6.—8. Auflage
Geheftet M. 4.50 In Leinenband M. 5.50
**Der Präsident.** Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.— In Leinenband M. 3.—
**Die Reise nach dem Schicksal.** Erzählung. 3. Auflage
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—
**Die Schatten.** Erzählung. 2. Aufl. Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—
**Judith Trachtenberg.** Erzählung. 5. Auflage
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—
**Der Wahrheitsucher.** Roman. 3. Auflage. 2 Bände
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 8.—
**Leib Weihnachtskuchen und sein Kind.** Erzählung. 3. Auflage
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

---

**Der alte Damian und andere Geschichten**
Inhalt: Der alte Damian — Friedele — Michele der Suchende — Der Kerkermeister — Die Nachbarn
(Cotta'sche Handbibliothek) Geheftet 25 Pfennig

---

**Halb-Asien. Land und Leute des östlichen Europa.** 6 Bände
Geheftet M. 21.— In 3 Leinenbänden M. 25.—

Hieraus einzeln:

Band I|II: Aus Halb-Asien. Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. 4. Auflage
Geheftet M. 7.50 In 1 Leinenband M. 9.—
Band III|IV: Vom Don zur Donau. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. 3. Auflage Geheftet M. 7.50 In 1 Leinenband M. 9.—
Band V|VI: Aus der großen Ebene. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. 2. Auflage Geheftet M. 6.— In 1 Leinenband M. 7.—

**Aus den Vogesen.** Reise- und Kulturbilder
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—

---

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

# Berthold Auerbachs Werke

## Neue wohlfeile Ausgabe

12 Bände. Geheftet M. 20.— In Leinenband M. 28.—
Jeder Band ist zu dem unten beigefügten Preise auch einzeln käuflich

Inhalt:

### Sämtliche Schwarzwälder Dorfgeschichten. 4 Bände

Erster Band. Mit einer biographischen Einleitung und dem Bilde des Dichters. Inhalt: Die Kriegspfeife — Des Schloßbauers Vefele — Tonele mit der gebissenen Wange — Befehlerles — Die feindlichen Brüder — Ivo, der Hajrle — Florian und Kreszenz — Der Lauterbacher — Erdmute — Hopfen und Gerste — Luzifer Geheftet M. 1.80 In Leinenband M. 2.50

Zweiter Band. Inhalt: Der Tolpatsch — Der Tolpatsch aus Amerika — Die Frau Professorin — Des Lorles Reinhard — Sträflinge — Das Nest an der Bahn Geheftet M. 1.80 In Leinenband M. 2.50

Dritter Band. Inhalt: Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg — Der Lehnhold — Der Viereckig oder die amerikanische Kiste — Der Geigerlex — Ein eigen Haus — Barfüßele Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 2.70

Vierter Band. Inhalt: Joseph im Schnee — Brosi und Moni — Edelweiß — Brigitta Geheftet M. 1.80 In Leinenband M. 2.50

### Auf der Höhe. Roman. 2 Bände

Geheftet je M. 1.50 In Leinenband je M. 2.10

### Das Landhaus am Rhein. Roman. 2 Bände

Geheftet je M. 1.50 In Leinenband je M. 2.10

### Waldfried. Eine vaterländische Familiengeschichte. Mit einem Anhang: Was will der Franzos? und Was will der Deutsche?

Geheftet M. 1.40 In Leinenband M. 2.10

### Spinoza. Ein Denkerleben

Geheftet M. 1.20 In Leinenband M. 1.70

### Deutsche Illustrierte Volksbücher

Mit über 400 Bildern nach Originalzeichnungen von M. Artaria, K. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, A. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, L. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. a.

2 Bände. Geheftet je M. 2 — In Leinenband je M. 2.80

BINDING SE

FEB 25 1

Us presentem la més
àmplia oferta en:

Literatura
Filosofia
Idiomes
Diccionaris
Filologia-clàssica
Lingüística
Secció alemanya
Llibres catalans
Turisme
Informàtica
Art
Política
Sociologia
Antropologia

PI
CARDS
UNIVER

DR
14
F7
1912

Franzos, Karl Emil
Vom Don zur Donau